Taschenbuch

für

KUNST und LAUNE

auf das Jahr

1801

von

L. B. Cramer

Köln

bei

Maas und Sohn

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Die Römer unterjochten Griechenland und Ägypten und sie verfolgten ihre unwiderstehliche Sieges so weit: daß sie nicht zufrieden mit der Beute der Nerve des Staats, auch die ewigen Monumente des Volks, seines Geistes und seiner Kunst nach Italien überbrachten. Versetzt ausser ihrem natürlichen Boden und nun des Interesse ihres Ursprungs und ihres Heiligthums entblößt, häuften sich in den Mauern Roms die Schätze der Besiegten, welche sonst zertheilt durch Städte und Provinzen, ist in einem einzelnen Stücke der Stolz und der Ent-

thusiasmus einer Nation waren. Nicht nur die Tempel, die Häuser der Prokonsuln, die Paläste der Cäsarn, die Ville eines Hadrians — selbst die Marktplätze und Gassen Roms strotzten vollgepreßt von Gemälden, Statuen, Obelisken, Bogen, Säulen und Simsen griechischer oder ägyptischer Kunst. Unberechnet, was davon die wechselnden Prätoren oder Pächter der Provinzen *, ein Verres oder schlimmere seines Rangs an verrathenen Überresten noch in der Folge für eigenen Geiz aufzusammeln pflegten.

So frohnten die edelsten Denkmäler von Geist und Kunst endlich nur dem Luxus, und — durch dessen Besitz, Geschichts oder Kunststudium für die Nachwelt gewonnen hätte, das wurde zulezt in der Menge

* Quid aliud tunc praetores. *Juvenal.*

vergeſſen und verlohren. Druck, Armut, Entlegenheit, Schmerz, Abſtumpfung, hundert Hinderniſſe lagerten ſich um den Genius der Beſiegten, daß es allmählig ſie nicht mehr anwandelte über die Künſte, worin ſie einſt allein Meiſter waren, in der ſchwelgenden Stadt an den Spolien ihres Eigenthums einen Unterricht zu holen, deſſen Production dennoch für ſie verlohren war.

Von der Epoche der Siege Roms ſchreibt ſich alſo der Keim der Schwindſucht des griechiſchen Geiſtes in den Werken der Künſte, den in ihren Reſten die Nachwelt noch immer angeſtaut, aber bisher noch nicht wiedergefunden hat.

Sollte dieſes auch jezt das Loos der Völker ſeyn, wovon der, die Römerthaten ſo glücklich nacheifernde Franke die verlaßenen Schätze der flüchtigen Herrſcher, die Palladien der Republike, die ehrwürdigen

Urzeugniße der Geſchichte, der Völker, die ewigen Geſchenke unvergeßlicher Patrioten, die Ornamente des Kults, die Hülfsmittel ihrer öffentlichen Erziehung, die Monumente des Ruhms ihrer Künſtler, ihres Nationalgeiſtes, ihres Fleiſſes nunmehr in ſeiner Hauptſtadt auf unüberſehbare Haufen zuſammengeführet hat?

Der Stolz der Siegers zwingt die Welt, die erſten Meiſterwerke der alten und neueren Kunſt izt im Mazazin ſeiner Trophäen zu ſuchen. Der reiche Ausländer, ſelbſt der ſtolze Britte, der teutſche Adel und Unadel wird ſchon bald wiederum mit dem Schweiß ſeiner Unterthanen und den Erſparniſſen ſeiner gehorſamen Gläubiger beladen dahin ſtrömen, um zu gaffen und zu genießen, und den Exuvien ſeiner Nation zu huldigen; der Thor wird da bewundern, was er im Vaterland nicht kannte.

Dir mögen die Götter helfen, junger furchtſamer

Künſtler, armer entlegener Herkunft, der du verſcheucht vom wohlfeilen Rom, wo Raum, Luft und Ruhe, und die zerſtreute Tempel der Kunſt, deinem Leben und deinen abgeſezten Betrachtungen ſo viele Vortheile darreichten, nun auch hier Unterricht und Bildung hohlen muß! Von deinem Dachſtübchen am Saume der Weltſtadt windeſt du dich täglich mit deiner Papiertaſche, vier, fünf Stunden lang, durch eine Ebbe und Flut von Dränger und Räder, um zum Central-Gefängniß der Meiſterwerke für deine Studien zu gelangen, wo dich nun der Schwall der Gaffer und Schwäzer wegſtößt, wenn du auch den Reizen der öffentlichen Freuden entſchlüpft biſt. Oder, glückt es dir Corinth zu ſehen, haſt du hohen Geiſt ein Schöpfer zu werden, ſo wird Liebe, Ruhm oder Gold dich da feſſeln, daß es dir nicht anwandelt nach deiner dürftigen Heymath zurück zu ſehn,

die nach zerſtörten Inſtituten nun entblößt von öffentlichen Wohlthätern, nicht mehr ſelbſtſtändig ſich nur nach den Tagserzeugniſſen der Hauptſtadt ſehnen wird —

Hier wird die Monarchie der Mode und des Luxus mächtiger werden, als ſie je war, wird jedem fremden Genius entgegen, Despotismus über ſeine Kultur, Conventionalität in ſeinen Geſchmack werfen, und — mitten in der Schwelgerey des Schönen und der Freyheit, wird man die hohe ſtrenge Venus Urania! in deinen Tempeln Ehrfurcht heucheln, aber deine Geſetze bald vergeſſen. —

So wär denn das periodiſche Parallel zwiſchen der alten und neuen Weltſieger gezogen, und die allmählige Zurückgleitung in den Verfall des Geſchmacks für einen großen Theil der erniedrigten Welt vorbereitet. —

Aber, wo geräthſt du hin blöde feindliche Beſorgniß! unwehrt wär die große Nation des Ruhms ihrer erhabenen Siege, wenn je die Folgen davon der Nachwelt ſo ungünſtig ſeyn ſollten. So, wie ſie ſelbige für die Siege der allgemeinen Menſchheit über den Druck ihrer Geiſteskräfte hält, ſo ſind es auch Siege für die Kunſt, die nur durch Freiheit gedeyhen kann. Griechenlands höchſte Meiſterſtücke waren ja nicht aus den Zeiten ſeiner ſpäteren kleinen Despoten. Beſchränkt und bettelnd ſchmiegen ſich durchgehends die Muſen unter den kleinen Scepptern, welche jedes Aufſtreben von Genie und Kraft durch Furcht oder Mangel niederdrücken. Es ward Bedürfniß eine neue Epoche für die Kunſt zu erwecken, die durch die Translokation ihrer zerſtreuten vornehmſten Werke, ſelbſt durch unſere Verluſte ihre vorige Achtung zurückfodert. Die Völker ler-

nen und fühlen nun erſt, was ſie hatten. Von nun an wird jeder National Genius ſich mächtiger aufſtreben, ob es ihm nicht möglich ſey, wieder ſelbſt Schöpfer zu werden. Die ältergewordene Welt hat über ſo viele blos materielle Machwerke, die ſie kälter bewunderte, den jugendlichen Geiſt des Schönen verlohren. Die Freyheit der Volker iſt ihre Verjüngerinn. Ihre Ideekraft fühlt ſich neu, pfroft ſich auf die der Griechen. Das Studium ihrer Kulturgeſchichte und ihrer Mythik hat ſeit einigen Jahren Schriftſtellern und Kunſtverwandten neue Bahnen eröffnet oder vielmehr die alten wiedergezeigt. Freyheit, Erziehung, Gymnaſtik, beßere Geiſtesmoral wird ſelbſt eine ſchönere Plaſtik in die künftigen Geſchlechter zurückführen; denn die Natur hat die reinen Originale ihrer Schönheiten noch in ihren ſeltenen Bildungen aufbewahrt.

Das Studium der alten Kunſtwerke war ſelbſt, wo es am mehrſten herrſchte, in ſeinen zerſtreuten Quellen, übel und anarchiſch geordnet, wie wenig hatte man ihm noch abgewonnen? Der Geſchmack am reinen Schönen kann, muß nun wieder über das Materielle heraufſchwimmen, Waſſer und Geiſt ſich ſcheiden, die wahre Praktik ſich erleichtern. Wo iſt dies möglicher als durch die Zuſammenſtellung der erſten Werke aller Jahrhunderte, durch die hier offene Vergleichung der Kunſt-Rivale jeder Zeitalter, die Entdeckung und Würdigung ſo mancher relativen Vorzüge. Auf dieſem Standpunkte kommen die Nationen zuſammen, hier wird der Ruhm und die Nachahmung des beſſern allgemeiner, die Geſchichte des allmähligen Kraftſchwungs eines bewunderten Meiſters belehrender. Es verbreiten und heften ſich die Kenntniſſe, ſelbſt durch die Anſchauung der ge-

troffenen Wahl der Stücke; durch ſagen und nachſagen fließt die Liebe zum wahren Schönen in die Klaſſen des Volks, die deſſen Genuſſes ſonſt müßig lebten. — Wer mag hier den Gewinn für die geſammte Menſchheit verkennen wollen! könnte ſich anders der Kunſtgeiſt des alten Griechenlands in unſere Zeiten wieder herüber ziehen laſſen!

Heiter hat ſich ſchon unter den Deutſchen dieſe Dämmerung eines neuern Jahrhunderts für die Kunſt angekündigt. Nach Winkelmanns und Mengs haben Volkmmanns, Ramdohrs Förſters, Merizens, Hofſtäters Kunſtreiſen, haben Schlegels Athenäum und Göthes Propiläen es nahe herbeygeführt. Dieſe Lektur fängt ſchon an den Romanen und den Sagen der Vorzeit ihr Ende zu verkünden und mit reinerer Nahrung die guten Geiſter zu ſpeiſen. Das Intereſſe über Kunſtwerke

wächst. Insonders haben eben jene hochgepriesne Kunsttrophäen der Franken aus Italien, aus den beyden Niederlanden und den Rheingegenden die Neugierde mehrerer über ihr Wesen und ihren Wehrt gereizt. Wie könnte man also für das Interesse der Unterhaltung und des Unterrichts dermalen gelegentlicher und nützlicher der Wißbegierde begegnen, als durch das so beliebte Vehikel eines Taschen-Buches, welches neben seinem angenehmen für die Laune, nun auch in der Darstellung einiger jener Hauptwerke, das Belehrende für Kunstgenuß anbeut.

Um diesen Zweck zu erreichen, hat der Verleger sieben der vortrefflichsten, nun im Central-Museum in Paris sich befindenden Gemälde, von einem der geschicktesten Pariser Künstler in Kupfer stechen lassen, welche hier mit der unterrichtendsten Beschreibung begleitet sind. Die Bedeutungen mancher

Kunſtwörter darinn mag der Leſer in dem beliebten Düſſeldorfer Taſchenbuche vorigen Jahres oder leicht aus dem Munde jedes etwa für Kunſtgenuß ſich bildenden Mannes erhalten. Dieſes zum Motiv des Titels:

Taſchenbuch für Kunſt und Laune.

Nro. 1.

Die H. Jungfrau und die vier Schutzheiligen von Perugia.

Gemäld auf Holz,

Hoch 1 Mietre 92 Cent. (6 Fuß 10 Zoll... franz. Maas.) Breit 1 Met 65 Cent. (5 Fuß 10 Zoll...)

6 Figuren halb Lebensgröße

von Pietro Vanucci, genannt Perugine, dem Meister Raphaels, gebohren zu Perugia 1446; gestorben 1524

Das Gemälde zeigt in einer Halle oder Kapelle (deren Gewölbe von vier, ins Perspektiv gestellten Säulen unterstützt wird) einen Altar, worauf ein schöner nischenförmigter Thronsessel steht. Hier sitzt Maria größtentheils mit einem reichbesäumten Mantel überdeckt. Auf ihrem rechten Knice ruht

ſtehend und ſorgſam umfaßt, der kleine unbekleidete Jeſus. Sein Köpfchen wendet ſich etwas ab ſeits zu den hier unten ſtehenden zwey Heiligen ſanft herab; der Kopf der Maria neigt ſich freundlich zu jenen der linken Seite. — Die beyden rechts ſind St. Laurenz, in eine lange weite antike, oben und unten mit erhobener Arbeit reich geſtickte Dalmatika gekleidet. Sein Karakter iſt erſte Männlichkeit mit Unſchuld und Fleiß, ſich in ſeinem Levitengeſchäfte zu üben, bezeichnet. Er lieſt aufmerkſam in einem mit beyden Händen angehaltenem Buche. Hinter ihm erſcheint nur mit Kopf und etwas Kleid der H. Ludwig Biſchof von Toulouſe. — Die zwey Heiligen links ſind zwey perusiſche Biſchöfe: Herkulan mit einem kahlen Haupte. (Entſchloſſenheit und ſtrebende Andacht im Ausdruck, trägt Er in der Rechten den Stab; und die Linke mit Anſtand gegen die Bruſt hin gebogen, Sein Chormantel iſt großfaltigt von reichen Stoffe künſtlich in ſchönen Laubſchwingungen gemahlt. Hinter

ihm raget der infulirte Kopf des Biſchofs Conſtantius herüber: nichts weiter als das Bild eines gutmüthigen Karakters.) — Im mittlerem Raume vor dem Altar erſcheint eine zwey Stufen hohe Steigbank, die in ihren Feldern mit einer Gattung Arabeske ſehr angenehm verziert iſt. —

Dieſes Bild war ſiebenzehn Jahre vorher von dem perusiſchen Maler Pietro Galeotto angefangen worden; durch deſſen Tod blieb es aber über die Halbſcheid unvollendet, bis es dem Vanucci Perugino übertragen wurde. Dieſer hat nun ſeinen Theil Arbeit ſo vortreflich angeſchmolzen, daß man nicht ſagen könnte, was jedem zugehörte: wenn ſich auf dem Fuſsſchemmel der h. Jungfrau nicht die Handſchrift befände (Hoc Petrus de Castro Plebis Pinxit:) und eben dieſe Figur Vanuccis Arbeit verriethe.

Idee, maleriſche Erfindung, (Zuſammenſetzung, Anordnung des Ganzen) iſt hier nicht zu bewundern. Die Figuren ſind faſt ſymmetriſch, wie Bilder vom

Kuſſer auf den Altar geſtellt. Die von hinten her vorragenden Biſchofsgeſtalten erſcheinen in gleicher Höhe, wie ein paar Wackelköpfe. Die Formen der Stehenden ſind faſt noch gothiſchen Stils, ſcharf und roh. Maria ſammt ihrem Stuhle und allenfalls der obere Theil des ſtabtragenden Biſchofes haben durch Vanuccis Korrektion, vor den übrigen mehr Geſchmack in Anlage und Wendung.

Aber die feſte Zeichnung, die Gabe der Ruhe, des gefälligen im Ausdruck, Wahrheit und Simplicität ohne Kunſt Affectation, der höhere Fleiß im Detail, die Farbenharmonie, und, daß es ſo ein erhaltenes Hauptſtuck des Meiſters vom großen Raphael ſey, dieſes ſind unläugbare Verdienſte des Gemäldes, welche zwar leider! dieſe Nachbildung im Kupferſtiche nicht alle verrathen kann; die aber, ſammt dem Rufe des Bildes ihm einen ehrwürdigen Plaz im Central-Muſeum verſchafften.

Perugin lehrete mit Leon. da Vinci bey And. Verrochio. Er kann in manchem Betracht für den be-

ſten Maler des damaligen Zeitalters gelten. Ohne ihn hätte Raphael nicht ſo frühe jene Sicherheit und Korrectheit ſeiner Linien, jene Beſtimmtheit im Ausdrucke und ſelbſt nicht ſeine Wiſſenſchaft der Farbenharmonie empfangen. Perugino verband damit die höchſte Feinheit und Reinigkeit im Pinſel. Ein Kennzeichen ſeiner Arbeit, ſo wie der erſten Arbeiten ſeines Schülers von Urbin ſind noch vielmals die, mit Gold aufgelegten Kopfſcheine und Ränder an den Bekleidungen und dgl.

Vanucci ſtarb aus Unmut, daß ihm ein beträchtlicher Theil ſeines geſammelten Reichthums geſtohlen ward.

Dies Bild war ſonſt das Altarblatt der Kapelle im Magiſtratshauße (Palazzo del Magistrato) zu Perugia. Einige neuere haben auch Striche von Raphaels Hand darin ſehen wollen, allein Raphael war 1495 erſt 12 alt. Nun von Werke dieſer Meiſters zu einem ſeines größern Schülers.

Nro 2.

Die Verklärung Christi (Transfiguration) von Raphael Sanzio von Urbin.

Gemäld auf Holz,

Hoch 4 Met. 9 Cent. Breit 2 Met. 80 Cent.
(12 Fuß 7 Zoll...) (8 Fuß 7 Zoll...)

27 Figuren Lebensgröße.

Das vornehmste Gemälde unter den Spolien der Kunst, welche der Franke aus dem Orte seiner Schöpfung wegführen konnte, und das nun im Pariser Museum die Huldigung der Menschheit empfängt. Raphael starb nur 37 Jahr alt, als es kaum vollendet war und während der drey Tage seiner allgemeinen Todtenfeier hieng es in der Kirche über seiner Leiche, wo ihm Rom im Namen der Welt zugleich Bewunderung und Thränen op-

ferte. Der Eigenthümer des Bildes der Kardinal Julius Medices, der es beſtellt und dem es Raphael für den Preiß von 655 röm. Ducaten erlaſſen hat, hielt es noch drei Jahre bey ſich; dann ließ er es auf den Hauptaltar in der Kirche St. Pietro Monterio aufſtellen, wo es oft abgezeichnet und kopirt, aber nur einmal herunter genommen worden iſt, um in Muſaik für die große Peters-Kirche im Vatikan ausgeführt zu werden.

Dies ewig ſymboliſche Muſter der Kunſt nahmt ſich dermalen im Central-Muſeum mit dem Gemälde der Himmelfahrt Mariä von 20 Figuren (welches Raphael in ſeinem 17 Jahre verfertigte) um zum Maasſtabe des Raumes zu dienen, welchen der Übermenſchliche in 20 Jahren ſeiner Blüthe durchlief, und welchen ſein Kunſtgeiſt im Verhältniß von Alter und Erfahrung noch einſt erreicht haben würde. Der Etof iſt aus Lucä Kap. 9. v. 30.

Auf dem Berge Thabor ſchwebt der Heiland zwiſchen Moſes und Elias in einer Lichtwolke über die

Erde erhoben. In dankbarer Verehrung für dieſes beſtätigende Zeugniß ſeiner göttlichen Sendung, richtet er Arme und Augen zum Vater hinauf. — Sein Kleid iſt Sonne. Schön und göttlich geiſtig iſt ſein Schweben. — Die beyden Propheten ſind jedoch an Würde, wie an Kunſt Anlage unter ihm. Ihre Geſichter ſind beyde Profile. Ihre Formen weniger edel und die Wendung des Elias ſcheint zu mühſam. Petrus, Johannes und Jacobus, die der Meiſter als lebende Zeugen dahin mitnahm, wo die Stimme des Vaters ihn zu ſeinem geliebten Sohn und dem göttlichen Lehrer der Menſchen ausrief, ſind von der Erſcheinung betäubt. Jacobus betet an, ſein Geſicht zur Erde geworfen; Johannes ſtürzt zurück, erſchrocken vor der Klarheit, die Hand vor den geblendeten Augen. Petrus iſt wie im Übergange vom Schlafe zum Wachen, unmächtig zu ſchauen. Hierinn iſt Wahrheit, Wechſel in der Anordnung und Stellung, Lichtauffall, Bekleidung, alles im höchſten Punkte vereinigt.

Eine Epiſode von zwey, unter einem Baume am Rande des Berges linker Seite knieenden Diaconen, zeigt der wahrſcheinlichſten Sage nach, die Neffen des Kardinals Medices, die Raphael aus Gefälligkeit hier verewigte.

Indeß bringt eine gläubige Familie zu den unten am Fuße des Thabors wartenden übrigen Jüngern ihren, vom böſen Geiſte geplagten Sohn. Dieſe voll Mitleiden und Sorgfalt betheuren hier nicht helfen zu können Sie zeigen den Berg hinauf, wo Der ſich izt aufhalte, der über Tod und Krankheit gebieten könnte.

Schwer war die Aufgabe, dieſe doppelten Handlung auf einem ſo engen Raume darzuſtellen. Der Berg konnte keine zulängliche Höhe erhalten, oder hätte ihm Raphael ſie auch perſpektiviſch in Höhe oder Entfernung geben wollen, wie klein und faſt unſichtbar hätten die oberen Figuren ausfallen müſſen; oder würde in der, hier beigezogenen Nähe rung, das obere große Licht die untern Figuren be-

leuchtet haben: hätte dieſes nicht die Entſchuldigung der Apoſtel wegen der Entfernung des Heilands widerlegt, und wär es für die maleriſche Wirkung ſo zuträglich geweſen, durch ſolchen Lichtguß die ſchönen Handlungen und Figuren unten, von vornehmer, im Dunkel halten zu müſſen. Aber Raphael voll Geiſt und Vernunft, jene poetiſche Lizenz klug anzuwenden, machte die vordere Felſenſeite ſeines Tabors ſteil; daß nur deſſen obere Fläche von der Glorie erleuchtet blieb. So erhielt er durch die Unzugänglichkeit des Berges hierſelbſt Raum und Hintergrund für ſeine untere Vorſtellung.

Hier hält der kummervolle, mit aufgeſperrtem Auge hilfgierige Vater den unglücklichen Jüngling; Er faßt ihn bei Arm und Bruſt im Anfall ſchrecklicher, aber, (wie die keuſche Sprache der Kunſt ſie ausdrucken muß) gar nicht ſcheuslicher Gliederzuckungen; die beklommene Mutter kniet, auf ihn zeigend, neben ihm. (Ein ſchöner affektvoller Kopf.) Eine, im Vordergrunde knieende Anverwandte, voll

Anſtand und Grazie, angenehm in Form, Wendung, Kleidung und Haarauffatz, voll Geiſt im Geſichtsſchnitt ſcheint mitgekommen zu ſeyn, um das Wort der Bitte an die Jünger des Heilands zu richten. Hinter dem Vater erheben ſich mehrere Verwandte, Nachbarn und Volk, wie ſichs aus dem Grade des Intereſſe der Bewegung und Mine ſchlieſſen läßt. Einige wollen die Apoſtel auf die Symptome aufmerkſamer machen, andere ihnen die Urſache auslegen, andere bitten, andere ſind nur Schauer; ein paar hintere Hände heben ſich gegen den Berg, als wollten ſie fragen: ob's nicht möglich oder beſſer ſey, ſelbſt dahinauf zu gehen. Dieſe ganze Gruppe der Angekommenen ſenkt ſich vortreflich bis faſt gegen die Mitte des Bildes zu. Wo das ſchöne knieende Weib mit unbedekter Schulter und Fußſohle und hohem Gewandwurf merkwürdig iſt. Überhaupt iſt dieſe ganze Vertheilung der Körper, und vorzüglich der Köpfe durch Alter und Mine, durch Geſchlecht und Farbe von

Haut und Kleidung: am mehrſten jedoch, durch den individuellen Ausdruck jeder und verſchiedener Gefühle, voll Geiſt und Kraft.

Zur linken Seite der Tafel erſcheinen nun die neun, theils hier ſitzende, theils ſtehende Apoſtel. Bey dem unerwarteten Vorfalle äuſſern ſie in den abwechslendſten Bewegungen ihrer Körper Mitleid, Verlegenheit, Hilfsbegierde, Entſchuldigung, Verſicherung, Hoffnung. Johannes antheilvoll ſich zur Sprecherinn herbeugend, will gleichſam ſein Innerſtes öfnen, ſeine Unvermögenheit zu verſichern. Neben ihm jenſeits der erdhaltende Bemitleidende, dieſſeits der ehrwürdige Herauf weiſende mit der Philoſophen-Mine, voraus der ſitzende überm Leſen aufſchauende Andreas mit ſeinem vortreflich aus der Gemälde herausſtehenden, durch Raphaels Meiſterſtrich beſonders karakterisirten Daumen, welche Phyſionomien, welche individuelle Sprache der Seele, die nirgendwo anders ſo hinpaßte, ganz Antwort auf die verſchiede-

men Fragen der vorigen Gruppe. — Hart am Felsen zeigt noch ein eben dazu gekommener, den Kopf herüber ſtreckender Jünger nur Vorwiz ohne Intereſſe aus ſeiner kalten ſtumpfen Egoiſten-Mine ſchlieſſet man deutlich, daß Raphael hier den künftigen Verräther ſeines Meiſters habe bezeichnen wollen.

In der kommenden und in der wortenden Gruppe überall vortrefliche Bekleidung. Ein Faltenwurf der ſelten willkürig nach Stoff und Lage jeder Gliederwendung, und ſo gar oft noch der, eben vorhergegangenen nachzufolgen ſcheint. In den handelnden Extremitäten (unter denen Raphaels Weisheit die unthätigen natürlich wegzuwenden oder zu verſtecken wußte, wodurch er dem ſcheerenmäſſigen Durchkreuzen und den geſuchten Contraſten ſo vieler Meiſter entgieng) welcher Wechſel, welche Bedeutung in der Bewegung, welche Präciſion!

So weit iſt Dichtung, reichhaltige Erfindung und Ausdruk hier bewunderungswürdig, die Anordnung für den Raum vortreflich benuzt, ein ſicheres Gleich-

gewicht unter den Gruppen beobachtet. Nichts hindert das andere. Unterdessen für die malerische Austheilung und Wirkung der Figuren, und ihrer Theile könnte man den betrachtenden Praktiker hier schon auf die Warnung: ne quid nimis (nur nicht irgendwo zuviel) aufmerksam machen, z. B. hinter der Gruppe des Besessenen, wo zwischen den Armen und Schultern ihrer Nachbarfiguren schon ein paar hervorragende einzelne Köpfe den Raum zu vorsetzlich und müssig füllen, dann über dem Kopfe des Vaters, wo zwey hintereinander aufgehobene Hände in gleicher Wendung parallel längs einander laufen, und die hintere der Schatten der vordern zu seyn scheint. Die Gruppe der Apostoln ist in großen Massen abgetheilt, hier ist für jede Figur ein glücklicher Hintergrund gefunden, und bis zum Haarwuchs alles deutlich und bedeutend. Aber es haben hierinn auch Kritiker bald etwas eckigtes, bald etwas schweres, und in der Zusammenstellung der gegeneinander gerichteten zwey Hauptgruppen, eine etwas horizontalgrade Endi-

gung der oberen Berührungslinie anmerken wollen. Andreas ſitzt mit ſeinem Buche, auf zwey in Form eines Marterkreuzes über einander geſchränkten Hölzer — iſt dies ſein Diſtinctifzeichen Weiſſagung ſeiner Todesart, oder Anachronismus?

Das Urtheil über das Colorit dieſes Bildes läßt ſich nun immer im Muſeum zu Paris beſtimmter angeben, wo es dem Auge genähert iſt. — Jedoch fragt es ſich, ob es dadurch für dieſen Theil der Kunſt an angenehmer Täuſchung nicht im Grade verliere, als es izt an der genauern Entdeckung der entſcheidenden Umriſſe zum Vortheil der Zeichnung gewonnen zu haben ſcheint. Jedoch, wo iſt das Kunſtwerk des Pinſels, welches die harmoniſche Vereinigung aller hier möglichen Vollkommenheiten darbeut? Raphael hatte damals aus zu vieler Beſchäftigung ſchon gepflegt, die Partie des Colorits ſeinen Schülern zu überlaſſen: Er ſelbſt legte nur die korrigirende Hand daran. — In dieſem Gemälde der Transfiguration hat er zwar vieles ſelbſt gemahlt,

und man bemerkt: (daß ich mich der Worte des hier competenteſten Richters, unſeres Mengs bediene) darinn ein ſehr gutes Colorit; aber es iſt ſich nicht allenthalben gleich. Die männlichen Figuren ſind beſſer gefärbt, als die Weiber. Einige Parthien ſind darinn nicht von Raphael ſelbſt gemahlt, z. B. der Beſeſſene mit ſeiner Gruppe, worinn man den furchtſamen Pinſel des Julius Romanus erkennt. Die Köpfe der Apoſtel ſind von Raphael retouchirt: denn hier zeichnen ſich ſeine kecken und meiſterhaften Pinſelſtriche aus. — Inzwiſchen iſt der Ton des Colorits nicht abwechſelnd gnug, und das Fleiſch ſcheint hart und aufgetrocknet zu ſeyn. Seine Halbtinten ſezte er blos mit, ins grau und ſchwärzlicht, ſich verwandelnden Farben zuſammen. Die Zeit hat das Feine der Harmonie daran zerſtört. Die Schatten haben in dieſem Gemälde nachgeſchwärzt. Der Kopf des vordern Weibes iſt etwas kalt und grau; er war wohl nicht ſo, Raphael hat ihn, um das gefällige Glatte des Julius

lius Romanus» beyzubehalten, zu leicht retouchirt — hingegen die große Zehe an ihrem Fuße, den er um einen Fehler in der Anlage zu bedecken, ſtark impaſtirte, iſt auffallend beſſer als das übrige und zieht, wie der Daumen des vordern Apoſtels, das Auge inſonders an. Die todten Gegenſtände, Pflanzen und Gründe ſind oft ſcharf; aber Natur und Fleiß mangelt nicht daran, Wiederſcheine fehlen wohl ganz im Bilde. Dieſes Gemälde erreicht aus dieſen Gründen nicht das Colorit ſeiner Freskomalereien im Vatikan: hier erſcheinen die Erdfarben, die er verarbeitete, viel ſchöner als im Oele. Unerachtet dieſer ſtrengen Beobachtungen hat doch auch der Coloriſte an der Transfiguration hohen Stof zu ſeiner Betrachtung.

Raphael war der gelehrteſte Maler, und er bleibt wohl für alle Zeiten die Sonne der mehrſten Partien der Kunſt. Pouſſin und Mengs folgen ihm in der Erudition. Mengs iſt ihm am nächſten: Leſueur griff ihn in Manchem; aber

die Seinigen haben ihn nicht erkannt. Die groſſen Italiäner Domenichino, Guido, Carracci, Titian, Correggio ſtiegen hoch in andern Bahnen und waren auch Maler. Domenichino ſpricht Raphaels Sprache am beſten. Unter Rubens entflammte ſich an ihm; aber zu wild und feurig ſchritt er zurück in die Dunſtbahn ſeiner Zeit und ſeines Klima's, und ward da Meteor.

Der Unübertroffene goß die Fülle ſeines Geiſtes für ſtät und unablöslich in die Mauern des Vatikans. Da wandle doch noch hin junger deutſcher Künſtler und Liebhaber, mit Mengs und Rahmdohrs Schriften und Göthe's Propyläen in der Hand, und ſtudiere ſeine Disputa, ſeine Meſſe von Bolſena, ſeinen Heliodor, ſeine Schule von Athen, ſeinen Cyclus der Schöpfung, ſeine Bibel, et eris mihi magnus Apollo.

Nro 3.

Eine H. Familie von Paolo Veroneſe.

Gemäld auf Tuch.

Hoch 88 Cent. (2 Fuß 8 Zoll ...) Breit 96 Cent. (2 Fuß 12 Zoll ...)

Paul Caliari iſt gebohren zu Verona 1532; geſtorben zu Venedig 1588 – gehört zur venetianiſchen Schule.

Maria ſitzt in einer graziöſen Körperwendung und drückt den kleinen, ſich an ihren Hals ſchmiegenden Jeſus mit der linken Hand zwiſchen dem goldenen Kopfhaar und dem Nacken an ſich, drey etwas ausgeſtreckte Finger legen ſich ſanft in das weiche kindliche Fleiſch; mit der andern Hand hebt ſie ihn ſorgſam etwas in die Höhe. Lieblich lächlend iſt

das Kind. Vortreffliche Ründung des roſigten Fleiſches, worin die Grübchen und kleine Druckungen die ſchönſte Natur ſind. Der Kopf der Maria, vielleicht ein Portrait ganz italiäniſchen Karakters, iſt mit Ernſt und Sanftmuth gemiſcht, etwas weit ſcheint ihre Bekleidung, aber ſchöne Dichtung im Faltenwurf und Farbenwechſel. Ein dunkler Schleier fließt ihr vom Haupt längs der rechten Schulter ohne Ende hinab und formirt mit dem rechten verſtehenden und linken abweichenden Knie für ſich eine vortrefliche Pyramidal-Gruppe. Der rechte Arm, welcher unter einem ſchön umgeworfenen Halstuche hervorragt, dann eine um das lieblich gebeugte Körperchen des Kindes gelegte, hier nachläßig herabfallende und über den Schoos ſich wellig hinliegende Windel macht durch die glücklich auffallenden Lichter das angenehmſte Farbenſpiel. Zur Rechten etwas hinter der Jungfrau erſcheint S. Joſeph auf dem rechten Arme ruhend: Ein ſchöner bärtigter aber im Auge etwas mislaunigtes führender

Kopf

Kopf ohne gefällige Körperform; zur Linken erſcheint eine Jungfrau ohne Attribut; (angeblich S. Catharina) welche eine flatternde Taube, für deren Bewegung das Kind ſich zu fürchten ſcheint, mit beyden Händen an ſich hält. Ihr, zur Maria hingewendeter Kopf zeigt den ſanfteſten Ausdruk im Auge und Mund. Ihr Hals iſt etwas lang und mit der linken Schulter zu gleichfliessend. Das Weiſſe der Hände auf dem weiſſen Bruſttuch und jenes der Taube zeigt die künſtlichſte Temperatur von Lichtfall, welches mit dem dunkeln Mieder ſtark auffällt. Das Coſtum iſt übrigens Conventionell nach venetianiſchem Schnitt des Zeitalters, und die ganze Figur ſcheint eben auch Portrait zu ſeyn. Hinter der Maria und dem Joſeph giebt ein ſchön blumigter Teppich faſt dem ganzen Bilde einen angenehmen Grund. Das Bild iſt ein Muſter ſchöner Anordnung, einer weiſen feierlichen Ruhe, eines vortreflichen Helldunkeln und Lokal-Colorits.

X X X

Man nahm das Gemälde aus dem Pallaſt Berilaqua zu Verona, wo es als Meiſterſtück ſeines Schöpfers berühmt war: obwohl Cochin dieſe Arbeit dem Brusaſorzé zueignen wollte.

Nro. 4 und 5.

Die Communion des H. Hieronymus von Agostino Carraccio und dieselbige von Domenichino.

Zwey Bilder einer Idee, das erste vom Meister, das zweyte von seinem Schüler, die durch den in der carracciſchen Schule daher entſtandenen Zwiſt, und den Neid, des Lanfranco gegen den guten Domenichino in der Kunſtgeſchichte eine merkwürdige Epoche gemacht haben.

Kürzlich war bisher das Urtheil über beyde Meiſterſtücke. Da jenes des Carraccio zu Bologna bey den Karthäuſern (denen man auch ſeine möglichſte Erhaltung zu verdanken hat) und das andere in Rom in der Kirche S. Girolamo della Carità geſehen wurde. Beyde ſind nun im Central-Muſeum zu Paris ſo nahe beyeinander gebracht, daß die

Kritik zur Untersuchung ihres Werths und zur Entscheidung des Streites sicherer schreiten kann.

Ein wahrer Vortheil für die Kunst, den wir hier mit der Vorstellung beyder im Kupferstiche, wegen Mangel der Extension und des Colorits, zwar nicht verschaffen können: indessen wird es den Minervalen des Schönen willkomm seyn, auch nur durch die Vergleichung jener Kunstpartien darin sich unterrichten zu können, deren Vorstellung hier möglich war.

Das Gemäld des Carraccio, auf Tuch.
Composition von 15 Figuren über Lebensgröße.
Hoch 3 M. 74 C. Brei[t] 2 M. 24 C.
(11 F. 6 Z....) (6 F. 9 Z....)

Augustin Carraccio, Bruder des Hannibal und Vetter des Ludwig Carraccio, dessen Schüler er auch war. Gebohren zu Bologna 1557: gestorben zu Parma 1602. Sie errichteten die berühmte Malerschule zu Bologna.

In der Kirche zu Bethlem, die Hieronymus über

der Stelle der Krippe Jesu gebaut hatte, läßt sich der 99jährige Vater von seinen Mönchen vor den Altar tragen, um seine letzte Communion zu empfangen. Diese Hauptidee ist eines großen Grades von Würde und Ehrfurcht für den Ort, für die Handlung und den Stifter selbst fähig. Eine sichere Zärtlichkeit in der Bedienung des Gutthäters und Lehrers, der Apparat der Religion, die möglichsten Differenzen von Formen in Stand, Alter, Kleidung, Bewegung, Architektur, so viel Anwendung des Ausdrucks der Menschlichkeit machte den Gegenstand zu einem wahren Konkurrenzstück für Meister in der Kunst.

Augustin und Hannibal verfertigten eine Zeichnung dazu um die Wette; und Hannibal wich.

Im Bild Augustins erscheint zum Grunde das Innere eines Tempels. Eine Durchsicht durch einen großen und tiefen Eingangsbogen, in der Mitte zeigt eine gebirgigte Gegend mit drey großen Bäumen. Neben dem Bogen kuppeln sich jeder Seits

mehrere Säulen, wahrſcheinlich römiſcher Ordnung: (Die Architektur iſt unrichtig und willkürig.) Entfernt vom Altar, davon hier keine Spur vorkommt, ſcheint der Prieſter mit dem Sakrament dem, in die Kirche hingebrachten Alten, entgegen zu kommen. Es entſtehen alſo zwey kommende Gruppen. Die Träger und Begleiter des Hieronymus, und der Prieſter mit ſeinem Gefolge. Aber alle dieſe ſind Mönche mit oder ohne Bart. Zwey halten den ſinkenden Alten: Einer unter den Achſeln; der andere unter dem Elenbogen, deſſen andere Hand aber einen ſehr unbedeutenden Geſt macht. Der über den Unterleib ſchönfaltigt bedeckte, ſonſt nackte Körper des ermatteten Greiſen iſt bewunderungswürdig. Sein Kopf voll Karakter eines durch Studien und eifrige Betrachtungen geübten noch denkenden Mannes, voll Innbrunſt und erhabner Ehrfurcht ſein ſcharfes Auge, im betenden zitternden Munde brennende Begierde nach dem ſtärkenden Heilsmittel. Die Haare ſelbſt am Augenwimper unter der

hohen Glatzstirne, um die Scheidel und am greisen Bart sind sprechend.

Er legt die, nicht unangenehm, knochigt, entkräfteten Hände über die Brust. Diese zeigt wie Bauch und Schenkel, noch den Überrest eines starken Muskelbaues. Seine Knie ruhen auf dem platten Boden, und nur das Anhalten der Träger: (ihr Ausdruck ist voll Theilnahme von Ehrfurcht und Schmerz) läßt die Last des unmächtigen Körpers nicht gar darauf sinken. Das den Unterleib bedeckende Gewand liegt natürlich schön. Sein ihm beygesetzter Löwe kömmt am Rande des Bildes nur mit dem Kopf und einer Tatze hervor, und leckt dem Heiligen die Sohle. Vor ihm liegt ein Todtenkopf. Dieser Körper mit seiner Gruppe erfüllt übrigens alle Bedingungen der Kunst.

Hinten dieser Gruppe erscheint weggekehrt aber mit halb umgewendeten schönen Kopfe, ein Mönch. Er faltet wie klagend die Finger seiner aufgehobenen Hände zusammen. Gleich dabey Gesicht fast gegen

Geſicht gekehrt, ragt ein bärtigter Kopf mit einer orientaliſchen Binde bedeckt herüber (ſoll eine Epiſode für den Ort der Scene ſeyn).

Die entgegen kommende Gruppe beſteht zuvorderſt aus dem, die Hoſtie bringenden Prieſter (die Figur iſt dickleibig; der Kopf maleriſch ſchön, aber eines mönchiſchen materiellen Karakters. Er iſt nach lateiniſchen Ritus, in einem für den Orient ſo wohl, als ſelbſt für damalige Zeit im Schnitte unrichtigen Meßgewande, ſonſt einer für den einfachen Faltenwurf, für Schatten und Licht und im großen Stiel ſchön gedachter Bekleidung). Ihm zu rechten Seite kniet ein jüngerer Mönch mit einem Kreuzchen in der Hand (ſchöner fühlender naiver Ausdruck im halbſchattigten, faſt Profil Kopfe). Zur Linken ein älterer bärtigter Mönch in affektirter Poſition halbkniend, ſeine Linke ſtützt ſich ſehr ungraziös auf eine gerade ſtehende Brennfackel; wogegen er die Rechte zu theatraliſch faſt unterm Halſe zur Bruſt hingewandt hält. Sein Glatzkopf ſchaut affektvoll auf,

und ſeine Naſe hebt ſich ins Licht. Der Faltenwurf ſeines Kleids und der Halbſchatten iſt vortreflich. Hinter ihm kukt verborgen ein, die Worte des Sterbenden in ein Buch aufzeichnendes Mönchlein durch die Schatten heraus; (Eine auch hiehin gezogene Epiſode). Noch vier, weiter zurück aufrecht ſtehende Mönche ragen zum Theil nur mit treflich gezeichneten Köpfen hervor. Der erſte hält traurig niedergeſchlagen ſeinen Kopf in der einen; und läßt die andere Hand, wofür juſt ein offenes Plätzchen übrig bleibt, dahin ſinken. Der Zweyte trägt den Kelch: Ein herrlich gezeichneter und beleuchteter ohne Motiv und ſonſtigen Antheil an der Handlung aufſchauender Kopf. Die übrigen zwey leztere ſind eingezogene, achtſame, ruhig fühlende ſich einander durch Licht und Schatten hebende Köpfe; vielleicht ſind ſie alle vom dickleibigten Prior bis zum ſchreibenden Mönchlein Portraite des Kloſters. Carracc i o ſcheint Mühe mit der materiellen Anwendung ihrer Hände gehabt zu haben; ohne Unterſchied iſt

hier oft die Linke zur einer Handlung angewandt, die der Rechten zukäm. Noch zwey ſchön gezeichnete Engelkinder fliegen anbethend in einer Wolke herüber.

Die Zeichnung des Ganzen iſt durchaus ihres Meiſters werth, die Köpfe ſind mehrentheils edel; die Anordnung könnte edler ſeyn. Die Stufen der Theilnahme ſind überdacht, aber der Raum iſt offenbar überladen — ſonſt Auguſtins Vorzüge, ſeine fleißige, gelinde Männer, ſein Geiſtreiches, ſein Großes ſteht in hinreißender Fülle da. Auguſtin war mit dem Werk ſelbſt zufrieden, und er ſchrieb darunten: AGO. CAR. FE. Er nahm von den Mönchen dafür nur 50 Thaler. Das Bild diente lang zum Hauptſtudium der carraccischen Schule, Domenichino war davon ganz durchdrungen, und daß er es ganz und ſtreng durchſtudiert habe, wird nun ſeine eigne Arbeit zeigen.

Communion des H. Hieronymus von Domenichino.

Gemälde auf Tuch.

Von 13 Figuren etwas über Lebensgröſse.

Hoch 4 M. 19 C. (12 F. 10 Z....) Breit 2 M. 58 C. (7 F. 11 Z....)

Domenico Zampieri, gebohren zu Bologna 1581; gestorben zu Neapel 1641.

Eine Variation eben des vorigen Thema's. Das Resultat, seines langen, tiefen praktisch- und kritischen Studiums über das berühmte Bild seines Meisters. Nicht aus Herabsetzung seines Werths, nicht aus der mindesten Unterstellung einer unartigen Leidenschaft gegen das Andenken des Augustin, dessen der unehrgeizige, bescheidene, furchtsame, so ver-

folgte Domenichino, nicht fähig war; vielleicht nur aus Mistrauen auf eine beßere Erfindung und aus Ehrfurcht gegen ſeinen Meiſter hat er es alſo angelegt und in der Nachahmung verbeſſert. Aber ohne ſich einzubilden, er würde ein Muſter hinterlaſſen, wie die Künſtler-Nachwelt von ihm, Ideen nachahmen und verbeſſern lernen ſolle.

Das Sujet zerfällt auch hier in zwey Gruppen, die Ankommende des Hieronymus und die Aufnehmende des Prieſters. In der erſten bringt man den, von Alterthum ſeiner ganz unmächtigen Mann gegen den Altar hin, wo ſeine Knie und Beine ſteif auf die bedeckten Stufen ſinken. Sey der Körper, wie H. v. Ramdohr will, im Gemälde des Agoſtino edler gedacht, zeige er durch die gefaltenen Hände mehr Innbrunſt, ſo iſt er hier doch noch kein Sterbender: wie R. vorgiebt. O wie doch denkende Maler immer ihr eignes Ich hineinmalen! Extrakcios, Hieronymus iſt ein Abdruck der Reſte eines kühnen feurigen unternehmenden, ab-

gehärteten; dieſer des Domenichin, eines ſtillern einſamen, beſcheidnen, in ſüſſen Enthuſiasmen oft hingerißnen, Mannes. Sein Körper iſt weniger ſtrof, ſondern angenehmer gefühlregender anzuſehen — ſeine Hüften liegen auf den Ferſen; der Leib ſinkt zurück in die Kraft der mit Tüchern ihn anſtändig greifenden Träger. Dieſes Rückſinken läßt im Vorderleibe, eine glückliche anatomiſche Lage des ganzen Muskelbaues und der Hautfalten ſehen. — Vortreflich maleriſch und züchtig gedacht fließt ein Leinengewand, von der einen Achſel über den Unterleib hin, und bricht die ſonſt gleiche Lage der Schoosbeine; ſeine Arme und Hände mit faſt paralyſirten Fingern, ſprechen, durch ihr erheben wollen, mehr, als ben dem unterſtützten Elenbogen des Carraccio. Der Kopf des, ſich ſchwach fühlenden Heiligen mit den halbgeſchloſſenen Augen, und dem ſanft lechzenden offenen Munde iſt noch voll Zeichen einer innigen Seelenruhe und Junbrunſt, die mit allein Bewußtſeyn, zur Vereinigung mit dem Hei-

lande verlangt und noch selbstständig ist. Sanft, edel und sprechend ist dieser Kopf mit seinem ehrwürdigen künstlichen Graubarte, der sich in sanfte Schatten an die Brust verliert. — Die ganze Masse des Nackenden zeigt die mildesten Lichterhöhungen, und ein Helldunkel, wie es der Natur abgestohlen ist. Form und Zeichnung ist ein Produkt des Studiums der Antike und der Wahrheit.

Dieser helle Körper ist nun die Haupt-Lichtmasse der mit ihm handelnden vortreflichen Gruppe. Vier männliche in thätiger Hülfe oder Theilnehmung beschäftigte und eine weibliche Figur umgeben, und gründen ihn mit mehrere dunkeln Partien, die aus ihren Beugungen und Wendungen entstehen. Eine überdachtere Gruppenform, schönere Anordnung, Varietät und Wechselwendung der Köpfe und der Schultern, schönere Lichtvertheilungen kann man nicht denken. Alles bis zu den Falten ist richtig motivirt. Insonders macht die Figur des, ihn anstaunenden jungen Mannes im hintern Grunde der

Weiblichen, mit ihrem Halbſchatten im Gedichte eine große Würkung. In der Epiſode der Paula, welche hier die Hand ihres Lehrers zu küſſen ankömmt, kann freilich die Störung der feyerlichen Handlung höchſtens nur durch die letzte Dankbarkeit des, nie mehr zu Ehrenden entſchuldigt werden: aber groß iſt hierdurch der Gewinn der Gruppe und der Wiederſcheine. Und dennoch iſt hier der offene Handkuß der Paula weniger Störung für die Handlung und für den Entzücken, als das Lecken der Löwen-Maske bey Carraccio hinterwärts auf die reizbare Fußſohle — Domenichinos, auch karaktervoller, aber Löwe liegt höchſtens hier ruhig, trauernd oder entkräftet. Da dieſes Thier überhaupt nur ein analogiſches, die Vorſtellung des Heiligen begleitendes Symbol iſt, ſo kannte Domenichino ſchon die Forderung der Kunſtkritik hierrin beſſer, als daß er ihn zu einer, Gleichzeit und Humanität ſapponirenden Handlung einmiſchte. Man könnte wünſchen, daß Dominichino

hinter dieſer ſchönen Gruppe den müſſigen orientaliſchen Zuſchauer weggelaßen hätte. Um ſo weniger Plagiat ohne Gewinn für ihn ſelbſt, hätte Lanfranco ihm beweiſen können, da er doch in ſeiner weit beſſern Landſchaft durch den Tempelbogen, dieſe Epiſode des Orts und Koſtüms an Wanderer und Gegend hinlänglich dargeſtellt hat. Auch der herrliche antike Leuchter, des ſchönen Innern des Tempels würdig, ſpricht hier mehr, als die Fackel des, ſich drauf ſtützenden, carracciſchen Mönchs. Hat er die Vertikallinien der Säulen hier durchſchneiden oder zugleich jenem affectirten Akoluthe ungefähr eine Art weiſen wollen, wie ſich die Fakel grazioſer halten lieſſe, da er ſie hier ſchief auf den Leuchter pflanzte. — Kleinigkeiten, wird mancher ſagen; aber beym, ſo überlegenden Domenichino iſt nichts ohne zureichenden Grund da. Nun zur Gruppe des Prieſters. — Wie edel, ehrwürdig, erhöhet auf den Stufen des Altars erwartet er mit dem Sakrament in der Hand, den in ſeine Lage nun gerichte-

ten

ſen ſich ſammelnden. Der ſo ſchön beleuchtete, runde, ſich vor ſich hin ſenkende Glazkopf mit dem ſparſamen Haarkranze, ſo voll Glauben, Gedult und Würde im Ausdruck vollendet die Spitze der ganzen Anordnung. Er — vielleicht auch Mönch, aber die Hände ſo einfach edel hebend — ſeine Stellung, ſein, auf Zeiten, und Ritus ſo gewähltes Meßgewand, mit all dem, vielleicht zu überlegt, einfach großem Faltenwerk, wie es hier der ſchönſten Lichtvertheilungen empfänglich iſt, ſteht in Gegenwirkung mit dem demüthigen Nackenden. Neben dem Prieſter, aber tiefer, in einer wahren griechiſchen Dalmatika mit Quaſtenanhängen, ſteht ſein Diakon, der den Kelch und das Mundtuch trägt. Vor dieſem kniet der Unterdiakon in weiſſer angenehm flieſſenden Stola, der's Evangelium-Buch an ſich hält: eine reizende Stellung. Beyde ſchönlockigte engelhafte Geſtalten, mit ſo viel Würde und Achtſamkeit hier dienend und ſchauend. In dieſen drey Perſonen der Gegengruppe, deren keine etwas von der Wirkung der andern aufhebt, iſt alles ſo

)( )( )( )(

einfach schön, alles ist hier so voll Harmonie in seinen Abweichungen, in Aussparung der Gründe, im Farbenspiel, alles durch Studium so rektifizirter Geist, daß die analysirende Beschreibung dagegen matt wird.

Edel, (zwar auch nicht ganz bestimmt) aber an den Kapitälen etwas Orientalisches verrathend, (sonst der Carraccischen ziemlich ähnlich) ist die Architektur des Tempels. — Eine Gruppe von vier Engelkinder umfliegt obenher die heilige Handlung.

Kaum war das Bild von Domenichinos Hand erschienen; als der Neid und die Verfolgungssucht seiner Rivale ihn wegen Armut an eigener Idee und des schändlichsten Diebstahls an seinem Meister verschrie. Lanfrance, sein Feind ließ alsbald durch den Franz Perrier, der sein Schüler war, und sich in Italien Paria nannte, Carraccio's Hieronymus in Kupfer ätzen, um die Welt auf dies Plagiat aufmerksam zu machen. Alle Ähnlichkeiten der Haupt Idee in beyden Werke wurden ins Licht gestellt; aber jede der, dem Domenichino, in so

vielen Theilen günſtigen Differenzen wurden verſchwiegen. Auf Lanfranco's und ſeiner Anhänger Geſchrei fiel die Menge gegen den, durch ſeinen guten Karakter, unwehrhaften Dominichino. Nur fünfzig Thaler war ihm der Lohn für dieſes Meiſterſtück. Aber die unbeſtechliche Nachwelt hat ihn gerochen. Es ward endlich vom allgemeinen Urtheil, dem Sachkenner Pouſſin an der Spitze, wegen ſeiner duhteriſchen Anordnung, wegen dem vollkommenen Ausdruck und dem ſo mannichfaltigen maleriſchen Verdienſt, neben Raphaels Verklärung und Volterra's Kreuzabnehmung, zu einem der drey Muſterwerke in der ehemaligen Hauptſtadt der Künſte, proklamiert.

Unſtreitig überwiegt es die Produktion des, obwohl auch ehrwürdigen Carraccio. — Zwar unläugbar iſt das Thema und deſſen materieller Vortrag in beyden gleich. In jedem erſcheint die kommende und die empfangende Gruppe für denſelbigen Akt. Ein alter nakter Körper (den aber die kuchliche Mythik faſt

immer nicht anders verſtelle' ein Bogen mit Säulen, und dadurch eine bergichte Ausſicht (was Domenico auch im weſentlichen leicht hätte verändern können) dazu in jedem der Orientaler, die Fackel, das Meßgewand, der Löwe: Dinge, deren Formen er wirklich klug geändert hat. Aber ſeines Meiſters Urbild hatte ihn zu ſehr eingenommen; Er bekam es nicht aus der Seele. Wie verlieren hingegen Carraccio's Gruppen hier im Detail ſowohl, als zuſammengeſezt zu einem Ganzen, — ſeine Mönche und nichts als Mönche, — ſein ſo wenig concentrirtes Intereſſe — ſelbſt ſein Formenſchnitt, ſeine Lichtvertheilung, ſein finſteres Colorit, ſein Mangel am Helldunkeln — und endlich ſeine Prätenſion an Wahrheit gegen dieſes, bis zum geringſten Punkte motivirte Seelenwerk des Domenichino gegen dieſe kluge Eparſamkeit, dieſen Lichtfall, dieſes urſprüngliche Kraft-Colorit! O wer es geſehen hätte, ehe der Hauch der Zeit ihm ſo Manches davon geraubt hat!

Treffend und umfaſſend iſt die italiäniſche Aufſchrift zu dieſem Bilde in dem ſeltenen, ſchönen, geätzten Blatte von Cäſar Teſta:

Das Werk des groſſen Domenichino zu Rom, welches durch ſeine Stärke aller Hauptpartien der Kunſt, durch den bewundrungswürdigen Ausdruck der Affekte, durch die beſondere Angabe des Natürlichen, ſich unſterblich gemacht und die Neider gezwungen hat, zu ſchweigen — und zu erſtaunen.

Prolog

zu den zwey folgenden Vorstellungen.

Überspannt ist die Forderung, daß die bildende Kunst nur für sublime, oder den feinern Geist unterhaltende; nicht für gleichgültige, oder blose Abbildungen platter Natur vorstellende, gar nicht für etwa schreckliche Gegenstände — bey Leibe! niemals für Martirien hätte dienen sollen. Es giebt Reisebeschreiber, die mit ihrer, sonst viel aushaltenden Gabe von Empfindung höchlich darüber sich erschüttern, daß sie in Gallerien oder Kirchen dergleichen Gegenstände antreffen, und die dann keine Ausdrücke grob gnug finden können, das Andenken der Verdienste großer Schöpfer zu schänden. Die heuchelnden Zartfühler, welche im Grunde des Herzens oft da-

mit nur zu gerne allen Überreſt von dem, was ſonſt ſittlich und heilig war, aus der Welt vernichtet zu ſehen wünſchten: wenn's auch der Kunſt oder ihrer ehrwürdigen Geſchichte mit unter zum Ruin wär.

Man kennt die Grade der Fächer der Malerey, welche jeder Liebhaber von Erziehung und Kenntniß, auch zwar vielmals mit loblicher Vorliebe für Sitte und Intereſſe ſeiner Nation in ſeiner Sammlung aufzuſtellen pflegt. Nie wird er bey ſich bloſe Stilleben von Tod und Eitelkeit, von Beſenſtielen, Kupferkeſſeln, Häringsſchnitteln, Saufmaſchinen und Schweineſchlachten oder durchaus Bauern-Breughele, Hemskerke, und ſelbſt wenn er ſie zahlen kann, lauter Brauers, Oſtaden oder Teniers mit ihren ſackförmigten Nauſern u. dgl. neben und über einander an die Wände ſtellen. (*) Miſchung, Wahl und Wechſel der Sujets für's Auge, Herz

(*) Dem Leſer wird hier das, otez moi ces magots là, von Ludwig XV. einfallen.

und Geiſt, und ſehr ſparſam für, nur materielle Wahrheit wird ihm da Bedingung ſeyn. Dennoch hat jedes dieſer Fächer ſein Anziehendes der Darſtellung, ſein Verdienſt und Wehrt ſeiner Erhaltung für die Kunſt. Selbſt ſeine Schönheit im Einzelnen, deren Weſen und Geſichtspuncte der, durch Betrachtung und Erfahrung ſo geprüfte Sachkenner H. v. Ramdohr, in ſeiner Abhandlung über die Kunſt das Schöne in den Gemälden der niederländiſchen Schule zu ſehen, (*) richtig angegeben hat. Freylich bleibt es auch hier intereſſanter, ſchönförmigte antike Vaſen als niederländiſche Krüge, vollkommnere idealiſirte Bildungen, als vierſchrotige Natur handeln oder leiden zu ſehen: wenn ſonſt den Bedingungen der Kunſt nichts abgeht.

Übertriebene Forderungen ſind es daher auch, (ich will hier Ramdohrn reden laſſen) wenn man

(*) Welche ſeiner Beſchreibung der Gemälde-Gallerie der Frhrn. von Brabeck beygefügt iſt. Hannover 1792. 4.

dem Künſtler Aeſthetiſches Gefühl abſpricht, weil ſeine Darſtellungen an körperliche Schmerzen oder an vermeintlich unanſtändige Handlungen erinnern. Er ſagt, daß ein neuerer Schriftſteller (Forſter, der Deklamator) ſich höchſt verdächtig mache, das Weſen der Malerey gar nicht zu kennen, wenn er z. B. verlangt, die Kreuzigung des H. Petrus ſollte nicht gemahlt werden, weil der Märtyrer, der Geſchichte gemäß (was Forſter aber nicht zu wiſſen verrieth) mit dem Kopf zu unterſt gekreuzigt dargeſtellt werden muß, und wenn er behauptet, daß der Augenblick, worin die fromme Tochter dem Vater (der zum Verhungern verurtheilt war) die Bruſt reicht, auſſer den Gränzen der Malerei liege: Das alles unterſtütze ich (ſagt R.) mit dem Beiſpiele mehrerer vortreflichen Gemälde aus der italiäniſchen Schule (man könnte benſelben ſogar mit Vorſtellungen der Antike eines Marſyas, eines Laocoon, einer Dirce, Niobe, ꝛc. worin eben dieſe getadelten Gegenſtände zum Vergnügen aller wahren Kenner

dargeſtellt ſind. Die Größe des leidenden Menſchen muß hier mehr als die Anſtrengung der Peiniger in Betracht kommen — bey dieſen muß der Künſtler nicht den äuſſerſten Grad des Erſchütternden in Erfindung oder Handlung aufbieten — Pouſſins Erasmus und einige übertriebene Kindermörderenen geübterer Meiſter kann die Kunſt hier ſelbſt nicht hinlänglich in Schuz nehmen. An dieſen offenen Eingeweyden Bauchkrämen und Zerquetſchungen hat ſie mit einmal ſchon genug.

Nro. 6.

Eine holländiſche Winterſcene auf dem Eiſe, von einem (angeblich) dem Iſaak, Oſtade.

Zerſtreute Compoſition von 25—30 Figürchen.

(Hoch 3 Fuß.) (Breit 4 Fuß.)

Iſaak Oſtade ein Teutſcher, gebohren zu Lübeck, geſtorben zu Amſterdam; Bruder und Schüler von Adrian, wäre noch groſſer als dieſer geworden, wenn er nicht jung geſtorben wäre.

Eine wahrhafte holländiſche Landgegend, wo ein ausgetretener Fluß oder Kanal zwiſchen Dämmen und Hügeln eine unüberſehbare Strecke, nun als Eisſpiegel, einnimmt: Schnee bedeckt Boden und Dächer.

Jenſeits, längs der Ferne zur Rechten, verlieren ſich Bäume, Mühlen, Maſten und Ortſchaften in den Horizont. — Dieſſeits, wo eine Anhöhe mit einem ländlichen Wirthshauſe an der Anfuhrt aufragt, iſt die unebene Terraſſe ganz Natur. Grasſchilfe, Steine und hingeriſſene Baumäſte ſind angefroren. Hier ſchieben zwey Knaben nachdrükkend einen Schlittnachen mit zwey Perſonen auf das Eis; weiter wird ein Pferd, an einen andern größern, mit Waaren beladenenen, geſpannen, die Anfuhrt zum Wirthshauſe hinaufgepeitſcht. Tiefer dahinten auf dem Hügel ſtehn Wartende zu Pferd und zu Fuß, worüber ein paar hohe entblätterte dünnäſtigte Bäume das ſchöne heitere Luftgewölk über dem Horizont unterbrechen. Vorne erreichen Mann und Weib in dunkler Kleidung, die ſich einander an einem Stocke führen, mit ihrem nachlaufenden Knäbchen, auf ihren Schlittſchuhen nun bald den Uferhügel. — Herum, bis in die Ferne, fliegen mehrere Schlittkärrchen mit und ohne Pferd, Kinder-

ſchlitten und Läufer. Andere bereiten ſich noch erſt zum Eislaufe.

Ein Gemälde nach dem gemeinen Leben, ohne Sujet für Intereſſe der da Handelnden, alſo ohne Geiſt für eine Gruppe. Zerſtreute Objekte Groß und Klein, wie ſie der Meiſter gut fand, hier den Zwiſchenraum zu unterbrechen, dort zu füllen: jedoch mit Rückſicht auf Horizont und Perſpektiv, und höchſtens auf Reaktion einer Maſſe gegen die andere. Aber es iſt eine Scene der naiven Darſtellung in dieſen vierſchrötigen Körpern, ungebildeten Köpfen, ungewickelten ſackförmigten Körperhüllungen, ſeelenloſen ſchwellenden Geſichtern ohne Wahl in der Natur. Sie tragen ihre Hausſorgen, ihre Gewinnſucht, ihr Fiſchblut gegen höheres Gefühl; aber auch ihr Vergnügen an den Landesfreuden ihrer Art, in der Mine. Die Kunſt des Pinſels hat ſie nur im Maasſtabe verjüngert.

Dies iſt Oſtade's Winter, ſo ganz Winter, der Natur wahrſcheinlich auch aus ihrer holländi-

ſchen Wintervorrathskammer entwandt und mit aus-harrender Geduld hinterm Ofen ſklaviſch nachgeäft. Dies feurig durchſcheinende Farbenſpiel mit gelind überfahrendem Pinſel ſo marckigt, eingeſchmolzen und vollendet; dies zerſtreute auffallende Gemiſch von Dunkel und Weis, das ohne fleckigt zu ſcheinen, ab- und zurückweicht, (mags immer der klaſſiſchen Regeln der Zuſammenſetzung entbehren) wird von den mehrſten Menſchenklaſſen als ſchlichte Wahrheit begriffen. Die Natur (ſagen ſie) formt uns doch auch keine ſtudierte Gruppen; aber dennoch die Leute hier frieren, ſie eilen nach Hauſe; jenen Jungens iſt wohl und geſund aufm Eiſe, — dort der Fuhrmann kommt geſchwinder fort: Sie ſtellen ſich in keine maleriſche Ordnung. Was ſagt hierauf der Aeſthetiker. Soll er dieſe, auch unfeyerliche Darſtellungsart von Natur, von Sitten und Menſchen verwerfen! Mag er ſeine Theſe auf eine Vergadering der Myn Heers anſchlagen. — Dort im Lande war das Bild und wurde bewundert.

Das Tittelkupfer.

Die Kreuzigung des Apoſtel Petrus.

Gemälde von Rubens; auf Tuch, oben gerundet.

Eine einzige Gruppe von 6 Figuren und einem Engel darüber.

(Hoch 11 Fuß. Breit ad 8 Fuß.)

Petrus Paulus Rubens gebohren zu Köln am Rhein 1577, (wo damals der niederländiſchen Unruhen halben mehrere vornehme Familien von Antwerpen wohnten; viele, z. B. die Jabache, de Groote ꝛc. blieben) geſtorben zu Antwerpen 1640.

Hätten wir dem, in ſeinem Siegesloufe uns überſtrömenden Franke, wie er uns ſeine Freiheit brachten: uns, die wir Freyheit kannten! auch noch dafür unſer Ehr- und Seelengefühl herausgeben müſſen; hätt' er uns gebieten können über jeden Verluſt, den er uns koſtete, nur immerhin zu frolocken.

Hätte Bonaparte's Genius nicht Menſchlichkeit und Billigkeit wiederum auf die Richterſtühle gehoben; ſo müßten wir Freude heucheln, uns, ach! wohl für immer eines Kleinods beraubt zu ſehen, welches unſer Stolz und unſer Zeugniß war, daß unter uns Du gebohren wardſt, edler, großer, ewiger Rubens! Neben jenen halb weggeführten, halb hier noch zerſchmetterten und verunehrten Monumenten, neben den ehrwürdigen Rüſtungen der Väter, dem ſeltenen Streitwagen des Mittelalters, (den die Habſucht der Auskehrer für Eiſen und Brennholz feilboth,) dem Schatz von Büchern und Kupferſtichen, der für unſern öffentlichen Unterricht beſtimmt war, und was ſonſt noch den Patrioten hier entflammte und den Reiſenden hierhin lockte, glänzteſt du zwiſchen den Spolien unſerer Haabe, auf deren Leere wir izt mit Weh und Seufzer hinſtarren!

Dort in St. Peters Pfarrtempel, wo an ſeinem Hauptfeſte über der alten Taufurne Du ſeinen Namen erhielſt, an dieſer Stelle, in dieſer Marmorfaſſung

faſſung des Hochaltars von Jabachs Geſchenk. Hier ſtifteteſt Du dein unſterbliches Vermächtniß — das eine größte Werk deiner Kraft; wie Du das andere, deine Räuchnung vom Kreuze, am Orte deiner Grabſtätte hinterließeſt. Kein Nachbild, nur ein ausgeſpanntes Flortuch ſollte von nun an dieſe Leere ausfüllen und darauf die Inſchrift ſchweben: Hier war es. Dann erſcheine immer an der Jahrſtunde unſeres Verluſtes dem harrenden Seher, in molkigtem Nimbus — da Dein ehrwürdiger Schatten — und werde geſegnet!

Es iſt verlohren! Ein hochweiſer Kirchenvorſtand, nur ſeelig gnug über die Sicherheit einiger Pfunde Silbergeſchirr, hatten den ſorgenden Muth, ach vielleicht, den Geiſt nicht für die Rettung dieſes Kleinods, dieſes Eigenthums nicht nur der Pfarrgemeinde, ſondern unſerer Stadt und unſeres Ruhms — etwas zu wagen.

Göttlicher! — hier faſſe mich nun wieder Dein Genius, daß ich erreiche, was ich von dieſem deinem Werke ſagen ſoll!

Rubens lieferte wohl nie eine Idee, worin er einen concentrirtern Aufwand von Überlegung und Nachdenken, nie ein Werk, woran er so viel Vorliebe für seine Arbeit, und seinen Nachruhm, und so viel Anwendung der Antike nach seiner Art gezeigt hat. Hier sind Auszüge seiner Briefe in der Ursprache, die er darüber an den Maler Geldorp erließ, worin er zugleich ein Zeugniß seiner Liebe zum Ort seiner Wiege an Tag legt.

Nro. 1. Jch mochte kiesen of winschen voor myn Plaisir einich Subject Ste Pieter angadende, het sonde wesen syne Cruyssinghe met de Vooten omhoch, welk sier wirkelich ende bequaim is om idt extraordinaires fray (toch nair myn Vermoghen) af te maiken. Ick bin ghaffectioneert tot de Stadt van Ceulen, om dat ick al-

---

Nro. 1. Ich möchte wählen oder wünschen für mein Vergnügen einen Gegenstand St. Peter betreffend: es sollte seyn seine Kreutzigung mit den Füßen in der Höhe, welches von großer Wirkung und bequäm ist, um es vortreflich jedoch nach meinem Vermögen abzubilden. — Ich habe eine große Vorliebe für die Stadt Köln, weil ich allda

daer hin gebooren endt opghevoort tot het tienste Jair myns Levens, endt hebbe dierviels verlanght nair soe langhen tyt theselnige noch eens te besichtigen. Toch ick vreese, dat de Perikeles des Weeghs desen und meer andere myne Lusten sullen beletten.....

Tot Antwerpen, den 25. July 1637.

U. gheffectionneerde Dienaer,

Petrus Paulo Rubens.

Nro. 2. Ick hebbe niet willen laeten, ne te aviseeren, hoe dat het Werk alraede seer gheavanciert is, mit hope, dat het sal rinsciren een

---

gebohren und erzogen bin bis ins tote Jahr meines Lebens; und mittlerweil hab ich Verlangen getragen, nach einer so langen Zeit dieselbige noch einmal zu sehn. Doch ich fürchte, daß die Gefahren des Wegs mir dieses und mehr andere meiner Vergnügen rauben werden.

Antwerpen, den 25ten Jul. 1637.

Ihr geneigter Diener,

Petro Paulo Rubens.

Nro. 2. Ich habe nicht unterlassen wollen Ihnen Nachricht zu geben, daß es mit dem Werke allbereit sehr weit gekommen sey, ich hoffe, daß

van de *beste Stucken*, die tot noch toe uyt myn Hand ghangen syn. Dit mach ne aen die Vriendt vryelick adverteeren, toch om voorts op te maecken en sonde ick niet gherne ghepresseert syn: maer bidde thesluige te willen laedten tot *mynder Discretie ende Commoditeyt om het met Lust uyt te veeren.* „ Want al ist dat „ ick seer overlaeden bin van andere Werken, so „ aenloekt my het Sugget van dit Stuck vor alle „ de ghene, dee ich onder Handen hebbe.....

Tot Antwerpen, den 2. April Ao. 1673.

Pietro Paolo Rubens.

---

es glücklich ausfallen und eines der beſten Stücken werden wird, die bisher noch aus meiner Hand gekommen ſind; dies mögen ſie den Freunden kühn anzeigen, doch wollte ich in deſſen Vollendung nicht gerne übereilt werden: ſondern ich bitte, daß Sie es meiner Discretion und Gemächlichkeit überlaſſen mögen, es mit Luſt und Lieb auszuführen. Obſchon ich mit andern Arbeiten ſehr überladen bin, ſo lockt mich doch die Bearbeitung des Gegenſtandes von dieſem Stücke vor allen denjenigen, ſo ich unter den Händen habe...

Antwerpen, den 2ten April 1638.

Pietro Paulo Rubens.

Wahrſcheinlich war es alſo die letzte Hauptarbeit ſeiner Hand. Erſt ſpät zwiſchen den Jahren 1638 — 39 hat er dies ſeltene Werk durchaus eigner Pinſels, mit Muße und Liebe ganz vollendet. Nun ſandte er es mit dem einſegnenden Hauch ſeines Geiſtes darüber, zu der geliebten Geburtsſtadt und ſeine Bahn war vollbracht. — Er ſtarb 1640.

Wenn ihn in früherm Alter ſein unbändiges Feuer, ſeine überſtrömende Phantaſie zu ſolchen Anhäufungen von Figuren und Gruppen verleitete, wie in ſeinem jüngſten Gerichte, in ſeinem Sturze, (*) den Verworfenen (dieſem erſtaunlichen Wurmgewimmel von Fallenden), und mehrern ſeiner Werke vorkommen: ſo hat er dieſen Raum mit ſolcher Weisheit und Ueberlegung benutzt, daß keine ſeiner Zuſammenſetzungen ſo einfach, ſo regelvoll, ſo neu ohne Wiederhohlung einer vorigen Idee auch im einzelnen; dennoch ſo reichhaltig an Wirkung, dagegen aufkömmt. Dem Lichtfall des Ortes

(*) In der Düſſeldorfer Gallerie. Das erſte im Kupferſtiche von Corn. Viſcher — das andere in jenem ungemeinen Blatte von R. van Orley, ducunt — et ad infernum descendunt.

ſeiner Aufſtellung allmöglichſt angemeſſen, in Zeichnung und Pinſelzügen ſo beſtimmt, ſo keck und ſo rein, hat er der einſchmelzenden Zeit mit vieler Erfahrniß vorgearbeitet, als hätte er ſich hierdurch allein verewigen wollen.

Rubens Selbſtwahl war es: den Apoſtel in ſeiner Kreuzigung vorzuſtellen. (Guido Reni, Rubens Zeitgenoß, hatte um jene Periode eben dieſe Idee in vier Figuren zur Amulation des Caravaggio für den Cardinal Borgheſe bearbeitet. (*) Hatte Rubens dies gehört, geſehen? ward er darüber entflammt zur gleichen Production eigenen Geiſtes — oder galt von ungefähr hier das: Magna ingenia conſpirant?)

Der entblößte Körper wird von vier Schergen und einem mithelfenden römiſchen Soldaten an ein umgekehrtes Kreuz geheftet. Das Kreuz iſt eben mit ſeinem kurzen Obertheile in die feſtich aufge-

(*) Dies Bild aus der Gallerie des Vatikans hängt auch nun im Central-Muſeum, wo der Schauer ſprechen kann, welches unter beiden das andere drücke? Wenn wir diesmal nur Probleme hätten aufſtellen wollen, ſo wär es zwiſchen den gegenwärtigen Blättern erſchienen: aber wenns Glück will; dieſes kunftig.

worfene Erde hineingelaßen, ſteht nun da, noch ſchief, halb zur Seite ſchwankend, und zugleich mit dem längern Balken und der aufliegenden Laſt der, längs dieſem hin ſich abwärts graviturenden Körpermaſſe des Gekreuzigten, hinter ſich in die Luft geſenkt. Zur Erde ſchwebt der Kopf des Leidenden zurückfallend: daß von da herauf ſeine Augen zur höhern Hülfe gerichtet, die Naſenlöcher und der rufende Mund übereinander geöffnet, erſcheinen. Sein ehrwürdig umher abwallendes Greishaar bricht hier die Winkel des Kreuzes; auf deſſen Querbalken einerſeits die rechte Hand ſchon angenagelt iſt; und anderſeits die von Schmerz und Alter halb erſtarrte Linke noch gewaltſam erſt hingebogen wird. Laßt mich nicht weg von dieſem Standpunkte, um die vortrefliche Lage der Hauptfigur in ihren einzelnen Lichtſchwebungen zu verfolgen! und es ſey mir keine Sünde, wenn ſich mir Idee oder Ausdruck wiederhohlt, oder ich dem nur ſummariſchen Leſer mich hier zu weit ins Kleine zu verlieren ſcheine.

Aus der dunkeln Erdgrube des eingeſenkten Kreuzes, wogegen noch die eben gebrauchte Schaufel den Lichtſtrahl ſpiegelt, den halbhellen runden Balken hinauf, zum düſternden Schatten unterm

Kopfe — von diesem aufs hangende weisse Haupthaar — über das Helldunkle der sanft runzlichten Glazstirne zu den halbschattizten Augenhöhlen — dann zu den lichten Nasennüsen neben ihren dunkeln Löchern, wogegen der Aufschein der schwellenden Backenmuskeln sich mit dem grauschattigten des Bartes deckt, dessen obere Weiße wiederum den eröfneten tiefen Mund umzäunt — dann das grauwolligte Barthaar, wie es sich aufwärts lind umwölkend über den Hals auf die Oberbrust sträubt. — Nunmehr die sich flächlings senkende skurzirte Brust, worauf die höchste Lichtmasse mit unerreichbaren Mitteltinten ins sanftwelligte der schwellenden Muskelhügeln sich verliert — hier die lind umzingelnden mitten tief schattigten Hautfalten in der Winkelbeugung der Nabelgegend.

Von da an, die malerische Umgürtung des weisleinenen Vertuches (dessen Zipfel längs der rechten Hüfte des Körpers herunterflattert) als Gegenwirkung zu der, gebrochen beschatteten Senkung der muskulösen Schoosbeine — nun auf die wiederblendenden Winkelpunkte der herausfallenden Knie; und über die hinaufgleitenden Lichtwindungen der zum Theil verkürzten Schienen und Füße — bis hinan, wo dort vom durchgeschlagenen Eisen in allen

Nervenfaſern der Schmerz wühlt, und jegliche Zehe-ſpitze in ihrer Todtenzuckung aufblickt, endlich wieder aufs Holz, das ſchief fortſinkend ſich in der Helluft verliert.

Welche Erfindung für die Zeichnung, für Haltung, für Lichtgradation in Ruhe, Bewegung und Abweichung! welcher Wechſel der Empfänglichkeit für die Zauberey des Pinſels!

Wer hat dieſe ſchwere Forderung an ſich ſelbſt gemacht? und — wer konnte ſie ſo erfüllen? als Rubens. O! nur dieſe Bruſtmaſſe der ſchönſtgerundeten ſanfteſten Carnation; nicht ſeiner alltäglichen (wenn ich ſo reden darf,) ſeiner nur ſüchtigen, paſtöſen, ſcheinenden, ſondern ſo natürlichen mit ausharrendem Pinſel verſchmolzenen, ſich vor dem annähern Auge zuckenden, Carnation!

Dies iſt das hinweichende Mittelſtück der ſchönen Gruppe im Ganzen, und iſt ſelbſt an ſich ſchon Gruppe. Es reagirt mächtig auf alle phyſiſche und maleriſche Verhältniſſe der Nebenfiguren, macht ſich Raum, treibt ſie auseinander, liegt, ſchwebt, und ſinkt mit aller, zum letztenmal ſich auswickelnden Muskelkraft todkeichend unter den Händen ſeiner Mörder. Aber hier iſt nichts Scheußliches: keine abgeriſſene Haut, kein Blutſtröm fleußt. Alle Keuſch-

heit der Kunſt, alle Schonung für Zartgefühl iſt beobachtet. -- Nur Standhaftigkeit und ewig verſicherte Hoffnung blickt herauf vom gierig offenen Auge zu dem Engel, der aus einem Himmelsſtral ihm Kranz und Palme zeigt — und des Vollendeten rufender Mund verlangt itzt nach der Vereinigung mit Dem, der ihm mit ſegnender Kraft einſt dieſe, mit ihm gleiche Todesart vorherſagte.

Von der Antike Laocoons hat Rubens Geiſt, jedoch ohne auffallendes Plagiat hier manches abſtrahirt. Er hat die Analogie der Würde und des Alters mit weiſer Variation der Motive abgewogen und ſo zu ſagen als klaſſiſcher Meiſter einen eigenen kriſtlichen Laocoon geliefert. Ohne ſeine Vorliebe für den Zweck dieſer Arbeit, wozu er alle Uberlegungskraft aufgebothen hatte; ſelbſt ohne ſein nun mehr gekühltes Feuer würde ihm ſonſt (wie in ſo manchem frühern drey Könige, Prieſter oder Heldenbilde) ein niederländiſcher Fiſcherkörper hier genügt haben. (*)

(*) Horſter kam — ſah — und pronunc.rte kurzum, daß die ganze Figur des Apoſtels ſehr verzeichnet ſey. — Hinterdrein ſchilt er noch höhniſch auf die Abſcheulichkeit des Gegenſtandes. Großer Rubens! haſt Du denn in der fünf oder ſechsvierteljährigen ſo be-

Jezt zu der Anordnung der fünf umher handelnden Figuren.

Durch jene zurückgehende Lage des Kreuzes weihen ſich nun Dieſe auch hinter einander vortreflich aus. Die zwey zur rechten (des Apoſtels) ſind wie geſagt, mit ihren nackten grobknochigten Rücken gegen den Lichtfall gekehrt; und dieſer bricht ſich, wo beyden hier querüber ein röthliches Mantelgewand von den rechten Schulter zurückgeſchürzt, wülſtig bis auf die Beinkleider fällt. Der vorderſte Scherge hier, arbeitet halb kniend mit der linken umfaſſenden Hand und mit dem ſtüzenden Knie noch an der Richtung des eingeſenkten Kreuzes. Sein nackter Fuß tritt hier wirkſam auf den lichten Boden hervor. Mit der andern hochausgeſtreckten Hand ſcheint er des Apoſtels abgeſunkenen Körper durch Andrückung des rechten Hüftbeins zur Ruhelage aufs Kreuz bringen zu wollen. Sein braunes bärtiges Profilgeſicht gründet ſich ab auf dem herabfliegenden Zipfel des weiſſen Vortuchs und dem eigenen entblößten Arm; ſein ſchwarz braunes Haar auf der

---

ſorgni; vollen Bearbeitung deines Ehrenſtücks wer das eine noch das andere finden können, der Du doch auch Sitten und Menſchen geſehen hatteſt!

Fleiſchbruſt des folgenden Collegen. Der auf dem Querbalken angenagelt ruhende, ſchön beleuchtete weislichte Arm des Apoſtels wirkt gegen deſſen halbſchattigten bräunlichen arbeitenden Körper.

Der zweyte Scherge diesſeits ſtämmt ſich nun mit dem rechten Fuße (der Linke verliehrt ſich hinter dem Rande) gegen die Erde, ſtrebt mit diagonal-übergebogener arbeitenden Kraft, die beyden Armen hinaufgeſtreckt, gegen den angenagelten Fuß des Leidenden, wo er ſich beſchäftigt, das nun da unnöthig gewordene Bindeſeil loszureißen. Er iſt ein wahrer niederträchtiger Henker; ſeine Hangnaſe, ſein Habichtauge, ſein Raufhaar, und ſchon das Tragen ſeiner Mütze charakteriſirt ihn.

Unter den Figuren zur rechten Seite des Apoſtels (zur Linken des Zuſchauers) ſtehen die beyden hinterſten nach einander auf einem anlaufenden Hügel, der hier am Rande der Tafel zu einem fernern Berge wird, welcher einen darauf wipfelnden Baum trägt, und in ſeiner Anſicht eine tiefe Höhle, als einen Aufenthalt der verfolgten Gläubigen, verräth. Der da zu oberſt ſtehende rüſtige Scherge (deſſen Haupt- und Barthaar vom Winde bewegt wird, und dem, über ſeinem gräulichen Wammes ein auf dem Rücken hangender Säbel zur Seite hinausſchaut) hält mit der linken Hand noch einen Nagel, um

ihn mit dem ſchweren Hammer der in die Luft gehobenen nackten Rechten in den Fuß des Märterers vollends einzutreiben: ſein Bammes dient zum Grunde des mittlern, hier aushelfenden römiſchen Soldaten, mit dem vortreffich gegen die Carnation der Hauptfigur vorne ins Licht ſpiegelnden, ſeitwärts halb dunkel glänzenden Harniſch. Dieſer ſchaut unter ſeiner Pickelhaube noch am menſchlichſten hervor. Er greift mit der auch halb nackten Rechte unter dem Linken herausgebogenen Kniegelenke des Apoſtels und um deſſen Wade hervor, (welche Parthie hier über einer düſtern Schattengrube dadurch ſich zu jener bewunderungswürdigen Lichtwürkung erhöht) um einen da zu leſenden Bindeſtrick näher an das Fußgelencke zu bringen. So viele, hier oben mit einander arbeitende Hände wechſeln mit den angehefteten Füßen des Apoſtels durch alle Grade von Carnation von Lichtvertheilung, von Wiederſchein, Ruh und Bewegung, und ſtreben mit einander zur Vollendung einer der ungezwungendſten Pyramidal Gruppen, welche die Mahlerey in ihrem Gebiete aufweiſet. Der vorderſte Scherge dieſer Seite (eine nachläßige Binde um's geſträubte Haar, worunter ein halb beſoffenes Antlin ſich vorwärts wendet), mit aufgeſchürzten Hemdärmeln, rothen kurzen Beinkleidern, nackten Knie und hängenden Halbſtiefeln) hat ſich über das

Querholz des Kreuzes träg niedergelaſſen und or-
beitet mit beyden weit entblößten Armen, um die
erſtarrte linke Hand des Leidenden zu beugen. Der
Lichtſtrahl ſtürzt auf die linke Seite der Binde,
Stirn und Wange, auf beide, mit dem Gekreuzigten,
durch wechſelnde Contraſte und Mittelkinten ſich
beſchäftigenden Arme, und vorzüglich auf ſein vor-
deres Knie. Das dunkle Kleid um die halb gebo-
gene Rückwendung und, die hintere tiefe Partie des
Bodens hier, wo ſein linkes Bein im Halbdunkel
hinweicht, fundirt hier die ſtärkſte Schatten-
maſſe. Ein vorderer kleiner Hügel, worauf ſich ſein
rechter Fuß längs dem Grabeiſen hin, ſtämmt, re-
flektirt im Halblichte, von einigen Grasſpitzen
umſchloſſen. Am gegenſeitigen Ende liegt das röthlich
ſchimmernde dem Märterer ausgezogene Gewand.

Kein Punkt, keine Wendung, kein Lichtfall, kein
Ausdruck, nichts erſcheint hier, was nicht durch
Überlegung motivirt und mit Energie dargeſtellt iſt.
Die Mannigfaltigkeit der Beſchäftigten zielt auf
Einen Leidenden, der aber nun durch innere
größere Kraft und eignen Wehrt, ſo, wie durch
die eigene Maſſe von Licht und Färbung hier ein-
fach mächtig entgegen wirkt, und gleich dem Edel-
ſten unter den ſterbenden Athleten die Allermwürdi-
gung anſpricht. Aus mehr als einer Delikateſſe hat

Rubens hier auch durch keine seiner gewöhnlichen weiblichen Figuren den Blick vom Hauptgegenstande abziehen wollen. In andern Werken brauſt er, hauſt er, glänzt er und reißt an; hier feſſelt der Mann ſparſam, harmoniſch. Dies, ſein letztes Naſkendes ſcheint reifer, faſt, wie es hernach ſein Icarus van Dyck, ſich von des Meiſters geiſtigem Nachlaſſe hinüberzog. Kühn, frey und ſtark, aber für ſeinen nie erloſchnen Feuergeiſt dennoch eingezogen, und ſchön verbunden miteinander, war Ideal und Anordnung.

Aber dieſe Formen! ſchreyt der Maler der Zeit? — Es ſind immer Rubens doriſche Formen und könnten es hier bleiben. Seine Architektonik iſt nie ſpielt und römiſch. Sind doch Laocoon und Hercules auch doriſche Formen; nicht ſo Apollo und Mercur. Rubens iſt nicht Raphael. Beyde ſind Schöpfer ihres Styls, ſieh auch Titian etwa, oder jeder andere zwiſchen Ihnen: ſo bleiben dennoch dergleichen Extreme verſchiedener Natur und ſind zu ſchwerlich in eine Summe oder in einer Maſſe zu vereinigen. Es iſt ein ſonderbar Ding um das eigene ich der Kraftgeiſter — ohne, was noch Himmel und Genius, was Character und Forderung des Jahrhunderts und ſo manches unerklärbares ſich hierzu bedingt....

Dir hatteſt du in dieſem Bilde gnug gethan, Schöpfer deines Jchs! Ehe du es noch vollendeteſt,

nanntest du es schon eines deiner beßten Meisterwerke, die je aus deinen Händen kamen: und du fuhrest noch fort es zu vervollkommnen! so stand es 150 Jahre lang von uns erkannt, besorgt, und bewundert, wie ein Pathen-Geschenk nicht täglich gebraucht, am Ort seiner Stiftung, bis ein unwiederstehliches Schicksal es uns entnahm. (*)

Jezt noch hoher ewiger Dank Dir für das, auch verlohrne Vermächtniß, für deine Liebe zu uns, für den Ruhm, der, auch dort bewundert, uns dein Name bringt! Wie ein günstiger Stern schwebe dein Genius immer über den Ort deiner Wiege, daß, wenn kein Schicksal deinen Einfluß hindert, hier einst wieder Geister entstehn, die dich zu erreichen streben! Have — Vale!

W. Caspars sohn.

(*) Unter denen, die sich im radottiren über Werth oder Geschichte dieses Meisterwerks verkündigt haben, hat insonders der Verfasser einer Reise auf dem Rhein mit dem so platten Mährchen seiner Taufsiehens-Geschichte, und dem vorgeblichen Eigennutze, den man in der Kirche Gottes damit trieb, häßlich unsere Ehre und die Wahrheit beleidigt.

Grillenthal.

Ein

Natur-Gemälde

menſchlicher

Stärken und Schwächen.

von

Carl Gottlob Cramer.

Vielleicht nennt man des Menſchen Willen
Grundfalſch mitunter : Laune — Grillen — ;
Im Grunde — nennt es wie ihr wollt!
Nur plage keins damit den andern,
Da wir doch eine Straße wandern,
Und pfeilſchnell hin das Leben rollt.

Vorrede.

Kann man Lebensgenuß verſtehn, und ſäumen?

Overbeck.

Es hat, ich weiß nicht mehr: wo? mich ein Herr Recenſent darum in ſeinem Sinne gezüchtigt, daß ich, in meinen Schriften, ſo vieles — er meint ſogar, wie ich mich erinnere, faſt alles, auf Lebensgenuß zu reduciren pflege. Nun vergeſſe ich, unter dieſem Monde, wo es nicht einmal unſer Herrgott, geſchweige denn ein Menſch, allen Menſchen recht machen kann, dergleichen Gewäſche zwar ſehr leicht; aber eine ſolche

Platitüde kann mich lächern alle mein Lebelang. — Ich mögte wiſſen, was für ein neidenswerthes exemplariſches Leben ein ſolches Menſchenkind führt, das im Ernſt' eine ſoche Bemerkung zu machen im Stande iſt? aber — wer kann eine dergleichen allerdings intereßante Betrachtung anſtellen, da dergleichen Menſchen, wie die Peſt, im Finſtern ſchleichen, und nur dem hohen Tribunale ſichtbar ſind, von dem dieſer erhabene Athem der Allweisheit ausgeht? — Ich mögt' es fragen: wozu ward uns dies Leben, wenn man es nicht genießen ſoll? verſteht ſich, unter denjenigen Modificationen, welche das Gefühl eigner Würde, Religion, Moral, und bürgerliche Geſeze beſtimmen. Deklamiren — predigen — o! ſei verſichert, ich könnte das eben ſo gut, als du, wenn ich wüßte, daß es damit gethan wär. Auch das ewige gängeln, tadeln, und hofmeiſtern,

iſt für das groſſe Kind nichts, welches allein gehn zu können — wenigſtens glaubt. Und — ſoll der Menſch immer und ewig nur deinen unge-ſalzt und ungeſchmälzten Salm anhören? ſich dann die Schlafmüz über die gellenden Ohren ziehn, und allem Genuß des Lebens gute Nacht ſagen? oder an Indigeſtionen ſterben? Ein ver-maledeietes Schickſal! weit hinter dem Schickſale des ehrlichen Schaafs, das wenigſtens mit ſei-nem Maule voll geſunden Feld-Thimian über die Grenzen des phiſiſchen Daſeins hinüber dä-melt. Oder — haben wir nicht, im Donner und Sturm, Hagel und Raupen, falſchen Freunden, und ſchmeichelnden Feinden, ſelbſteigenem Fleiſch und Blut, und dergleichen, heut zu Tage Straf-prediger gnug, um das harte Herz des verſtock-ten Sünders zu rühren, und ihn zur Erkennt-niß ſeiner Anomalien zu bringen? daß man dem

Menſchen nicht ſollte was angenehmes auf-tiſchen oder vorſchwäzen dürfen, um ihn dabei von dem Kampfe mit ſo mancherlei Feinden verſchnaufen, und zur leidigen Fortſezung derſelben neue Kräfte ſammeln zu laſſen? Ich ſollte meinen, es wär ſogar recht und billig. — Gnug! und kein Wort mehr davon; denn man verſündigt ſich ohnehin ja warlich am Schöpfer der Gallöpfel, indem man an der Gegenrede ſolcher Platitüden eine Feder voll Dinte verſchmiert, die mir ja, ſo wahr ich lebe! nicht anders wieder einfallen konnten, und eingefallen ſein würden, als bei dieſer Gelegenheit, da ich eben meinem geliebten Publico, recht heiter und zufrieden, meinen Scharefuß machen, und ihm ſagen wollte: wie glücklich ich mich ſchäze, ihm etwas zum erſten Neujahrs-Geſchenk dieſes Sekulums über-

geben zu können, warum mich so manche meiner schriftstellerischen Brüder beneiden werden. —

Kenner, Liebhaber, und Verehrer der bildenden Künste, werden gewiß diese treuen Copien angestaunter Meister-Werke mit eigner Zufriedenheit aufnehmen, da so wenig Menschen Gelegenheit haben, die Originale derselben, als Denkmale des menschlichen Genies, mit Augen zu sehn; und ich schätze mich sehr glücklich, ihnen den Weg in das Publikum bahnen zu helfen. Was ich selbst für die Laune hinzufüge, wünscht' ich freilich, daß es, in seiner Art, mit der Kunst mögte gleichen Schritt halten; da nun aber, in einem so beschränkten Raume von einigen Bogen, nichts Grosses oder Ganzes auszuführen ist, so bleibt mir nichts übrig, als Wunsch und Bitte: daß das gütige Publikum dasselbe mit Zufrieden-

heit für dasjenige nehmen möge, wofür ich es, nicht ohne Unzufriedenheit, gebe; nämlich, blos für eine kleine leichte Lektüre, welcher der Verfasser selbst keinen größern Werth beilegt, als den eines freundlichen Blumen-Straußes, den man, unbekümmert um den Werth, dem Freunde giebt, der denselben nicht nach dem Gehalte berechnet oder tiefgelehrt ausklügelt, und nach dem Maßstabe kalter Dogmen abmißt und anschlägt, sondern empfindet. Das Zeitalter ist lehrreich gnug; wer nur lernen will. Für das schöne und erhabne Kunst-Gefühl mögen jene Darstellungen des Grabstichels sein, die der wärmsten Phantasie Spielraum die Menge geben, und gewiß nur höchstens den Wunsch nach den Originalen zurücklaßen; ich, für meinen Antheil — O! wenn ich nur hin und wieder ein freundliches Lächeln, beim Weglegen des Buchs, über ein Gesicht hin-

ſiegen ſehe, bin ich völlig zufrieden, und werde mit Vergnügen meine Leſer, wenn es ihnen hier gefallen hat, ein andermal weiter führen. Jezt ſtehn wir am mit dunkeln Epheu-Ranken und wilden Weinreben dicht überhangenen Eingange des eminöſen Grillenthals, deſſen Lage ſich unter die beliebigſte Breite zu denken, jedem Leſer unbedingt überlaßen iſt. Ich mache vorläufig auf nichts aufmerkſam, um nicht vielleicht, auf gut markiſchreieriſch, in der Vorrede mehr zu verſprechen, als ich im Texte ſelbſt zu leiſten im Stande bin, ſondern lade bloß auf Hausmanns-Koſt und ein freundlich Geſicht ein. Indeß weiß man ja doch nicht, was ſich etwa mitunter auch in dieſem vergeſſenen Thale lehrreiches finden könne, welches dem Leſer das verlohrne Ständchen, in dem er freilich auch eben ſo gut eine moraliſche Wäſche ſeines chriſt-bürgerlichen Le-

handwendels hätte anſtellen können, einigermaßen erſezt; denn — bei Lichte betrachtet, iſt doch das ganze Leben des Menſchen, nur in der Haltung verſchieden, nichts als ein Gemälde ſeiner Stärken und Schwächen, und die ganze weite Welt — ein Grillenthal. —

Meiningen, d. 1ten Junii 1800.

Erſter Abſchnitt.

Armer Jüngling! zage nicht:
Ob's auch jetzt im höchſten Licht'
Deines Lebens dunkelt;
Denn wer weiß, wie nah — wie fern —
Deiner Liebe ſchöner Stern
Aus der Wolke funkelt? —

Erſtes Kapitel.

Hic, in reducta valle, caniculae
Vitabis aestus;

Hor:

„Ein infamer Weg! „ — brummte Max Hyder, als er auf den ſcharfen Steinen des Hornbergs, ſo gut es gehn wollt', herabrutſchte. —

„ Gotterbarm! — ächzte hinter ihm ſein Jäger, Etoſſel; und das fällt Ihnen jezt erſt ein, da ich ſchier kein Baſt an Händen und Füßen mehr habe? „ —

Max lachte. — Seit langen Zeiten das erſtemal wieder; denn dem armen Jungen war's daher ſehr trübſelig gegangen. Und ſo mußt'es auch um einen ſtehn, der bei ſo einer Gelegenheit ſollte lachen können, oder er mußte kein Herz im Leibe haben. Ein Herz aber hatte Max; und eben am Herzen hatt'

er gelitten, und litte noch dran, ſo, daß manche Leute glaubten, es wär ihm ſogar in den Kopf geſtiegen. —

„ Das iſt aber auch himmelſchreiend, wie Sie mit einem umgehn, junger Herr! — fuhr Stoffel, nach einer Pauſe fort; einen da, wie'n Hund, in dieſen Wüſteneien herumzuhezen, wo der Teufel ſeine Jungen nicht ſucht. Herr! das ſollten Sie doch warlich an einem ehrlichen Dienſtboten nicht thun, der, wenn's nur halwege geht, von Herzen gern ſeine Pflichten erfüllt. „ —

Max: Wer heißt dir's denn? daß du mir allenthalben, wie mein Schatten folgſt? — (nimmt ihm die Flinte ab) Geh heim! wenn's dich inkommodirt; denn ich kann dir auf Ehre verſichern: es iſt mir platterdings einerlei, ob du hinter mir drein krächzeſt, oder nicht. —

Stoffel: Aber mir nicht, Herr! denn was würde die liebe Frau Mama ſagen, wenn ich, ohne das liebe Herr Söhnchen, nach Hauße käm? —

Max: Hüm! — doch weiter nichts, als was sie schon oft gesagt hat: daß ich ein Grillenfänger wär, und man mich müße gehn laßen? —

Stoffel: Sagen, ja! so sagen, würde sie wohl, unter ihres Gleichen — wie's nun so die vornehmen Leute machen — das glaub' ich selbst; aber — mich, den ehrlichen Domestiken, der zwischen Thür und Angel steckt, ja — mich würde sie gewiß in's Hundeloch, pro primo, und, pro secundo, zum Teufel schicken; das hab' ich auch ausgerechnet! — (weinerlich) Und unsereins, daß nun just nicht's beste Genie hat, findet jezt, bei diesen Zeitläuften, da Treu und Ehrlichkeit kaum mehr so viel gilt als ein Kaufzeugniß, doch auch nicht alle Tage wieder so eine gute Herrschaft. —

Max: Ei nun, so bleib! — (fort gehend) Ich habe ja nicht das geringste dagegen. — Nur lamentire mir nicht aller Augenblicke die Ohren voll. —

Stoffel: Nun', ja doch! — ja doch! Ich will nichts mehr sagen! nicht einen einzigen Seufzer

mehr

mehr fahren laſſen; und ſollten ſie mir's Herz abdrücken. — (nach einer Pauſe; während welcher ſie vollends herab ſtiegen) Aber, du lieber Gott! wo ſoll's denn nun weiter hin gehn? wenn wir hier vollends hinunter ſind? — Drüben den Berg wieder hinaus? —

Max: Ich denke nicht! — Da rechts hinunter ſcheint mir's ſo ſchauerlich ſchön. —

Stoffel. (ihm, da er ſich ſchon in's Thal hinab wenden will, in den Arm fallend) Um Gottes willen, Herr! — in die Hölle — zum Teufel — meinetwegen; nur nicht dort hinunter! (ängſtlich) Nicht einen Schritt weiter; Herr! Hier iſt die Grenze von dem verfluchten Grillenthal, um das alle verſtändige Leute weit weit drum herum gehn; denn hier ſpückt's — geht's um, und narrt die Leute, bei Tag und bei Nacht, ſo, daß ſie alle, mit der Narrenweiſe, Narren geworden ſind; alle — alle Narren! —

Max: Charmant! — So laß es uns einmal mit Narren verſuchen; vielleicht geht's beßer! und ſchlimmer wenigſtens können Sie's nicht mit mir treiben, als es geſcheide Leute mit mir getrieben haben. —

Stoffel: (ihn immer feſter umfaßend) Ach! um Gotteswillen, lieber Herr! Sie werden weiß es Gott, auch einer! —

Max: Sorge du nicht! — In meinen Umſtänden riskirt man hier eben ſo wenig als ein Bettelmann unter Spizbuben. Trägſt du Sorge um dein glücklich ſalvirtes Reſtchen Verſtand? — (ihn traulich auf die Achſel klopfend) Höre, guter Stoffel! ſo geh du nach Hauße. — (rüttelt ihn) Geh! und ſag meiner guten Mutter, ich wär auf dem ſicherſten Wege zur Beſſerung; denn es fieng mir jezt ſelbſt an, wahrſcheinlich vorzukommen, daß mein Verſtand nicht in den brillanteſten Umſtänden ſein müße, darum ich mich denn hierher, zu dieſen angeblichen Narren begeben hätte, um mich mit ihnen zu confrontiren. Ich hoffte, die Reſultate davon ſollten ſehr

gut ausfallen; denn wenn ich merkte, daß nicht ein exemplarischer Narr' aus mir werden könne, so würd' ich mir's ernstlich angelegen sein laßen, recht vernünftig zu werden.

Stoffel schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und that, mit einem lauten Angst-Schrei, einen mächtigen Satz rückwärts; denn eben bemerkte er, daß sein Herr, unter diesem Gespräch, würklich bereits die Grenze dieses fatalen Thals, von dem er in seinem Leben so viel grausvolle Wunderdinge gehört, überschritten hatt' und er selbst schon mit dem einen Fuße jenseits derselben stand. Sein Schreck war um desto größer, da er in den lezten Reden desselben würklich gewiße Spuren von Narrheit schon zu entdecken glaubte; und jezt riskirte er alles, und wär mit nichts in der Welt dazu zu bewegen gewesen, ihm, bei alle seiner ihm eigenthümlichen Redlichkeit und Treue, nur noch einen Schritt weiter zu folgen. —

Mit sichtbarem Entsetzen schrie er ihm noch ein-

mal die Gefahren zu, denen er bereits im Rachen ſtecke, bath ihn auf den Knien: noch jezt durch einen herzhaften Rückſprung über dieſe ſo gefährliche Grenze, ſich zu retten, und mit ihm zu ſeiner Mutter zurückzukehren; und als alles dieſes nichts helfen wollte, ſagte er ſich, unter der feierlichſten Anrufung der Allwiſſenheit Gottes, im Betreff ſeiner Unſchuld, von alle ſeinen Verbindlichkeiten und deshalbigen Verantwortungen los, und weinte dem Unglücks-Kind' eine mitleidige Thräne des Abſchieds. —

„ So ſind wir denn geſchiedene Leute! — ſagte Max, im geringſten nicht durch ſeine Galimathias beunruhigt — grüß mir meine Mutter, und füttre meinen Stieglitz!" — Somit warf er nachläßig die Flint' auf den Rücken und gieng. —

Jammernd ſah Steffel einige Minuten ihm nach; und als ſie dann die Gebüſche trennten, kehrt' er, wehklagend um ſeinen in dem famöſen Heillenthale verunglückten jungen Heren, athemlos und todtenblaß, in ſeine Heimath zurück. —

Zweites Kapitel.

Text, mit Exegeſe.

Max ſchlenderte das Thal hinunter. — Eigentlich wußt' er freilich nicht: warum? oder: wohin? er eigentlich ſchlenderte; das thut aber hoffentlich heut zu Tage, wo mancher, der eigentlich feſten geraden und ſichern Schrittes gehen ſollte, ſchlendert, ohne den eigentlichen Zweck, oder das Ende und die Beſchaffenheit des Weges zu kennen, zur Sache nichts, ſondern giebt ihm noch überdieß das beliebte genialiſche Weſen, wodurch ſich unſer Zeitalter von den verfloßenen ſo merklich auszeichnet, und qualificirt ihn zum Helden des Romans oder Luſt-Schau-Trauerſpiels, der Oper oder Operette, je nachdem er einem derley Fabrikanten in die Hände fällt. Zu ſeinem Glück oder Unglück, iſt

er in die meinigen gefallen. Aber er ſoll doch wenigſtens hier nicht mit ſtumpfem Meſſer ſkalpirt, und an einem langſamen Feuer gebraten, ſondern in der möglichſten Kürze, durch Glück und Unglück — wie's kommt und geht — ſeinen Lebens-Weg hin expedirt werden. —

Der dahin ſchlendernde Max blieb endlich, ohne es eben ſo wenig zu wiſſen oder zu wollen — indem es ihm gleichgiltig war, wo er blieb oder nicht blieb, ſchlenderte, oder nicht ſchlenderte — blieb an einem Felſenſtücke lehnen, welches ſich von dem ſeitwärtigen gigantiſchen Klumpen abgeriſſen, und einige Schritte vom Wege Poſto gefaßt hatte. Wer ihn hier lehnen ſah, konnte gewiß nicht umhin, wunder zu denken, in was für tiefe Betrachtungen er verſunken ſey? oder was für wichtige Beobachtungen er anſtelle? denn ſeine Blicke waren ſtier aufwärts, in die Gipfel der Bäum', und die darüber hin fliegenden Wolken geheftet. Wenigſtens mußt' er einem äußerſt ſeltenen Vogel

hier auflauren, um entweder die Naturgeſchichte damit zu bereichern, oder den Gaumen eines Läſternen zu kützeln, dem Hausmannskoſt nicht mehr munden wollte. Ja wohl auf einen ſeltſamen Vogel, lauerte er; denn er lauerte auf's Glück. — Zu ſeinem Glück wußte er das ſelbſt nicht, ſonſt wär er gewiß verzweifelt; ſondern er lehnte bloß da, weil ſeine Maſchine zu laufen aufgehört hatte; und ſah in die Wolken, weil — er nicht an die Erde ſah. —

Der Tirann dieſer Forſte, Sebaſtian Schnerr, Oberförſter und Wildmeiſter im und zum Grillenthale, welcher eben, in Berufs- oder nicht Berufs-Geſchäften — denn er trieb, da die Induſtrie in unſern Zeiten ſo mancherlei iſt, nebenbei verſchiedene ſehr einträgliche Negoze, wozu die Lage ſeines Förſtes, und die Biegſamkeit ſeines in der großen Welt ziemlich ausgedehnten Gewiſſens, bei einem glänzenden Anſtriche von Frömmelei und Ehrlichkeit, ihn beſonders qualificirte, ohne ihn — was ein anderer, an ſeiner Stelle, wahrſcheinlich gewor-

den wir — zum kompletten Böſewichte zu machen — von der entgegengeſetzten Seite des Berges herabgeſtolpert kam, glaubte am ſicherſten das Fleckgen getroffen zu haben, wo es dieſem wandelnden Elende fehlte. Nach Flinte, die nachläßig ihm im Arme ruhte, Dachsranzen, und abgebleichter grüner Gacke zu urtheilen, gehörte denn auch würklich keine ſalomoniſche Weisheit dazu, ihn für einen reiſenden Cameraden anzuſehn, der zu blöde war, um zu betteln, und zu ehrlich, um zu ſtehlen, ſich alſo hier ein Plätzchen ausſah, in Ermangelung des Abendbrods, ſein Hirſchfänger-Coppel einige Loch feſter zu ſchnallen, und — bis auf beßere Zeiten, mit dem Bruder Rammler hinter einem Strauch oder in der nächſten beſten Felſenkluft zu übernachten. Er gab dieſe ſeine Meinung dadurch zu erkennen, daß er mechaniſch in die Taſche griff, und ſeinen ledernen Geldbeutel herauslangte; wobei ſich zugleich ſein würklich gutes Herz in beſonderm Glanze zeigte; indem er, um dem armen

Teufel die moraliſche Vorleſung zu erſparen, mit deren andächtigen Anhörung daheim, bei ſeiner ächt orthodoxen, und dabei etwas mehr noch als ökonomiſchen Frau Ehelieblſten, dergleichen wandernde Cameraden den gewöhnlichen Zehrpfennig gewöhnlichermaſen ſündentheuer bezahlen mußten, ihn ſogleich hier abzufertigen, und ihm den nächſten Weg zum nächſten — vielleicht nicht ſo ſauer zu verdienenden, menſchenfreundlichſt zu zeigen dachte; denn er wußte freilich aus Erfahrung, am beſten, wie dieſe theologiſch moraliſchen Dornen ſeiner theuern Ehe-Hälfte bei derlei Gelegenheiten ſtachen. —

Indeß irrt auch zuweilen ſalomoniſche Weisheit; und wie wir gleich hören werden, irrte der Herr Sebaſtian Schnerr, in ſeiner Meinung von dem grüngäckigen Menſchen dort, mit Flinte und Dachſtanzen. — Damit nun auch wir uns nicht in ihm irren, ſo will ich den Monologen zu erhaſchen ſuchen, in welchem er, in oben beſchriebener Stellung, dermalen, indeß Herr Schnerr das Viaticum für ihn

hervorſucht, über ſich ſelbſt und ſeine phiſiſch-moraliſche Lage ſpricht; und, da jeder Menſch ſeine Umſtände doch am beſten weiß, und, unbelauſcht, in der Vertraulichkeit mit ſich ſelbſt, ſich und ſeiner Lage nicht zu ſchmeicheln, ſondern gewöhnlicherma-ßen aufrichtig zu ſein pflegt, ſo hoffe ich, mittelſt einer beigefügten kurzen Exegeſe deſſelben, meinen Leſern ein ziemlich treues Bild von ihm und ſeiner dermaligen Situation aufſtellen zu können. —

Monolog.

„ Was hilft nun alle ſein Geld und Gut dem „ Menſchen, wenn er kein fröhlich Herz dabei „ hat? — a) Eine Blume, für den Geruchloſen! — „ Ein rührendes Concert, für den Tauben! — Nur „ zur größern Ärgerniß, beides; weil man es weder „ genießen noch ſich einen andern Genuß dadurch ver-„ ſchaffen kann. — Aber mein Vetter, Gott hab' ihn „ ſelig! hätt' auch einen klügern Streich machen kön-

„ nen. b) — Sezt mich da her, unter der ewig ver-
„ langenden Menſchheit ſüßeſte Wünſche, juſt in
„ die Mitte, daß ich im Grunde nicht weiß, was
„ ich will, und wollen ſoll. — Weil ich allenthal-
„ ben auf das für mich beſtimmte zu ſtoßen glaube,
„ für dem mir mehr graußt als dem Ochſen für
„ dem Joch', an dem er ziehn ſoll, ſo flieh' ich alle
„ Mädchen, wie die verderblichſte Krankheit, die
„ das Mark des Lebens elendiglich aufzehrt; und
„ doch fühl' ich alle Tage tiefer, und merk' alle Tage
„ deutlicher, daß dieſes Geſchlecht zur Glückſeligkeit
„ und Zufriedenheit des Menſchen unumgänglich
„ nötig iſt. Und ſo iſt und bleibt doch der Menſch
„ ſein eigner erbärmlichſter Sklav! — Erbärmlicher
„ noch als er's jemals der Meinungen und Leiden-
„ ſchaften eines andern werden kann. Ein gebohr-
„ ner Sklav! — denn er bringt ja die Leidenſchaf-
„ ten und Gefühle, die ihn beherrſchen, mit von
„ Mutterleibe. — Frei, wie ein Gott, flog ich hin-
„ aus, in die weite freie Welt, ſobald ich die Kette

„ zu fühlen anfieng, an der ich von Natur lag;
„ ich hatte Geld — ich hatte Glück — ich hatte
„ alles, alles, was nur der begehrlichſte Menſch
„ in der vierten Bitte verſtehn, und bitten kann.
„ Aber ich wollte nicht was andre Menſchen woll-
„ ten — und was gieng mich auch noch obendrein
„ die Caprice der Todten an? c) hätt' ich mich nach
„ und nach in die der Lebendigen zu fügen ſuchen
„ wollen; denn weiter war's ja doch nichts von
„ meinem Vater, als Caprice, daß er mich an ein
„ Mädchen verſprach, das ich nicht kenne? —
„ Wohl mir! daß mein Herz nicht an dem Irdiſchen
„ hängt, welches er an dieſen Gehorſam kettete. d)
„ Wohl mir! daß meine Mutter vernünftiger war,
„ und mir wenigſtens das ihrige rettete; gnug! und
„ über gnug! um es mit Hunger und Kummer,
„ und alle den Trübſalen aushalten zu können, die
„ die Folgen eines ſo elenden unthätigen Lebens ſind,
„ zu dem ich, von der Wiege an, verdammt war.
„ O! hätt' ich nur dieſer guten Mutter ein frohes

„ Geſicht mitbringen können, daß ihr nicht jeder
„ Blick auf meine bleichen eingefallenen Wangen
„ einen ſchmerzhaften Seufzer koſtete. — (Pauſe)
„ Aber — iſt's nicht auch eben ſo gut eine Grille —
„ Caprice von mir? daß ich nicht einmal das für
„ mich beſtimmte Mädchen ſehn mag? — Es wär
„ doch vielleicht möglich, daß die närriſche Liebe
„ juſt auf dieſes fiel. — Ein närriſcher Streich!
„ Indeß — was macht in der Welt närriſchere
„ Streiche, als die Liebe? Aber — nein! nein! —
„ Es iſt unmöglich! ſchlechterdings unmöglich!
„ denn es würde doch auf jeden Fall nach der Kette
„ ſchmecken und riechen, ſo fein ſie auch, aus Gold
„ und Silber gedrechſelt wär; und das wär für
„ eine ſo feine Sapperments-Naſe, wie die mei-
„ nige, nichts! — durchaus nichts! Ich getraute mich
„ nicht Athem zu holen, und erſtickte, wie der
„ Stieglitz im Buſen des ſchönſten Mädchen. In-
„ deß — was hat freilich auch mit ſo einer Sap-
„ perments-Naſe? wenn ſie einem auf der andern

„ Seite nicht erſezen kann, was man auf der einen
„ durch ſie einbüßt? — Die Jahre verſtreichen! —
„ das Blut verbrauſt! — der Geiſt verſprudelt! —
„ die Nerven erſchlaffen! und man wird dabei zum
„ elendeſten Menſchenhaſſer; nicht werth, daß einen
„ eins, wie eine alte nichtsnüzige Weide, über'n
„ Hauſen wirft, der ſich ein Gotteslohn dran ver-
„ dient: die Stelle rein gemacht zu haben, auf der
„ was nüzlicheres wachſen kann; — ſollt's auch nur
„ ein Pilz ſein! „ —

Exegeſe.

a.) Max war der einzige Sohn eines unermeß-lich reichen Kaufmanns, in Y...

b.) Sein Vater hatte einen Jugend-Freund, wel-cher ſeine Laufbahn als Gelehrter machte, indem dieſer zur Handlung gieng. Der eine erwarb ſich Rang und Titel; der andre Geld. Wie's nun ſo in

der Welt geht! — Der alte Max lag ſeinem Freunde ſehr oft an, von ſeinem Überfluße Gebrauch zu machen, wenn er merkte, daß es hie und da bei jenem nicht zulangen wollte, da es die großen Herrn wohl gern ſehn, wenn ihre Diener, durch Aufwand und große Häuſer, ihren Glanz vermehren, ſelten aber ihnen nur einigermaßen ſo viel geben, daß ſie, ohne eigne Reſourzen, dieſes zu bewerkſtelligen im Stande ſind — es müßten denn beſondere Lieblinge ſein, denen ſie, in der blinden Überzeugnng von ihrer abſoluten Nothwendigkeit und Brauchbarkeit, zuweilen ſogar ſoviel geben, daß ſie ihre verſchuldeten Güter frei machen, und ſich neue kaufen können. — Gnug, der alte Max dachte als Kaufmann, und meinte es redlich, als Freund; aber jener machte nie, als in der dringendſten Noth, von dieſem gutmütigen Anerbieten des Freundes Gebrauch; jedoch konnte er einer andern Verſuchung nicht widerſtehn, die weniger perſönlichen Eigennutz vorausſezte. Dieſes war ein Vorſchlag des alten Max: ihre,

durch ihre ſo verſchiedenen Beſtimmungen zerſchlagene Jugend-Freundſchaft, wenigſtens einſt in ihren Kindern wieder fortzuerben, und ſein Vermögen, welches der Vater nicht mit ihm genießen wollte, die Kinder vereinigt genießen zu laſſen; denn jener hatte (wie dieſer einen einzigen Sohn) eine einzige Tochter; ein liebes hoffnungsvolles Mädchen! welches ſchon damals, in ihrem zehnten Jahre, Epoche zu machen anfieng, als der junge Max in Marſeille, Cadix, Livorno u. ſ. w. umher zog, um, nach der Meinung ſeines Vaters, ſich zu einem Kaufmanne zu qualificiren, der, von Vermögen unterſtüzt, welches der Alte zuſammenſcharrte, dereinſt auf einer Börſe das Wort führen könne. Max war damals zu flüchtig, und zu ſehr in Zerſtreuungen verwickelt, als daß ihn dieſe Convention, von welcher er benachrichtiget wurde, hätte beunruhigen können. —

c.) Eine ſchnelle Krankheit überfiel den Alten, und — vertieft in dieſe ſeine Lieblings-Idee, ließ

er, aller Einwendungen vernünftiger Leute ohnerachtet, ein Dokument fertigen, Kraft deſſen ſein Sohn jenes Mädchen, die Tochter ſeines Freundes, unbedingt heurathen; im Entſtehungsfall' aber dieſelbe, bis auf einen unbedeutenden Pflichttheil, ſein ganzes Vermögen haben ſolle. — Freilich that er dieſes bloß, um, nach ſeiner Art, ſeinen Sohn deſto feſter zu verbinden; aber — er war ein guter Kaufmann, aber ein herzlich ſchlechter Menſchenkenner. Er freilich hätte, um einer Viertel-Million willen, den Teufel geheurathet; aber ſein Sohn hatte unter den Menſchen ſchon lange feiner fühlen gelernt; und — was er ſich nie hätte träumen laſſen, geſchah. — Durch den Zwang beleidigt, war er auf immer für dieſe Verbindung verlohren, hätte er auch Millionen dadurch gewinnen können, und im Gegentheile verhungern müßen. — Wollen und können wir auch dieſes ihm nicht verdenken, da es ſo grell gegen das feine Gefühl und die natürliche Freiheit ſtritte, ſo müßen wir doch eben ſo aufrich-

tig ſagen, daß es, auf der andern Seite, hart von ihm war, daß er ſich nicht einmal die Mühe nahm, jenes Mädchen, oder ihren Vater kennen zu lernen, um zu unterſuchen: ob ſie ſeiner Liebe werth, und der Vater an ſeiner Einſchränkung Schuld oder nicht Schuld ſei; welches in ſeiner Denkungsart gewiß einen beträchtlichen Unterſchied gemacht hätte. Das hätte er thun können, und thun ſollen! Aber er that es nicht nur nicht, ſondern beantwortete auch nicht einen einzigen von alle den gutmütigen Briefen, welche des Mädchens Vater, ihm von der ganzen Sache eine günſtigere Meinung beizubringen, an ihn ſchrieb, mit keinem Worte, weil er ſie nur für Lockbeere und Fallſtricke derjenigen hielt, die ihn um ſein Vermögen gebracht. Dieſes vergab er ihnen; denn er hatte zu wenig Kaufmanns-Geiſt, um es achten zu können; daß ſie ihm aber auch ſeine Freiheit nehmen wollten, konnte er ihnen nie vergeben! — Vor der Hand hatte er noch Geld gnug, in Wechſeln und offenen Credit-Briefen; und wenn

ihm drum zu thun geweſen wär, ſo hätt' er ohn das ſonderbare Teſtament ſeines Vaters bekannt geworden, recht gut ſo viel aufnehmen können, daß er alle ſein Lebtage gnug gehabt. Aber eine ſolche Speculation lag tief vor ihm verborgen, und er nahm nur, ſo lange die Häußer gaben, ſo viel er von Zeit zu Zeit brauchte, und ſtreifte umher, um nicht daheim gefangen zu werden. —

Der Vater des Mädchen — er ſoll Ehrmann heiſſen — ſchlug noch einen, und wie es ſchien, untrüglichen Weg ein, um dieſen widerſpenſtigen jungen Menſchen zur Raiſon zu bringen. — Er lieſt, in Geſellſchaft einer klugen, mit ihm einverſtandenen Dame, ſeine Tochter, unter andern Namen, immer auch in den Gegenden ſein, wo Max umherſtrich. Sie war ein ſchönes geiſtvolles Mädchen, und alſo nicht unwahrſcheinlich, daß ſie dem unbiegſamen Wüſtling einmal auffallen, und ſich eine nähere Bekanntſchaft unter ihnen anſpinnen werde. — Warlich! es war dieſem edeln Manne nicht

um das Vermögen ſelbſt, welches ohnehin ſeiner Tochter nach dem Teſtamente zufiel; aber es that ihm nur weh, daß es, unter den Händen der Gerechtigkeit, die ſich zum Vormünd und pünctlichen Exekutor des Teſtaments aufgeworfen, und es in Beſchlag genommen hatte, zerſtieben, und vielleicht am Ende niemanden von der Behörde recht zu Gute kommen ſollte. — Max erhielt indeß nicht ſo bald von dieſem ihm zugedachten Stratagem Nachricht, ſo floh er, um — was man ſagt, das Gewiſſe für's Ungewiſſe zu nehmen, und nicht einmal unvermuthet auf dieſer ihm gelegten Leimruthe kleben zu bleiben, das ganze ſchöne Geſchlecht, und alle glänzende Zirkel, und trieb ſich von nun an, unter ebenfalls verändertem Namen, unter Leuten und Beſchäftigungen umher, die ſehr leicht ſeiner Moralität hätten gefährlich werden können, wenn er nicht in den Grundſätzen derſelben eben ſo feſt und unerſchütterlich geweſen wär, als er es leider in ſeinen Privat-Meinungen war. — Auch entdeckte

ſich bald ein anderer dringender Umſtand, der dieſen ganzen ſo ſchön ausgedachten Plan ſchnell wieder zerſtörte. — Die Delikateſſe des Mädchen fand ſich nämlich eben ſo ſehr beeinträchtigt und beleidigt als der Freiheits-Sinn des jungen Herrn, und bei genauerer Beobachtung der klugen Madam ihrer Begleitung, entdeckte es ſich, daß auch ſie juſt dieſen jungen Menſchen mit eben ſo viel Abneigung und Hartnäckigkeit floh als er ſie, wohl aber verſchiedene andere Partien zu entriren nicht abgeneigt ſchien, die ihr, als einer guten fetten Priſe, vorſtießen. Madam hatte keinen Auftrag dergleichen Engagements zu begünſtigen, und fühlte eben ſo wenig Beruf, den Vater betrügen zu helfen; ſie hielt daher um ihre beiderſeitige Zurückberufung an, welche um deſto ſchneller und williger erfolgte, da ſich unter den ſogenannten Anbetern des unerfahrnen Mädchen ein großer Wüſtling befand, der allgemein dafür bekannt war, daß er nie einen ſo leckern Wunſch ſeiner erhabenen Menſchheit aufgab, es mogt' auch

koſten was es wollte. Da nun der Arm deſſelben noch überdieß vorzüglich lang war, ſo ſah ſich der Vater genöthigt, das liebe Töchterchen, welches noch nicht ſo recht zu wiſſen ſchien, daß nicht alles Glänzende Gold ſei, nicht allein zurückzuberufen, ſondern es ſogar noch ſorgfältiger der bisherigen Publicität zu entziehn. —

d.) Die Mutter unſers jungen Max hatte mit Mühe einen Theil ihres Eingebrachten aus den Händen der um die Vollſtreckung des ſonderbaren Teſtaments ihres ſeligen Mannes ſo ſorgſamen Gerechtigkeit gerettet, und ſich weislich davon in dieſem entfernten Winkel der Welt ein nicht unbeträchtliches Gütchen angekauft, um ihrem Sohne, der ſie ſo manche Thräne koſtete, wenigſtens einen Zufluchts-Ort zu ſichern, wenn die Häuſſer, an welche er Addreßen hatte, von ſeinen Umſtänden unterrichtet, zu zahlen aufhören würden. —

Die wackre Frau hatte ſehr richtig gerechnet, und recht wohl daran gethan, daß ſie ſich angekauft;

denn gar bald hörten die Häußer auf zu zahlen, und — er kam. Sie empfieng ihn mit offenen Armen, denn ſie war nie mit dem Vater, in Betreff einer ſo gezwungenen Heurath, einverſtanden geweſen, am wenigſten aber mit ſeinem Teſtamente zufrieden; und nie hatte ſie es ihrem Sohne verdenken können, daß er ſo gehandelt; nur mit der Art und Weiſe war ſie nicht zufrieden geweſen. Auch dieſes war jezt vergeſſen! und ſie übergab ihm mit Freuden das für ihn gerettete; wenig zwar im Vergleich mit dem was er haben konnte, doch aber gnug, um nicht darben zu müſſen, und mehr, als mancher ehrliche Mann mit aller Anſtrengung verdient, und damit Weib und Kinder ernähren und verſorgen muß. Aber er war nicht mehr der offene frohe Junge, wie ſonſt! Tiefe Furchen hatten ſeine Stirn überzogen, und finſtre Menſchenſcheu ſprach aus ſeinen mißtrauiſchen Seitenblicken. Er mogte nichts von Geſchäften, nichts von Geſellſchaften wiſſen; alles ekelte ihn an! Still und in ſich verſchloßen ſtreifte

er in den dunkelſten Gängen der Gärten, und bald drauf in den wildeſten wüſteſten Gegenden umher, wo ihn niemand kannte, nichts ihn an ſeine Lage erinnerte, die freilich, im Verhältniß mit ſeinen ehemaligen Ausſichten, nicht zu beneiden war. — Oft ſah die gute Mutter ihm mit naßen Augen nach; denn ſie befürchtete würklich ein noch größeres Unglück. Mit der Zeit ſchien allerdiengs ſein Verſtand leiden zu müßen; vor der Hand aber ließ es ſeine leider übel angewendete Feſtigkeit gewiß zu keiner vorſäzlichen Thorheit kommen. Indeß war er faſt täglich, auf ſeinen Streifereien in den unwegſamſten Gegenden umher, allerhand nicht zu berechnenden Gefahren ausgeſezt, beſonders, da er, als ein leidenſchaftlicher Jäger, wozu ihn ſeine Menſchenſcheue gemacht hatte, den auf dieſen verſchiedenen zuſammenſtoßenden Grenzen ihr Weſen treibenden Wildſchüzen ſtreng auf dem Dache war, deren einer ihn leicht einmal auf den Kopf ſchießen konnte. — Bitten und Vorſtellungen halfen nichts! Blieb er zu Hauſe, ſo

ſtieg

fiert' er die Wände an; und das war doch auch nicht gut. Alles, was die gute Mutter thun konnte, war, daß ſie ihn nicht allein ließ; indeß war er in Geſellſchaft des ehrlichen aber entſetzlich dummen Stoffel, den ſeine Mutter allein für ihn hielt, ſo gut als allein, und nur der Barmherzigkeit Gottes, und ſeinem Schickſal' überlaßen. — Wir wollen ſehn, wie dieſe für ihn ſorgen werden. —

Drittes Kapitel.

Betet ihr Männer zum heiligen Stoffel,
Daß ihr nicht ſchmachten müßt unterm Pantoffel.
Süß iſt der Weiber holdſeliger Kuß;
Centnerſchwer ihr bepantoffelter Fuß!

Indeß war der Herr Oberförſter vollends herangekommen, und ſtand ſchon lange vor ihm, als er

ſeinen Monologen endete, während welchem er Zeit gnug gehabt hatte, den fuchſigſten unter allen ſeinen Groſchen auszuſuchen, um ihn damit zu beglücken. Eigentlich war er zwar nicht geizig, und ehemals, als er noch nicht durch ſeine verſchiedenen Neben-Negoce, ſo in die Wolle gekommen, war er ſogar wohlthätig geweſen; aber — wie es nun mit manchen Leuten geht! — Je mehr ſie haben; je mehr ſie haben wollen! So gieng es auch bei dem Herrn Oberförſter. Je mehr er Dukaten zuſammenſcharrte, je lieber hatte er ſie. Gewiß hätt' er lieber einen Tag gehungert und gedurſtet, als einen Laubthaler, geſchweige denn einen Dukaten gewechſelt; und eher hätt' er ſich mit den größten Todesgefahren aus freier Hand herumgebalgt, als ſich, auch wenn er's gekönnt, mit einem Louisd'or davon losgekauft. Die Leute meinten, er hätte dieſe Ökonomie, zu welcher er ehemals nicht die mindeſte Anlage gehabt, von ſeiner jezigen zweiten theuren Ehehälfte gelernt, und man wollte ſogar wiſſen,

daß es die gute Frau außerordentlich viel Müh' und Arbeit gekoſtet, den Ungeziehrigen zu dreßiren, ſo, daß ſie ſogar mitunter zu ihrem humanen Caractter ganz entgegengeſezten Zwangsmitteln ſchreiten müßen, welche die ‚Sperling' auf dem Dach', und den Hahn auf der Latt' in Alarm geſezt. — Indeß ſei an dieſem Gerede der böſen Leute ſo viel als wolle; gnug er wußte, daß vierundzwanzig Groſchen einen Thaler, und — nach dem zwanzig Guldenfuß, fünf Thaler einen Louisd'or machten, wendete daher den Groſchen einigemal mehr um als andre Leute, ehe er ihn ausgab, und hatte wücklich jezt den fuchſigſten darunter ausgeſucht, um ihn, unaufgefordert, mit dem Air der angebohrnen Großmuth, der wandernden Brüderſchaft, anſprüchlos, und mit angenehmer Negligence, in die Hand zu drücken.—

Um ſich jedoch für jedem Irrthum ganz ſicher zu ſtellen, und ſeine Großmuth nicht etwan an einen unwürdigen Buſchklepper und Nicht-Jäger zu verſchwenden, ſchickte er wohlbedächtig, ehe er den be-

glaskenden Groschen aus seiner schon ausgestreckten Hand entließ, den edeln eisgrauen Weidmann voraus:

„Glück auf! mein werther Weidemann!

„Wo hat der Hirsch seinen ersten Sprung hingethan?“ — Aber die Zunft- und Kundmäßige Antwort:

„Aus Mutterleib' in's grüne Gras!“ — erfolgte so schnell und ungesucht, als daß er nur noch einen Augenblick an der Zünftigkeit seines Gegenstandes hätte zweifeln können; und jezt — jezt sollte das große Werk der Barmherzigkeit vor sich gehn, dem Cameraden der erröthende Zehrpfennig freiwillig in die Hand gedrückt, und — ihm glückliche Reise gewünscht werden. Wie groß aber war sein Erstaunen, als dieser vermeinte arme Teufel weder Hand noch Hut aufhielt, sondern mit einem festen ruhigen Blick ihn fixirte, als wollte er in seinen Augen lesen, ob ein vernünftiges Wort mit ihm zu sprechen sei? — Der Oberförster, eben so schwach

in der Menſchenkenntniß, als ſtark in ſeinem Brod-Fache, verſtand dieſen Blick nicht, ſondern fuhr, in einem Rückfall von ehemaliger Ambition und Generoſität, woran ihn vielleicht dieſer lange feſte Blick erinnern ſollte, noch einmal herzhaft in die Taſche, und legte — troz des horriblen Gedankens an die nachdrückliche Strafpredigt ſeiner theuern Hälfte, bei Examinirung ſeiner Caſſe, und darüber zu gebender Rechenſchaft — noch einen Dreiſchen zu, in der Meinung: dieſer rüſtige Camerad ſolle nun zugreifen, danken, und gehn; aber immer noch fand er ſich in ſeiner Meinung betrogen; denn er griff nicht zu, und gieng auch nicht von der Stelle. —

„ Sie wollen mich abfertigen, und fort ſchicken? — ſagte er endlich, als er merkte, daß er würklich ganz unbekannt war; ich aber habe große Luſt, eine Zeit lang wenigſtens, bei Ihnen zu bleiben. — Herr Patron! wie wird das werden? „ —

„ Das weiß ich nicht! entgegnete der Oberförſter, in ſichtbarer Verlegenheit, da er eben an ſeine Frau

Liebte dachte, und was dieſe ſagen würde, wenn er ihr einen, wie es ſchien, ſo rüſtigen Freſſer mehr in's Haus brächte? — Wie kommt ihm aber die Luſt an, jetzt hier eine Pauſe zu machen? „ —

Max (ſich hell anſchauend) die ſchönen düſtern Thäler gefallen mir, und die majeſtätiſchen Berge. —

Oberförſter. O, ja! — anſehn laſſen ſich unſre Berge recht ſchön; aber miſerabel reizen. —

Max, das dient zur Geſundheit! — macht friſches Blut, indem es immer in einen gelinden Transſpiration erhält, und guten Appetit. —

Oberförſter (mit einem halblauten Seufzer) das thut's! und meine Frau, in ihrer Küche, weiß es zu rühmen. Aber — man zerreißt auch Schuh und Strümpfe. —

Max, So läßt man ſie flicken! — Die Fußlöcher giebt unſer Herrgott gratis. —

Oberförſter, Du haſt einen guten Glauben! (ihn mit Wohlgefallen betrachtend) heut und geſtern biſt du nicht dazu gekommen. —

Max: Alſo — wenn Sie meinen, verſuchen Sie's mit mir. Sie brauchen gewiß Leute. —

Oberförſter: (mit einem kritiſchen Achſelzucken) O, ja! denn meine Knochen werden teufelmäßig ſtumpf! und nach der neuen Mode, die ſich auch bis auf die Forſt-Wirthſchaft erſtreckt, vervielfältigen ſich die Geſchäfte täglich und ſtündlich. —

Max: Ich ſtehe zu Dienſten! und gebe Ihnen mein Wort: dasjenige, was ich noch nicht weiß, durch den beſten Willen zu erſetzen. Ich denke, wenn man *will*, lernt man auch bald eine Sache, die man nicht *kann*. —

Oberförſter: Alles recht gut, mein Lieber! und guter Wille iſt Goldes werth. Aber — (mit Achſelzucken) die Zeiten ſind ſchlecht! — die Dienſte werden, nach dem leidigen Oekonomie-Syſtem, immer mehr beſchnitten! — ja! — das macht einen Unterſchied! —

Max: Iſt dieß das einzige? ſo werden wir mit einander fertig. Nehmen Sie mich nur an! —

Oberförſter: (etwas auffahrend) Das iſt leicht geſagt! — Ja! ich kann dich annehmen; aber — ob dir die Frau zu Hauſe was zu freſſen giebt? iſt eine andre Frage. —

Max: Aha! — (reicht ihm die Hand hin) Ein Wort für hundert! — Mit der Frau werd' ich fertig. —

Oberförſter: (mit untergeſtützten Armen, ſich vor ihn hin ſtellend) Höre, junger Menſch! weißt du auch was ein Weib iſt? — heh? —

Max: Es iſt ein Ding, aus dem man, wenn man's recht anfängt, machen kann was man will. —

Oberförſter: (derangirt) Geh du hin! mein Sohn: der du alles beſſer weißt; geh du hin! und verſuche dein Heil, und deine Kunſt, und laß dir die Naſe wiſchen, und lauf dir die Hörner ab; aber — klage mir nichts! hinterdrein: das ſag' ich dir! klage mir ja nichts! denn ich lache dir gerade in's Geſicht; das kann ich dir verſichern! — (in Hitze figurirend) Das Weib iſt ein unbändiger Gaul, der

durch Liebkosungen, und überhaupt sanfte nachsichtige Behandlungen, nur übermütiger und ungezogener, herrschsüchtiger und habsüchtiger, und durch Strenge — endlich wird. — Man mag's also mit ihm anfangen wie man will, so ist man angeführt, und hat von Glück zu sagen, wenn man mit heiler Haut davon kömmt. — Geh du! wenn du's besser weißt; geh! und laß dich mißhandeln, und noch obendrein auslachen. — Ich wasche meine Hände in Unschuld! denn ich würde mich der Sünde fürchten, einen ehrlichen Kerl — wofür ich dich ansehn, so mörderisch anzuführen. —

Max: Alles komme auf meinen Kopf! und wenn ich Ihnen das geringste, von alle dem was mir arriviren könnte, in's Gewissen schieb', oder nur die mindeste Klage darüber erhebe, so sollen Sie mich für den infamsten Hundsfott halten. —

Oberförster: (den Kopf schüttelnd) Du mußt deiner Sache sehr gewiß seyn — mußt hexen können — oder dir ein Vergnügen daraus machen,

diesen angebeteten Tirannen unsers Geschlechts zu Füßen zu liegen, und dich von ihm mißhandeln zu laßen. —

Max: Gott bewahre für dem Vergnügen! aber meiner Sache bin ich so gewiß, daß ich, ohne hexen zu können, jede Wette darauf entire: Ich komme mit der Frau Oberförsterin aus! und wenn sie unter den bösen Weibern das allerböseste wär; wovon mir doch die Wohlbeleibtheit des Herrn Oberförsters gerade das Gegentheil zu dokumentiren scheint. —

Oberförster: (die Achsel zuckend) Es giebt viel falsche Schlüße! Dem einen bekommts; der andre geht drüber zu Grabe. Der Klügste bleibt davon. — Nun will ich damit just nicht sagen, als ob meine Frau von der Art wär, daß es mich reuen müßte, sie geheurathet zu haben — Gott bewahre! Es ist eine gute, brave, liebe Frau, die für ihren Nächsten das Herz aus dem Leibe hin gäb, und mir, weiß es Gott! mir thut sie alles zu Liebe,

was ſie mir nur an den Augen abſehen kann. Wenn ich das nicht ſagen wollte, ſo müßt' ich lügen: und das iſt meine Sache nicht!' aber ſo — was die innere Haus-Ökonomie anbelangt — die ſieht auch ganz überlaße, und mich dabei wohl befinde — da ſucht ſie ihren Mann! und — (ihn kunſtlich beobachtend) Du müßteſt denn eine ganz beſondre Gabe haben, dich bei den Weibern beliebt zu machen? —

Max: (flüchtig) Gottbewahre! — Das Weibergeſchlecht war nie meine Favorite! und das aus Gründen. Aber — eben darum, weil die Weiber keine Gewalt über mich haben, hab' ich deſtomehr über ſie; und das zwar auf die ſimpelſte erlaubteſte Art von der Welt. —

Oberförſter: Hum! — Diſputiren wollen wir nicht; (ihm die Hand reichend) Die Probe wird's ausweiſen! —

Aber mit ihm gerade nach Hauße zu gehn, wagte der Herr Oberförſter doch nicht; er ſchüzte noch nö-

tige Geſchäfte von, und überließ es ihm allein, um's bischen Brod ſich mit dem böſen Weibe herumzubeißen..—

Viertes Kapitel.

An Afrika's verſengten Küſten,
Und Aſiens unwirthbaren Wüſten,
Kannſt du ſorglos ſpazieren gehn.
Der Menſchenfeind mit bunten Flecken,
Wird ſchmeichelnd dir die Ferſen lecken,
Und Löwen wirſt du bändigen.

Max gieng getroſt das Thal hinunter, ob er gleich nicht hexen konnte, welches, um mit ſeiner Frau auszukommen, der Herr Oberförſter, als ein unumgänglich notwendiges Bedürfniß für ihn, vorausgeſetzt hatte; denn er glaubte die Kunſt: ſich ein

solches Weib unbedingt unterwürfig zu machen, in der Tasche zu haben. Und überdieß machte ihn, als er schon in der Ferne das Hundegebell des Jagdhauses hörte, ein glückliches Ohngefähr der freundlichsten Aufnahme dort noch gewißer. —

Ein schnell entstehendes Gräbrei welscher Hühner, rief ihn mit schnellern Schritten um einen Felsen hinum, in ein kleines Seitenthal, wo sich Ueberreste von einer Fasanen-Fütterung befanden. Hier hatte ein wilder Kater den rüstigen Hahn, der sich dem laurenden Räuber, um seinem Frauenvolke wenigstens Zeit zur Flucht zu verschaffen, entschloßen entgegengeworfen hatte, bereits beim Fittig, und war im Begriff ihn mit der andern scharfen Klau' an der Gurgel zu faßen, und so seinem Heldenleben, und seiner häußlichen Lieb' und Treu' ein blutiges Ende zu machen. Ein rascher geglückter Schuß streckte in dem Augenblicke den Mörder zu Boden, da der zärtliche Vater und resp. Gatte nur erst an Schenkel und Fittig etwas gelähmt, nicht aber noch

tödtlich verwundet war, und Max, der dieſes Völkchen gleich für ein entwiſchtes Völkchen aus dem Jägerhofe anſah, ſuchte die durch den Schuß, deſſen ſie nicht ungewohnt waren, eben nicht ſchüchtern gemachten Weiber, durch einige ihnen vorgeſtreute Brod-Brocken, die er in ſeiner Taſche fand, an ſich zu locken, und zutraulich zu machen, welches ihm auch ſo völlig gelang, daß ſie ſämtlich, als er den verwundeten Helden unter dem einen, und den getödteten Räuber unter dem andern Arme, ſeinen Weg nach dem Jägerhauſe fortſetzte, mit ununterbrochenem Freuden-Geſchwätz', hinter ihm drein liefen, und ſein Entree brillant machten. —

Auf dem Jäger-Hofe war nämlich alles im größten Allarm; denn eben hatte die Haußmutter dieſe beträchtliche Abtheilung ihres gefiederten Völkchen vermißt, und donnert und wettert' auf dem Hofe herum, daß es gedonnert und gewettert hieß, und Menſchen und Thiere, groß und klein erhielten ihren Theil gnüglich; die Hund' und Katzen ſollten ſie

verſcheucht, und die Menſchen — die Titel will ich weglaßen — (das lüderliche Zeugs! das das Brod mit Sünden fraß) die Thüren auf, und ſie hinausgelaßen haben — et sic porro —; kurz, ſie ſchimpft und ſchmäht und ſpektakelte ſo, daß alles, was ſich fort ſchleichen konnte, ſich fort ſchlich oder wenigſtens ſchwieg, und ſie allein ſprach. — Hängen und Schinden war das leidlichſte, was jedem, nach Standes Gebühr und Würden, geſchehn ſollte, wenn ſie ihr ihre Hühner und den exemplariſchen Hahn, nicht wieder ſchaffen; und in voller Angſt lief ſchon alles, nach allen Gegenden, um ſich — wo nicht vom Strang und dergleichen, aber doch von den häuslichen Ungewittern zu retten, die gewiß eine jämmerliche Reihe von verdienten und unverdienten Trübſalen über das zwei- und vierbeinige Perſonale verhängten. Da kam unſer rüſtiger Max, von dem theuren Völkchen, unter lautem Freudengeſchrei, begleitet, zum hintern Thore heraus — er hätte zu keinem glücklichern Augenblick',

und unter keinen günſtigern Aſpecten kommen können! denn als er die theure Laſt des verwundeten Helden, nebſt dem ebenfalls, in merkantiliſcher Hinſicht theuren Verbrecher aölus, und zugleich — in ſo fern es ſich unter dem wechſelſeitigen Freuden-Begruß des Hühner-Volks thun ließ, die Geſchichte ſeiner Heldenthat in nuce befügte, verwandelte ſich urplötzlich die Akklamation der Frau Oberförſterinn, in welcher alle wahre und erdichtete Schwächen und Laſter ihres ſämmtlichen Hauß-Perſonale die Revüe paſſiren mußten, in eine eben ſo emphatiſche Lobrede dieſes einzigen, der, ohne zu fragen: wer er ſey? oder: was er wolle? ſogleich allen, als ein attenter brauchbarer Menſch, zum Muſter aufgeſtellt, und — nach glücklich verbundenem Truthahn, mit einer kapitalen Bier-Kalteſchaale mit Honig tractirt wurde, deren der Oberförſter ſelbſt ſich, ich glaube ſeit mehreren Jahren, nicht rühmen konnte. Der Glückliche! der von allen beneidete Liebling! —

Und

Und während dieſer Labung nun wurde das kritiſche Kapitel von ſeiner werthen Perſon, und deren Herkommen und Hinwollen etwas mehr als obiter vorgenommen; da er denn über das erſte ihr einen blauen Dunſt vorzumachen beliebte, über das letzte aber — wohl wahrnehmend den erſten glücklichſten Eindruck, ſich deutlich und umſtändlich erklärte. Zwar intonirte die Frau Oberförſterin hier ihr altes Lied, von den jüngſten Zeiten, und beſchnittenen Dienſten, und meinte: ihr Mann ſolle ihn an ſeinen Oberforſtmeiſter empfehlen; als er ihr aber verſicherte: daß er juſt hier, in dieſen ſchönen wilden Gegenden, eine Zeit lang zu bleiben wünſche, und — im Fall er, in der Anzahl des nötigen Perſonale, überflüſſig ſein ſollte, ſich zu einem Koſtgeld erbot, auch ihr auf der Stelle ein ſehr anſehnliches Gebot auf den Balg des wilden Katers that, dieſes ſogleich in einem blanken Dukaten erlegte, und bei dieſer Gelegenheit mehrere blicken ließ, wurden ſie des Handels einig; und der gegen Abend

zurückkehrende Herr Oberförſter wunderte ſich nicht wenig; als er ihn, in ein niedliches Garten-Stübchen einquartirt, in ſeinen Sonntags-Pantoffeln und Nachtmütze, und im völligen Vertrauen, und der ſeltenſten Zufriedenheit ſeiner theuren Häußehre fand. Eine ſo ſeltene Sache! daß er ſich faſt in der Perſon derſelben zu ieren glaubte. —

Zweiter Abſchnitt.

Horch! was ſeufzt die Felſenwand? —
Hat der menſchliche Verſtand
Seine Stimm' im Herzen?
Huſt du das noch je gefühlt
Was in jenem Seufzer ſpielt? —
Leiſer Ahndung Schmerzen.

Fünftes Kapitel.

Leiſe flüſtert die liebliche Stimme der Liebe; noch leiſer
Ihrer Ahndung Empfindungen;
Drum verſteht ſie nicht immer der ſchwache Sterbliche wähnend
Es nur ſei der Gewaltige,
Dem die Schickſale ſelbſt ſich fügen müßten; — o! Schwächling!
Baue ſelbſt dir ein Irrenhauß.

Und ſo war denn unſer Max in aller Form Jäger-Burſch' im Grillenthal. — Seine Mutter, die er unter der Hand davon benachrichtigte, hatte nicht

allein nicht das mindeſte dagegen, ſondern freute ſich vielmehr über dieſen Einfall des Grillenfängers, indem ſie glaubte, er werde gewiß unter dieſen ſeinen Lieblings-Beſchäftigungen Zerſtreuung und Aufheiterung finden, und nach und nach über verſchiedene Punkte, die ſie jezt nicht einmal berühren mogte, mit der Zeit anders denken lernen. — Sie ſchickte ihm, als ob er bei ihr in Dienſten geweſen wär, ſeine Kleider, weiße Wäſche, Gewehr' und dergleichen, und ließ ihm durch den Boten, der dieſes brachte, mündlich ſagen: er mögte, da ſie doch in allen Guten von einander geſchieden wären, ſie bald beſuchen, und wo möglich den Herrn Oberförſter einmal mitbringen, mit dem ſie verſchiedene unangenehme Grenz-Streitigkeiten auszugleichen wünſchte, die ſie vom vorigen Beſizer ihres Gutes mit überkommen. — Dieſes erhob die vorgefaßte gute Meinung von ihm noch mehr; und die Frau Oberförſterinn, welche glaubte, daß was dabei zu verdienen ſei, drang ſehr in ihren Mann: dieſe gute Gelegen-

heit nicht ungenüzt vorbeistreichen zu lassen. — Gnug, er befand sich in dem famösen Grillenthale, wo nur zur dussersten Noth, aus Furcht und Eckel für den bekannten Strafpredigten der Frau Oberförsterinn, ein abgetragener reisender Camerad einsprach, in einer sehr behäglichen Lage, war und wurde nicht — wie die Zurückgesezten anfänglich behaupteten — der Hühner- und Gänse-Peter der Frau Oberförsterinn, sondern gewann, durch seine goldnen Künste, täglich mehr Superiorität über alle, und selbst über jenen Hauß-Tirannen; und, durch seinen unermüdbaren Fleiß, Ordnung, und Ehrlichkeit, vor allen einen sehr wesentlichen Vorzug bei dem Forst-Herrn, so, daß dieser es sich oft bequem machte, und ihm, unter ausdrücklicher Anweisung der andern: ihm zu gehorchen, groſse und kleine Fach-Geschäfte übertrug, die er bisher- in Ermangelung eines Sujets auf das er sich verlassen können — (denn leider war kein rechtlicher Bursch, der sich weiter zu kommen getraut, unter

dieſem eiſernen Weiber-Szepter, bei ihm geblieben) alle ſelbſt belaufen müßen. Ohne ſich dieſer verdienten Vorzüge zu überheben, brachte er es aber auch bei dieſen ſeinen anfangs natürlicherweiſe ſehr unzufriedenen Cameraden, durch ein übrigens ſehr freundſchaftliches Betragen, bald dahin, daß ſie ihm nicht folgten, weil ſie mußten, ſondern weil ſie ſeine Ueberlegenheit im Fache ſowohl als auch übrigen Vorzüge, mit Vergnügen anerkannten. Und ſo verſtrichen ihm auch die nicht ausbleibenden rauhen mühvollen Tage ſeines Hierſeins wie die ſchönſten Maitage, verſchafften ihm leichteres Blut, geſundere Säfte, Zerſtreuung, und diejenigen angenehmen Empfindungen, die uns die Befriedigung oder wenigſtens Indulgenz irgend einer ſittlichen, erlaubten Lieblings-Neigung gewährt, ſo daß ſeine alte Heiterkeit mit jedem Tage ſichtbarer wiederkehrte, und es wahrſcheinlich machte, daß man bald, nicht allein ohne Riſiko, ſondern ſogar mit ſicherer Hoffnung eines günſtigern

Erfolgs, bald werde über Dinge mit ihm ein vernünftig Wort reden können, die mit dem Glanz' und Wohlstande der ganzen Nachkommenschaft in so genauer Verbindung stand, und doch bisher die Ruh' und Zufriedenheit seines Lebens so fürchterlich unterbrochen hatten, daß man es nicht wagen dürfen ihn daran zu erinnern. —

Die Freude der guten Mutter, bei diesen glänzenden Aussichten, läßt sich denken, aber nicht beschreiben. Mit hoch klopfendem Herzen stand sie in der Ferne, und sah dem so fröhlichen Wachsthum ihres Glüks und seiner Zufriedenheit in stiller Wonne zu, so, wie sie bisher ihr Elend in stillem Kummer ertragen hatte; jedoch wagte sie es nicht, wenn er sie dann und wann heimlich besuchte, in der vorlauten Freude, das mindeste von der Zukunft zu äußern, sondern bearbeitete mit einigen Vertrauten, denen sie sich anvertrauen durfte, an einem Plane, nach welchem, sobald es mit völliger Sicherheit geschehen konnte, sie in dieser kritischen

Gabe

Sache verfahren werden. — Wer ihn kannte, und in beßern Glücks-Umſtanden, und in beßrer Gemüths-Verfaßung gekannt hatte, freute ſich gewiß im Stillen mit der guten zwiſchen Freude und Angſt ſchwebenden Mutter, recht herzlich auf die Zeit, wo er aus dem Schatten hervortreten werde, in den ihn eine edle aber gewißermaßen mißverſtandene Empfindung geſtellt hatte: denn — o! was ließ ſich von einem ſo gutmütigen, Kraft- und Geiſt vollen jungen Menſchen, bei völlig geſunden Sinnen und beſtens arangirten Begriffen erwarten, der jezt, in ſeinem krankhaften Zuſtande, ſeinen aller Augen auf ſich zog, und, durch ein edles männliches Betragen, auch dem roheſten verderbteſten Herzen Feßeln anlegte? —

Leider aber währte dieſe auf den bloßen Sand-Grund der Hoffnung gebaute Freude nicht lange: denn eben ſo ſchnell und unvermuthet als ſie verſchwunden waren, ſah man wieder auf ſeiner Stirn die alten Wolken ſich legern, und in ſeinem wieder

zur Erde oder in die Wolken gekehrten Blick' entdeckte man ſogar einen Gram, der tief zu ſizen ſchien, und deſto gefährlicher wurde, je weniger man der Urſache deſſelben auf die Spur zu kommen im Stande war. Einige, denen man Einſicht und Kenntniß des Ganges der menſchlichen Empfindungen zutrauen konnte, wollten es für Liebe anſprechen; und würklich — wenn man es recht aufmerkſam betrachtete, und ſeine halb verdruckten Seufzer dazu rechnete, kam es den Simtomen der heimlichen Liebe ſehr nah; aber, lieber Himmel! wo ſollte denn in dieſen Wildnißen ein Gegenſtand derſelben herkommen? da ihr Hauß-Drache nicht einmal ein leidliches, geſchweige denn ein ſchönes Dienſtmädchen duldete, ſondern den ganzen Theil der Haußhaltung, welcher ein weibliches Perſonale erforderte, nur mit ihresgleichen beſezte? —

Sechstes Kapitel

Die Liebe baut ihr Felſennest
An aller Welten Ende,
Dringt unaufhaltſam, wie die Peſt,
Durch harte Marmor-Wände.
Und wie ſie kommt, und wie ſie geht,
Das deutet warlich kein Prophet;
Kurzum: ſie ſpielt die Leute.

Und doch könnten, ſo war ich lebe! die Menſchen recht haben. Es mogte nun phiſiſche oder metaphiſiſche Liebe, ſinnliche oder ſentimentaliſche Leidenſchaft ſein — gnug! ich ſelbſt bin beinaß feſt überzeugt: es war ſo etwas, das ſich nicht juſt demon-

ſinnen läßt, doch aber exiſtirt, und entſetzliche Zerſtörungen unter dem Glück und den Freuden des Menſchenlebens anrichtet. — Doch, wir wollen die Sache erzählen, wie ſie war, und hoffentlich wird ſie — wie dieſes in regula der Fall iſt, am Ende wenigſtens ungleich begreiflicher ſein, als jetzt. —

Ohngefähr achthundert Schritt abwärts vom Jägerhauße, lagen am Felſen die Ruinen der alten Wellenburg, von welchen nur ein einziger runder Thurm, dem allzerſtörenden Zahn der Zeit trotzend, ſich bis auf dieſe Generation erhalten hatte. — Nach der alten geſchriebenen Chronika dieſes Jägerhauſes, welche in den langen Winter-Abenden einen Theil der Lektüre der Jäger-Burſch ausmachte, war dieſer Thurm noch im Anfange dieſes Jahrhunderts, zu einem Staats-Gefängniß gebraucht worden, und man ſagte: mancher Große war hier verſchwunden, ohne daß ein Menſch erfahren können, wohin? jetzt diente er eigentlich bloß zu einer Art von Jagdzeughauß; aber der Oberförſter hat damit immer noch

ſo geheimnißvoll, daß er den Schlüßel zum Fallgatter, und der maſſiven eiſernen Thür, nicht aus ſeiner Geld-Caße kommen ließ, und wenn was von Jagdzeug — als Feder-Lappen, Dachshaub'n, Haaſengarne, und dergleichen, herauszugeben war — ſollt' es ihm auch noch ſo beſchwerlich werden, daſſelbe ſelbſt, und zwar allein, heraus ſchaffte; nur ein altes taubes Menſch — ein trauriges Inventarium der grauen Vorzeit, durfte auf den äußerſten Nothfall ihn begleiten. —

Max hatte viel abentheuerliche Geſchichten von dieſem Thurme gehört, und ſelbſt geleſen; dieß, und das Geheimnißvolle des Oberförſters darüber, reizte ſeine Neugierde, und er lauerte ſehr ſorgfältig auf jede Gelegenheit, wenn was dort zu ſchaffen war; aber — ſo viel er in jedem andern Fall über den Alten vermogte, konnte er doch niemals erlangen, ihn begleiten zu dürfen, vielweniger daß es ihm erlaubt worden wär, einmal allein dieſen Thurm zu beſteigen. — Es läßt ſich denken, daß

dieſes ihn nur noch neugieriger machen muſte. Von nun an hörte er von nichts lieber erzählen als von dieſem Thurm', und ſammelte mit Heißgier alles auf, was er davon erfahren konnte. — Da hört' er denn auch von einem alten Kreißer, deßen Vertrauen er ſich zu erlangen wußte: daß der Oberförſter ſeine eigne Tochter darinnen gefangen halte. — Erſtaunt fragte Max: Warum? — „Weil er ein Narr iſt! entgegnete der Kreißer, und ſich von dem Drachen, ſeiner Frau, eintreiben läßt, die auf alles eiferſüchtig iſt was Hoſen trägt, und — weil ſie niemals ohne junge Leute ſein können, glaubt, ſie müßten dem Mädchen alle aufhucken. Ja! und darum muß denn das arme Geſchöpf dort verſauern. Ein oder zweimal, des Jahrs, wird ſie — heißt es, in der Nacht fort, und auf einige Tage zu einer alten Muhme über dem Walde gebracht; das iſt's alles! — Einige ſagen, ſie hätt' einen Liebes-Handel gehabt, der den Eltern, die ſie für einen andern beſtimmt, nicht angeſtanden — ja! den

wahren Grund erfähret eins wohl freilich nicht; aber, gnug! so was ist's. Oeffentlich heißt es, das Mädchen wär bei einem Verwandten in D. . . . , —

Jezt wußte Max gnug, um nun kein Wort mehr von einer Geschichte wissen zu mögen, die so viel Aehnlichkeit mit der seinigen hatte. Was war natürlicher; als daß sein Herz mit aller Wärme sich für das arme Mädchen interessiren mußte, deren traurige Lage, selbst im Zustande der persönlichen Freiheit, niemand tiefer fühlen konnte als er? — Heimlich knirschend verließ er den Erzähler, dem er die heiligste Verschwiegenheit hatte versprechen müßen; und von dieser Stunde an wurden immer seltener und schwächer wieder die schönen Sonnenblicke seiner wiederkehrenden Heiterkeit, in denen die falsche Hoffnung seinen Lieben und Freunden bisher so schön geschmeichelt hatte. —

Der alte Thurm war übrigens ein zu gemeiner alltäglicher Gegenstand für die sämmtlichen Bewohner des Thals, und besonders für die Leute des

Jägerhauſſes, als daß nur jemand ihn hätte anſehn, vielweniger mit einem forſchenden Auge betrachten, oder darüber ſeine Gloſſen machen ſollen; wie man denn gewöhnlich dasjenige, was man immer vor Augen hat, am leichteſten aus dem Geſichte verliehrt; und daß der Oberförſter, auſſer jenem Haußgemurre, niemanden mit hinein ließ, zu allgemein für eine von den ſo vielen ſonderbaren, mit ihr grau gewordenen Grillen angenommen, als daß jemanden nur noch hätt' einfallen ſollen: es könne doch wohl aber noch was mehr dahinter ſtecken? — Max allein ließ den alten Thurm von nun an ſchier nicht einen Augenblick mehr aus den Augen. Oft lehnte er Stunden lang im Fenſter, und ſtierte ihn an — oft, wenn er wußte, daß er nicht bemerkt wurde, ſchlich er drum herum, wie die Katze um den Käfig; ganze Nächte lag er auf der gegenüber ſtehenden Felſenklippe, und wünſchte ſich die Flügel der Eulen, die er gegen den Horizont darum herum flattern ſah. Seine reizbare

Phantaſie hatte ſich ein grauvolles Ideal von jenem unglüklichen Mädchen entworfen, von dem er ſich nicht mehr trennen konnte. Fürchterlich waren die Schmerzen ſeines guten Herzens dabei! — Dem Oberförſter war er jezt von Herzen gram. Oft war er im Begriff ihm ſeine Grauſamkeit geradezu vorzurüken, und ſein, wie er glaubte, im Grunde nicht ſchlechtes Herz in die Klemme zu nehmen; aber überzeugt, daß der herzhafteſte Kampf gegen Grillen und Meinungen immer der undankbarſte — mißlichſte ſei, hielt er damit zurük. —

Einſt, als er, in einer Mondnacht, wie gewöhnlich, ſtill und gedankenvoll um den Thurm herum ſchlich, hört' er vernehmlich ein leiſes banges Stöhnen darinnen. — Er hätt' in die Erde ſinken mögen! denn ſonach war es alſo wahr, was ihm der Kreißer erzählt hatte? O, weh! bisher hatte er doch, um ſich zu tröſten, noch dann und wann daran zweifeln können. —

Am andern Morgen erzählte er dieſen dem alten

Reißer, ſchon in einer Gemüths-Verfaſſung, daß dem ehrlichen Manne die Haare zu Berge ſtanden, und ihn herzlich reute, ſeine warme Phantaſie, durch Erzählungen daran, aufgereizt — überhaupt, ihm ein Wort davon erzählt zu haben. —

Von nun an ſchlich er wieder wie im Traum umher, floh die Menſchen, und die Freude, und zog ſich in ſich ſelbſt zurück. Das Schickſal dieſes Mädchen im Thurme, welches ſo lebhaft vor ihm ſtand, daß er es hätte mahlen können, hatte ſich unauflöslich an ſeine Seele geknüpft! — Einſam und in ſich gekehrt wankte er umher; oft kam er ſpät in der Nacht, oft erſt am Morgen, ganz erſchöpft nach Hauſe, und lag dann da wie zerſchlagen. — Alle liebten ihn; alle waren daher um ihn in den peinlichſten Sorgen. Aber — alle dieſer Sorgen überhob er ſie bald, und auf immer. —

Er kam die eine Nacht, wie gewöhnlich, nicht nach Hauſe; man erwartete ihn am Morgen. Er kam nicht! — Man erwartete ihn um Mittag; er

kam noch nicht! Eben ſo umſonſt erwartete man ihn den Abend, und den folgenden Morgen; er war fort!!! —

Auch nicht das mindeſte von Kleidern, Gewehr, oder andern Bedürfniſſen, hatte er mit genommen; alſo war es keine verſtohlene, bei Zeiten unternommene Flucht; — mit zitterndem Herzen dachte man es — und jeder ſah es auf des andern todtenbleichen Geſicht: er war verunglückt!!! —

Siebentes Kapitel.

Verworren,
Oft ſehr verworren,
Sind die Fäden des Schickſals;
Aber,
Raſcher Sterblicher!
Reiß nur keinen voreilig entzwei;
Nach und nach
Wirren ſich alle wieder aus.

Groß, ſehr groß, war der Schmerz ſeiner Lieben und Freunde auf dem Jägerhauſe, da ſie nun — ich weiß nicht zum wievielten male, den ganzen

Wald durchsucht, jeden Busch umgewendet, und — ihn nicht gefunden hatten. Aber wer kann sich einen Begriff vom Schreck seiner guten Mutter machen, als man ihn — eben so vergebens — bei ihr suchte? Jezt war kein Gedanke mehr, ihn, wie bisher, bloß für einen ihr empfohlnen Landsmann auszugeben: das Mutterherz mußte sich verrathen! und der Schreck und der Schmerz erreichte dadurch bei allen einen noch höhern Grad, da sich die Mutterthränen um einen einst so hoffnungsvollen Sohn, in die Thränen der Freundschaft, um den Freund mischten. —

In der ganzen Gegend — im ganzen Lande wurde umher geschickt; er war nirgends! — In allen öffentlichen Blättern laß man den dringensten wehmüthigsten Aufruf der Freundschaft und Liebe, an ihn, und an jeden Menschen, der etwa im Stande wär, einige Nachricht von ihm zu geben. Niemand hatte ihn weder gesehn, noch das mindeste von ihm gehört! —

Die Freunde hiengen die Köpfe; am Leben der unglücklichen Mutter nagte der Wurm des ſtillen Grams. Ein gefährlicher Patron! — Er bleicht das Haar vor der Zeit, und führt mit einem der Ruh' abgeborgten Lächeln — in's Grab. Indeß führt er manchen Menſchen langſam; wie es hier der Fall war. —

Es verſtrichen Wochen und Monate, wiewohl Blei an ihnen zu hängen ſchien; kein Troſt kam! — keine Hoffnung flammte auf! — Der guten Mutter wurde die Zeit herzlich lang! — Auch der Tod kam nicht! —

Und wenn ihr nun die Zeit einmal recht unerträglich lang wurd', und ſie nicht mehr wußte, was ſie für Langerweile anfangen ſollte, ſo ließ ſie ſich hinunter führen in's Grillenthal, ſezte ſich unter die große Linde, und alle Leute, die vorüber giengen, mußten ihr von ihm — von ihrem Max erzählen. — Hier hatt' er einen Haaſen geſtreift — dort einen Hirſch aufgebrochen —; hier ein Lerchen-

Netz gestrickt, dort eine Stech Scheibe abgezirkelt. — Alles, auch die mindeste Kleinigkeit war ihr jetzt merkwürdig von ihm: und sie hörte mit der größten Andacht zu. An jeder ihr bezeichneten Stelle glaubte sie ihn stehn oder sitzen zu sehn, und ein friedliches Lächeln schwebte über ihre gepflügten Wangen. Aber — es war ein schelmisches Lächeln! — Sie lebte Jahre in solchen Stunden!!! —

Als sie einst, nach ihrer Meinung, sehr heiter und zufrieden, und gestärkt, aber im Grunde äußerst erschöpft, von einer solchen Wallfahrt aus dem Grellenthale zurückkam, trat ihr, am Eingang' ihres Hofes, ein Mann entgegen, den sie kennen sollte; doch war es nur eine dunkle Idee; denn unmöglich konnte der es würklich sein, der es ihr, in der Dämmerung des Tages, und ihrer Seele, schien. Doch — doch war er's, der berühmte Eyrmann, jener Jugend-

freund ihres verſtorbenen Gatten, für deſſen Tochter oder Sohn beſtimmt war. Er war's! — Sie mußte ſich, für Schreck, auf dem Thür-Sitze niederlaſſen. — Nur einigemal hatte ſie ihn geſehen; allemal aber im prächtigſten Hof-Glanze, wie es ſein Poſten erforderte, von Jägern und Heiducken umgeben; jetzt wankt' er an einem Stabe, armſelig gekleidet daher, tappend nach den Gegenſtänden; denn er war faſt ſtockblind. —

„Die gute Meinung unſers theuren Entſchlafenen hat uns viel gekoſtet!„ — rief er ihr jammernd entgegen; denn er war bereits von allen neuerlichen traurigen Verfällen hinlänglich unterrichtet. — Sie konnte ihm nur mit einem Thränenſtrom' antworten; und er füllte dieſe grauenvolle Lücke mit der Erzählung ſeiner traurigen Geſchichte aus, die wir nur im Auszuge wiederholen wollen; denn über einen ſo traurigen Anblick kann man nicht ſchnell genug hinweg kommen. —

Ich habe bereits erwähnt, daß unter den Verehrern seiner Emma sich ein Mitbuhler befand, dessen langen Arm er zu fürchten hatte. Doch, er fürchtete diesen nur für die Tugend seiner unerfahrnen Tochter; er, für seine Person, that, was jeder rechtschaffene Vater in dieser Lage thun mußte, er schaffte das Mädchen dem mächtigen Anbeter aus den Augen — aus der Gewalt; und dieses gelang ihm zwar, durch Glück und Klugheit, so vollkommen gut, daß keiner der ausgesendeten Spürhunde sie entdecken konnte. — Nun aber warf sich die ganze glühende Rache des Beleidigten auf den edeln Vater, dem bisher, um der Tochter willen, so sehr geschmeichelt worden war, zum Unglück war er der Beleidigte, sein Herr! Alles wurde nun aufgeboten, den edeln Vater zu drücken, zu kränken, zu beleidigen. Man dachte ihn müde zu machen, daß er, um des edeln Friedens willen, seine Emma sollte wieder kommen lassen, und Preiß geben. Da man sich aber hierinnen gänzlich irrte,

bekam er seine Dimission, und nur mit genauer Noth rettete er seine Ehre. —

Noch überdieß, zum Unglück, in einen weitläuftigen Prozeß verwickelt, der den ganzen Ueberrest seines ohnehin unbedeutenden kleinen Vermögens umfaßte, und für dessen gründliche Herstellung und Durchführung er, unter den jetzigen Umständen, so wenig Hoffnung hatte, floh er zu einem Freunde, der ihm leider auch nicht mehr als Obdach geben konnte. Dieß hätte indeß sein mögen; denn er hatte nie aus eigenem Hang viel gebraucht. Aber auch in diesen engen Hinterhalt verfolgte ihn das unerbittliche Unglück. — Er arbeitete den Winter über, an seinem Prozesse, den er, um die Kerzen zu ersparen, selbst schreiben wollte, zu viel bei Nacht; dadurch litten seine ohnehin etwas blöden Augen so sehr, daß er, bei zurückkehrendem Frühlinge, kaum die wohlthätigen Strahlen der Mai-Sonne mehr ertragen, und sich zu Weg' und zu Stege finden konnte. Seine Lage war wahrlich jetzt zum Verzwei-

sein! Dieß aber läßt bekanntermaßen die Vorsehung äußerst selten zu; darum — um in sein trauriges Schattengemälde wieder einiges Licht zu mischen, sendete es ihm die Nachricht vom Tode seines grausamen Verfolgers zu. Nie hatte er sich noch über den Tod eines Menschen gefreut! Dieß Gefühl, wozu ihn jezt die Noth zwang, war ihm also ganz neu und erschütternd. — Geschwind aber, ehe vielleicht wieder ein neuer Schlag ihn zurück warf — geschwind verglich er jezt, unter leidlichen Umständen, seinen Prozeß, und eilte mit dem wenigen, das er rettete um seine gute Emma aus ihrem Grabe zu erlösen, und doch nun — von dieser Seite wenigstens frei und sicher, in ihren Armen — dieß versprach er sich zu ihrem guten reinen Herzen — seine traurigen Tage zu beschließen. Die Hoffnung auf den Max hatte er schon lange aufgegeben, und seine Tochter, in aller Form Rechtens, auf allen und jeden Anspruch am Testamente des alten Hyder renonciren laßen. Auf dem Wege erst erfuhr er,

daß ſie, die Mutter, ſich in dieſer Gegend angekauft, und ihren ſo lange unſtät in der Welt umhergeirrten Sohn wieder gehabt, aber auch, weiß der Himmel durch welchen neuen Anfall von Grillen, abermals verlohren habe; und kam, ſie zu tröſten. — Troſt ! ! ! für den zahnloſen Bettler eine harte Brod-Rinde ! — Indeß ſieht man doch die gute Meinung, und daß ſie nicht verachten; denn wer die Brod-Rinde verachtet, der ſoll auch den Kuchen nicht haben. —

Nach und nach, wie ſie beide ſich ſammeln konnten, wurde dieſe Geſchichte Stückweis detaillirt, und die behörigen Noten dazu gemacht, die freilich mitunter ſür gewiße Leute ſehr beißend ausfielen —; ein vollkommen zureichender Grund für mich: dieſelben ganz und gar zu übergehn; indem man mich ohnehin ſeit einiger Zeit gegen gewiße Leute ſehr

heißt zu finden beliebt. Es mögt alſo ſcheinen, als hätt' ich dieſelben, aus mir gar nicht eigener Schadenfreude, ex propriis hinzugefügt; und den leidlichſten Schein, in jeder Sache, vermeid' ich ungleich ängſtlicher als die unleidlichſte Wahrheit. —

Am meiſten wunderte ſich die gute Mutter über ſeine Verſicherung: daß ſeine Tochter ſich ganz in ihrer Nähe befände, welche wirklich ungleich reichlicher mit wilden Thieren als mit vernünftigen Menſchen geſegnet war, denen ein Vater ſorglos ſeine Tochter anvertrauen konnte; noch höher aber, und bis auf den höchſten Grad ſtieg ihr Erſtaunen, als ſie hörte: daß eben das famoſe Grillenthal der Ort ihres Aufenthalts ſei. Nun konnte ſie ſich aber auch auf der Stelle die ſo ſeltſame Veränderung im Betragen ihres Sohns, und die Urſache ſeines ſo unvermutheten Verſchwindens erklären, da ſie ſeine unüberwindliche Abneigung gegen dieſes Mädchen kannte, welches er, nach dem letzten Willen

seines Vaters heurathen, und durch dasselbe allein zum Besitz seines Vermögens gelangen sollte. Gewiß hatte er sie dort entdekt, eine neue Falle vermuthet, und so war's um seine wiederkehrende Ruh' und Zufriedenheit von neuen geschehen gewesen. — Sie glaube sich nicht im kleinsten Umstande darinnen irren zu können; jedoch hatte sie, bei all' ihren eigenen Leiden, zu viel Schonung gegen die Leiden dieses alten redlichen Mannes, als daß sie dieselben, durch Entdekung dieser Umstände, wobei er sich als unschuldige Ursache ihrer neuen Leiden finden mußte, unvorsichtig hätte vermehren sollen. Froh, daß er, als er hörte: daß sich ihr Sohn ebenfalls im Grillenthal' aufgehalten, und von dort, aus unbekannten Ursachen, entflohn sei, nicht selbst darauf fiel, schwieg sie darüber; und — als sie es, in der ersten ruhigen Minute, noch einmal überdachte, fand sich in diesen Umständen sogar ein beträchtlicher Trost für sie, üm das Schiksal ihres Sohns; denn sie kannte doch nun die nächste Ur-

ſache ſeines ſo unvermutheten Verſchwindens, und wußte, daß er wohl wieder ein Stück in die Welt hinein laufen, doch aber ſonſt, in dieſem ſeinen alten Zuſtande, keinen unſinnigen Streich machen werde. — Wie aber Ehrmann in dieſer Gegend Bekanntſchaft haben, und beſonders mit dem Oberförſter ſo vertraut ſein konnte, daß er kein Bedenken trug: ihm ſeine Tochter anzuvertrauen? das blieb ihr ein Räthſel! — Er erklärte ſich, auf ihre Frage, darüber weitläufig; im Auszuge, der uns — unbekannt mit Perſonen und Umſtänden, genügen kann, verhielt dieſes ſich folgendermaſen. —

Herr Schnerr, als damaliger Leibjäger das ***, hatte ſich mit dem ***ſchen Geſandten, ein bischen zu tief in Spionerien und dergleichen eingelaſſen, daß es drauf umging, ihn entweder zu erhöhen oder zu erniedrigen. In Ehrmanns Hand ſtand es, über ihm den Stab zu brechen. Es wär vielleicht gar ſeine Schuldigkeit geweſen, ihn zu vernichten, und auf immer unſchädlich zu machen; aber — die

Gefahr war vorüber — seine Sklavereien könnten nicht mehr gefährlich werden; also dachte dieser edle Mann, weil er es kennt' und durfte: „es ist ein Mensch! und Menschen wachsen nicht wie die Pilze!„ — ließ ihn, zum heilsamen Andenken an dergleichen Unbesonnenheiten, beinahe Todesangst ausstehn, und schafft' ihn dann auf diesen Grenz-Ort, wo er keine Gelegenheit mehr hatte dergleichen Unheil zu stiften. — Er lag zu den Füßen seines Retters und Wohlthäters, und schwur ihm mit Leib und Leben, welches er ohnehin jezt ihm allein zu danken habe, jederzeit zu Diensten zu stehn. —

Bis jezt hatte es ihm an Gelegenheit gefehlt, von diesem Versprechen des reuigen Sünders Gebrauch zu machen: jezt, da ihm so viel dran lag, einen sichern und verborgenen Aufenthalt für seine von wilden Leidenschaft verfolgte Tochter zu finden, erinnerte er ihn daran, und erhielt von ihm den freudigsten Willen: an seiner alten Capital-Schuld we-

nigſtens etwas abzuzahlen, nebſt beigelegtem Plane, welcher nicht verunglücken zu können ſchien. — Er, Ehnerr, war nämlich juſt damals etwas unzufrieden mit ſeiner Tochter, die mit einem wüſten jungen Menſchen ein Liebes-Verſtändniß hatte, und ſtand in der Wahl, ſie in den bewußten Thurm zu ſperren, oder zu einem Verwandten nach N... zu bringen. Er wolle alſo mit ſeiner Tochter bei dem lezten bleiben; und den Thurm könne, in eben der Nacht, da er dieſelbe verſchaffen werde, die Mamſell Ehrmann beziehn. Er mache ſich anheiſchig: ſie nicht nur mit allen Bequemlichkeiten zu verſehn, ſondern auch für das ſtrengſte Schweigen zu ſorgen; und ſollte jedoch, bei aller Verſchwiegenheit, in der Gegend davon gemurmelt werden, ſo würde doch gewiß jedermann eher auf ſeine eigne Tochter, als auf ein fremdes Mädchen rathen, und ſo ſeine väterlich edle Abſicht vollkommen erfüllt werden; u. ſ. w. —

Ehrmann ergreift dieſen Vorſchlag, deſſen Lichter-

bei ihm einkehrte, natürlicherweise mit Freuden; und Emma — freilich nur halb und halb mit gutem Willen, großentheils aber, weil sie mußte, und allerdings einsah, daß es der einzige Weg sei: ihre Unschuld für gefährlichen Verfolgungen zu sichern — gieng in der dazu bestimmten Sturmnacht, dort, bei lebendigen Leibe, weinend zu Grabe. Indeß die Absicht des Vaters war dadurch vollkommen erfüllt, und er brannte jetzt für Ungeduld: dem christlichen Kirchhofer-Meister für diese Treue seinen wärmsten Dank abzustatten. —

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen über ihre beiderseitige Schicksale und Verhältnisse, war indeß die Mitternachts-Stunde heran gerückt, und jedes eilte, durch Leidenschaft ermüdet, dem Lager zu. Sobald aber der Morgen graute, war der Alte, mehr noch durch die so nahe Hoffnung als durch den Schlaf gestärkt, schon wieder auf, und bat nur um einen Führer nach dem Grillenthale. Aber Madam Hyder ließ anspannen, und letztere selbst ihm Gesell-

Hoff: denn, ob sie gleich sehr gegen die gutgemeinten Bitten und Vorstellungen ihrer Freunde und des Arztes: ihr ohnehin durch diese Szene sehr geschwächtes Nervensystem, ja nicht durch zu öftere ernste und angreifende Erinnerungen vollends zu zerstören, auf das pünktlichste nachzukommen versprochen hatte, so konnte sie doch der reizenden Versuchung: eine solche Szene mit anzusehen, nicht widerstehen.

Glücklicherweise trafen sie den Oberförster noch daheim; und als sich der brausende Freuden-Strom desselben nur etwas beruhigt, und Hermann seinen Glauben an die Versicherung: daß er, der Oberförster, diese Gelegenheit, ihm einen wesentlichen Dienst erzeigen zu können, für das größte Glück seines Lebens halte, um beliebter Kürze willen, solennister beschworen hatte, wurde sofort zur endlichen Befreiung der schönen Gefangenen geschritten, von deren hohem Wohlsein derselbe bereits den pflichtmäßigen Rapport abgestattet. — Die Riegel rasselten, die Schlösser klirrten — das Vaterherz klopfte —: jetzt

aber — o! jetzt wünscht' ich ein Mahler zu ſein, um die Szene recht lebhaft und treffend hinwerfen zu können, die ſich, als die Thür aufflog, ihnen darſtellte. — Max, in ſeinem linken Arme das zitternde, mit einer Ohnmacht kämpfende Mädchen, und die kraftvolle Rechte bloß mit ſeinem Gewehrfänger bewaffnet, ſtand, mit flammenden Augen, der aufſtiegenden Thür gerade gegenüber, entſchloſſen: die Liebe, welche ihn hierher geführt, blutig zu verantworten, und denjenigen, der es wagen würde, dieß Mädchen aus ſeinem Arm', oder ihn von dem Mädchen reiſſen zu wollen, ſofort an den Boden zu ſtrecken, oder —. wenn es nicht anders ſein könnte, ſein Leben wenigſtens theuer zu verkaufen. —

Aber Umſtände verändern, bekanntermaſen, eine jede Sache; wenigſtens in ihrer Form, und ihren Folgen. —

Es war ihr Vater! — Es war ſeine Mutter die den erſten Plaz in der Thür beſezt hielten. —

Emma erkannte sogleich ihren Vater, an der Stimme, raffte sich auf, und flog an seinen Hals. — Max, und seine Mutter, standen, in einem Gemisch von Erstaunen und Freude, gegen einander über; und der Herr Oberförster, im Hintergrunde, stutzte, da er hier nichts als Ausrufungen der Freude hörte, mit einem Schafsgesichte seinen schon halb entblößten Hirschfänger sachte wieder ein. —

Achtes Kapitel.

Die Liebe überwindet alles!
Die Liebe duldet alles!

Am geſchwindeſten wünſchen gewiß meine Leſer zu wiſſen: wie dann aber eigentlich unſer ſchwarmanter Herr Max hieher kam? und wie er den wachſamen Alten hintergieng, oder ſeine Riegel und Schlöſſer ſprengte? — Davon will ich alſo ſogleich, aus den damals ſo viel und mancherlei darüber ausgeſtreuten Fabeln und Geſpenſter-Geſchichten, das wahre herausſuchen, und meinen Leſern erklären; denn wenn ich auch, um der Sache ein recht ehr-

wundigen ein romantisches Ansehn zu geben, sagen wollte: die Göttin der Liebe hätte ihn, durch einen Amor, den berühmten Pegasus zugesendet, auf dem er wie ein neuer Bellerophon, sich in die Luft geschwungen, und von dessen Rücken er zu dem acht- und achtzig Ellen von der Oberfläche des Felsen, auf dem der Turm stand, erhobenen Kammerfensterchen des Mädchen hineingekrochen, so würde mir doch kein Mensch glauben, da sich die Communen zwischen Göttern und Menschen — ich weiß nicht, ob zum Vortheil oder Nachtheil der letztern — in unsern Zeiten so sehr geändert hat. —

Das unbekannte Mädchen hatte ihn nun einmal, durch ihre Geschichte, und den ihm am fühlbarsten Zwang, so sehr für sich und ihre Sache interessirt, daß er dieselbe ganz für die seinige nahm, und von allen Seiten betrachtete; in ihren Leiden immer sich selbst fand. — Unabänderlich fest war es endlich von ihm in jener Hellen-Nacht, da er sie seufzen gehört hatte, beschlossen: ihr Retter zu werden! es koste

was es wolle. — Klug gnug, um einzusehn, daß er sich in dieser Sache keinen Vertrauten wählen dörfe, weil alle Menschen der ganzen Gegend zu ausschließlich mit ihren Glücksumständen und Lebensbedürfnißen, vom Herrn Oberförster und seiner Zufriedenheit mit ihnen abhiengen, als daß er, auch unter den glänzendsten Versprechungen, von einem einzigen dieses Risiko hätte erwarten können, verschloß er alles in sich selbst, und theilte alles auf seine alleinigen Kräfte und Fähigkeiten ein. — Da ihn besonders der krumme Schleifweg der Lust zu seinem Ziele führen mußte, glaubte er denn auch dazu sich selbst gnug zu sein, und desto weniger zu wagen zu haben. Zu dem Ende suchte er sich immer fester im Vertrauen des Herrn Oberförsters zu sezen, und den alten Kropf-Drachen zu bestechen; aber unerbittlich war und blieb der Herr Oberförster, und unüberwindlich die alte knarrende Citadelle. Dringender werden durfte er nicht, um sich nicht zu verrathen; also mußt' er sie alle laufen

laßen.

laßen, und es allein mit der Uebermacht aufnehmen. — Auch dieſes brachte ihn noch lange nicht aus der Faßung! Es gab nur Ausſicht zu mehr Arbeit; und dieſe ſcheuete er ja nicht. — In der nächſten Nacht fieng er an, mit eben der Vorſicht, nach einem andern Plane zu arbeiten, und ſetzte ſich gleich vor: auf dieſem Wege nun ſchlechterdings nicht wieder umzukehren! — Es war eine Kunſt, ſich dieſes vorzuſetzen; denn es war ja der letzte! — Mit dem größten Eifer, und der größten Genauigkeit, Emſigkeit, und Ausdauer — als wär es der einzige Weg, und Schloß und Thür zum Himmel — unterſuchte er Thür und Schloß am Thurme, verſuchte jedes Inſtrument, jede Art eines ſolchen Inſtrumentes, und mit jeder Art alle Arten der Anwendung — verſuchte dieſes alles zwei, drei, vier Nächte hinter einander, mit unermüdeter Geduld, bis er überzeugt war, daß es wohl möglich, nur nicht ohne Geräuſch möglich ſey, Thür und Schlöſſer zu ſprengen; und jedes Ge-

räuſch mußte er auf das allerſorgfältigſte vermeiden, damit nicht Argwohn geſchöpft, und — mittelſt eines ſinnlichen Arrangements, ihm auf immer jede Gelegenheit zur Ausführung abgeſchnitten werde. —

Jedem andern wär ohne Zweifel der Muth geſunken; ihm nicht! — Hundert Plane wurden gemacht, und verworfen; und mit eben dem Feuer, wie der erſte, wurde ein neuer bearbeitet. — In der Luft fand er keinen Anhalt; um in derſelben ſeinen Wirkungskreiß ausbreiten zu können. Er fühlte, leider! daß er auf der Erde bleiben mußte; und mit einer ordentlichen Wuth fiel er das Mutterland an. — Ich bitte meine Leſer, in dieſem Zeitpunkte ihn wirklich für halb raſend anzunehmen; es mögt ihnen ſonſt unwahrſcheinlich vorkommen, daß, bei geſundem Verſtande, ihm hätt' einfallen können: ſich unter der Erde zu ihr hindurch zu graben; und doch war dieſes wörtlich kein völliger Ernſt. — Die Rückſeite, und beinah auch die bei-

den Seiten des Thurms, waren so fest und dick mit Dornen und allerhand andern wilden Gesträuch verwachsen, daß kein menschliches Auge hindurchzudringen im Stande war, und er im Grunde — mit Vorsicht! — bei hellem Tage dahinter hätte sein Wesen treiben, und so unbemerkt wie die Feldmaus, wühlen können; des Nachts war er auf alle Fälle ganz sicher! denn da wagte sich kein Mensch in jene verschriene Gegend; und wurde so ein dumpfes Geräusch, oder deß etwas gehört, so beschleunigte es gewiß eher der Menschen Flucht, als daß es dieselben hätte anlocken sollen. Genug, über den Punkt der Sicherheit war er also Reine, und so griff er denn seine herkulische Arbeit mit einem Vertrauen, einer Ruh' und Freudigkeit an, der nur das Vertrauen, und die Ruh' und Freudigkeit des Löwen gleicht, welcher weiß, und im Innern seiner Kräfte fühlt, daß er, unter heldenmüthiger Ausdauer, überwindet. —

Aber es schien mehr als menschliche Kraft dazu zu gehören, den Muth und Glauben nicht zu ver-

lichren; denn bei jedem Schritte ſtemmten ſich ihm neue Gefahren, neue Hinderniße, neue vor Augen liegende Unmöglichkeiten entgegen, deren Grund immer in der Natur der Dinge lag, deren Abänderung äußerſt ſelten — und faſt niemals, in der Macht des Menſchen liegt. —

Es gehörte keine gemeine Arbeit dazu, ſich nur erſt einen Weg durch die Dornen und wilden Geſträuche zu bahnen, um von jener Seite an den Fuß des Thurms zu gelangen, wo noch kein ſterblicher Fuß den Erdboden betreten hatte, beſonders auf eine Art, daß es nicht bemerkt werden konnte; welches, bekanntermaſen, hier eine Haupt-Bedingung der ganzen Operation war. — Dieſe Arbeit war vollendet! und ſo vollendet, daß aller Augenblicke der feinſte Späher hier vorüber gehn, oder ausdrücklich danach ſuchen konnte, ohne das mindeſte zu bemerken; aber — der Thurm ruhte auf dieſer Seite unmittelbar auf dem eiſenharten Gra-

ait-Felſen, daß keine Maus einen Riß zu einem Durchgange für ſich finden konnte, geſchweige dann ein Menſch. Das ſchreckte ihn indeß noch lange nicht ab! und mit ungebeugtem Muth' arbeitete er ſich nach der andern Seite hinum, wo er weniger Hinderniße zu finden hoffte. Richtig! der Fels lief aus, und der Thurm ſtand auf dieſer Seite frei; aber — lieber Himmel! wer weiß denn, wie hoch er ehemals noch über der Erde geſtanden hatte, und — durch die von Zeit zu Zeit' nachſtürzenden Erd-Schichten des Berges, an den er ſich lehnte, verſchüttet worden war? denn — ſo tief er auch an verſchiedenen Orten einſchlug, um, unter ſeiner Grundfeſte weg, einen Weg in ſeine Inteſtina zu finden, und ſo dieſes merkwürdige Buch zu ſtudiren, ſtieß er doch immer noch — oft, wenn er ſeinem Ziel' am nächſten zu ſein glaubte, auf die feſteſten Quader-Steine, die, wie das gebrechliche Kind die Schnürbruſt, in immer ſtärkern Ringen, dieſen Giganten aufrechts halten zu müſſen ſchienen. An

dieſen Klippen hätte warlich der Muth eines jeden Menſchen ſcheitern müßen! Aber Ausdauer und Beſonnenheit waren zwei vorzüglichen Tugenden unſers jungen Helden, und dieſe machten ihn zu einer ganz vorzüglichen Ausnahme. — Die modernern Bauart der Thür brachte ihn auf den Gedanken: daß dieſe ohne Zweifel in neuern Zeiten müße hineingebrochen, und es ſchon damals den Menſchen, die hinein gewollt juſt wie ihm jezt gegangen ſein; nur mit dem Unterſchiede: daß jene ſich nicht anders zu helfen gewußt, als, wo keine Thür ſei, eine zu machen; er hingegen, durch ſein Genie, auf den Gedanken geleitet werde: daß doch ehemals ſchon hier eine geweſen, und nur verſchüttet ſein müße, weil man, allem Anſcheine nach, den Thurm darum erbaut habe, um hinein gehn zu können, und nicht hinein fliegen, oder ſich von bereits hinein verbauten Menſchen, bei den Haaren hinauf, und zu den Finſtern hinein ziehn laſſen zu müßen. —

Dieß waren würklich seine Gedanken; und, so plat sie auch im Grunde waren, hatten sie doch das Gute, daß er dadurch in seinem Glauben gestärkt wurd', und — da er nicht, wie jene, durch Gewerken, am hellen Tage seine Thür brechen lassen konnte, mit neuer Entschlossenheit an sein Werk im Finstern gieng. Und würklich — o! der Mensch sollte doch nie den Glauben — wenigstens nicht den Glauben an sich selbst verlieren; denn wir finden hier einen ganz neuerlichen Beweiß: daß er Berge versetzen, oder wenigstens doch fast ganz ähnliche Wunder hervorbringen könne — Würklich entdeckte er, in der nächsten Nacht, als seine Arme bereit, unter der entsezlichen Arbeit, zu erschlaffen anfiengen, und er seine Abend — oder vielmehr seine Morgen machen wollte, sieben Fuß tief jenseits der Oberfläche der Erde, eine Art von Thür oder Fenster — kurz, ein Loch; aber — ein abgerissenes Felsenstück, welches sich, von der Rükseite des Felsen her, in die Quer davor gelegt hatte, schien ihm die

erste Freude darüber augenblicklich wieder zu vernichten. Indeß ließ er doch nicht ab; und nach einer Stunde mit verdoppelten Kräften fortgesezter Arbeit, entdeckte es sich: daß dieses unbewegbare Felsenstück, gegen welches er umsonst gewüthet haben würde, nur die obere Partie dieser ihm so willkommenen Oeffnung geschlossen, unten aber noch Plaz gnug gelaßen hatte, um dadurch, für einen der Länge nach ausgestreckten Menschen, einen Weg zu bahnen. — Einen Augenblick überließ er sich jezt der Ruh' und dem stärkenden Genuß der Freude: daß süße Ziel so noch vor Augen zu sehn, um dann, mit neuen auf diesen einzigen Punkt zusammengedrängten Kräften, die lezte Hand an sein Herkulisches Werk zu legen.

Vogelleicht war ihm jezt um's Herz! und so flog alles, was ihm noch im Wege war, rechts und links; und — er stürzte einige Klaftern tief, in ein dunkles Behältniß hinab. — Alle Sinne vergiengen

ihm

ihn! — Nicht, als ob er ſich Schaden gethan hätte; nein! denn er fiel ſehr weich; aber jezt fiel ihm ein: daß alle ſeine Arbeit nun umſonſt ſein, und er hier — mit der größten Bequemlichkeit könne verhungern und verdurſten müſſen, ohne daß eine Seele auf der Oberwelt erführe, wo er hingekommen? — Mit der größten Anſtrengung mußte er den Funken, der noch in ihm war, aufraffen, um wieder zu einer gewißen Feſtigkeit zu kommen, welche dazu nötig iſt, in einer Verlegenheit die behörigen Rettungs-Mittel zu ergreifen. Was konnte er aber hier thun? nichts, als im Finſtern um ſich her tappen; aber das war gnug! vollkommen gnug! denn er ertappte eine Treppe, welche aufwärts führte. — Jezt war er wieder vogelleicht! und eine ſolche Leichtigkeit ſchien auch allerdings dazu zu gehören, um mit dieſer morſchen hörzernen Treppe nicht abermals, und nun ganz ohne Hoffnung, wieder hinab zu ſtürzen. — Er ſchöpfte kaum Athem! und ſo gelang es ihm, ſich in die höheren Regio-

nen empor zu kraxeln, wo es — zwar mitunter noch manchen Kopfstoß setzte, doch aber von Stock zu Stock, nach überstandenen Kopfstößen, sich eine vernünftige Treppe fand. —

Das arme Mädchen hieng, mit nassen Augen, am Vertrauten der leidenden Liebe, dem heiligen, keuschen Monde; Er eben, in seinem lezten Viertel über den Berg heraufstieg; es läßt sich denken, wie sie erschrack, als ein unbekannter Jäger zu ihr hereilt stürzte; Max aber, in der stürmischen Freude: nun am Ziele zu sein, deklamirte ihr ihre ganze Geschichte, wie er sie von dem Kreißer wußte, und welche freilich, bis auf den Namen des grausamen Vaters, der, nach ihrer beiderseitigen Meinung, nichts zur Sache that, und also auch nicht erwähnt wurde, vollkommen ihre Richtigkeit hatte, mit so viel Feuer auf dem Nagel her, daß sie an seiner nähern Bekanntschaft mit derselben nicht im geringsten zweifeln konnte; und eben so warm, und innig,

nd dringend war seine Bitte: ihm zu folgen — hm, deßen eigne Liebes-Herzens- und Leidens-Geschichte, die mit der ihrigen so viel Aehnlichkeit hatte, ihn dazu bestimmt: sie zu retten; und so glänzend und wahr seine heilige Versicherung: sie, ganz in der Nähe hier, zu seiner Mutter zu bringen, wo sie, mit mehr Ruh' und Bequemlichkeit wenigstens, auf beßre Zeiten warten, und ihrem harten Vater Geseze vorschreiben könne. — Vermutlich hörte sie bei dieser Gelegenheit, im Fluge der feurigen Rede, den Namen seiner Mutter; welches ihr ganzes folgendes Betragen bestimmte; so wie die Klugheit sie bestimmte: ihm seinen Wahn von ihrer Herkunft nicht zu benehmen, oder ihr Geheimniß gegen das seinige auszuwechseln, sondern die Entscheidung über diesen Vorfall, dem Glück, und der Liebe zu überlaßen. — Die Attake war übrigens zu rasch, die Aussichten zu schön, und die Zeit, binnen welcher alles geschehn mußte, zu kurz, um nach Gründen zu wählen, also überließ sie sich

ihm leichter, als es, unter andern Umständen, geschehn sein würde, und ließ sich selbsam, wie die Braut in die Kammer, von ihm die Treppen hinunter führen. —

Aber — o, du launisches Schicksal! was spielst du dem Menschen, in seinen glücklichsten Stunden, für Teufels-Streiche! — Glück, du Kokette, so alt, und vielleicht älter noch als die alte Welt; denn diese vielleicht selbst ist ein bloßes Spiel deiner Laune: wie führst du ihn an der Nase herum!

Max glaubte für Schreck in die Erde sinken zu müssen, denn als er an seine so mühsam errungene Fahrt kam, und schnell voran zu schlüpfen, und seine bezauberte Prinzessin nach sich zu Tage zu fördern dachte, hilf Himmel! da fand er, daß das ganze Felsenstück, durch seine Fahrt vollends locker gemacht, sich über die ganze Öffnung vollends herab gesenkt, und sie so ganz verschlossen hatte, daß

ſah keine Maus mehr, geſchweige denn ein Menſch, hindurch zu arbeiten im Stande geweſen wär. — Eine Angſt ergriff ihn, als ob er im Grabe erwachte; und würklich war ſein jetziger Zuſtand mit jenem ſo ähnlich als einer es ſein kann; denn auch er fühlte ſich, wie jene Unglücklichen, bei lebendigem Leibe, im undurchdringlichen Schoos der Erde hülflos verſchloſſen, und noch obendrein mit dem Unterſchiede, daß jenen, im Fall für ihn ein Retter erſchien, mit offnen Armen und hellem Freudengeſchrei empfangen würde, er hingegen noch eine Tracht Schläge, und wer weiß was noch mehr, in dieſem Falle bekommen konnte — Doch auch, auf der andern Seite, deren immer jede Sache zwei hat, mit dem Unterſchiede, daß jener nichts um und vor ſich hat als das letzte traurige Ziel unſer aller — ſo ſtolz, aufgeblaſen, herrſchſüchtig, ſchnippiſch, naſeweis, und überhaupt kurios wir mitunter ſind — die Würmer; er hingegen mit einem hübſchen Mädchen hier eingeſperrt war. — Das

mußte freilich der Sache einen sehr merklichen Aufschlag geben, und die Stimmung, in welche sie der erste Schreck versetzt hatte, bald umändern; und ich glaube, dieß geschah schneller und leichter als man sich gewöhnlich so was denkt; denn, wo die Liebe nur einmal den kleinen Finger hat, da erwischt sie gar bald die ganze Hand, —

„ Ich muß also wohl warten, bis es meinem eigensinnigen Schicksale gefällig ist, selbst eine Aenderung mit mir zu machen, sagte sie, lächelnd; indeß danke ich dir, lieber Jäger! für den guten Willen, und bedaure nur, daß du mit mein Schicksal theilen, und bei mir bleiben müßen. „ —

Ein Strahl des jungen Morgenroths schlug eben als sie dieses sprach, durch eine schmale Oeffnung in der Mauer, ihr in's Gesicht, und seine Verzweiflung verwandelte sich schnell in eine so wohlthatige Empfindung, daß er einen leisen Seufzer nicht unterdrücken konnte. —

„ Wenn dieß das Unglück ganz wär? meinte er; dann hätte er vielmehr Urſache das Felſenſtück zu ſegnen: welches ihm den Ausgang verſperrt. " — Er ſezte noch allerhand hinzu, was man für Galanterie, wohl aber auch eben ſo gut für reine Sprache des Herzens nehmen konnte; und, um nicht dem tauben Hauß-Drachen in die Hände zu fallen, der um dieſe Zeit der Gefangenen das Frühſtück zu bringen pflegte, flogen ſie, viel geſezter als vor fünfzehn Minuten herunter, die Treppe wieder mit einander hinauf. —

Noch hatte er ſeine Lieblings-Idee: dieſes Mädchen zu retten, nicht aufgegeben, ob er gleich, in Ermangelung anderer Werkzeuge, welche ſämtlich

mit verschüttet waren, sich jezt einzig und allein auf seine Hände verlaßen mußte; je mehr und länger er indeß dem Mädchen in's Auge sah, je öfter der elektrische Schlag, bei Berührung ihrer Hand, die wohlthätige Erschütterung in seinem Wesen wiederholte, je behäglicher fand er diese Gefangenschaft, und je gemäßigter und seltener wurden seine Tiraden von der Befreiung aus derselben. Und auch sie — sie schien so getröstet, so ruhig, so unbekümmert um die Verfassung ihres Schicksals, und erwähnte mit keinem Wort' oder Seufzer der grausamen Täuschung so schöner Hoffnungen, die ihr eben gelächelt hatten. Auch finde ich es in der Natur des Menschen und seinen Neigungen und Eigenheiten sehr gegründet, daß es so war; denn, war er auch würklich nicht derjenige gewesen, für den sie ihn (wie ich glaube) aus seinen Erzählungen erkannt hatte, wär er auch ein ganz fremder ihr unbedeutender junger Mensch — vielleicht nur halb so gut und artig gewesen; ich bin fast über-

zeugt, daß er ihr dennoch, in ihrer jetzigen Lage, herzlich willkommen gewesen sein würde, wenigstens so willkommen, als es einem unter unbekannte Menschen Verschlagenen, der unbedeutendste Landsmann ist; und sollte es ihr irgend ein heiliges Tugend-Püppchen, welches — aus der natürlichen Ursache: weil sich noch niemand die Mühe genommen, sich mit ihm abzugeben — noch keine Gelegenheit gehabt, einem jungen Menschen ein so gefährliches Ding zu tun zu geben, für ein unverzeihliches Verbrechen machen wollen, daß sie nicht geheult und geschrien, und einen solchen Skandal gemacht, daß das ganze Thal zusammengelaufen, so kann ich nicht umhin, demselben — um es zur Erkenntniß zu bringen, eine ähnliche Gefangenschaft, und — keinen solchen Retter oder Zeitvertreiber zu wünschen. Das vernünftige Mädchen wird sich in ihre Lage zu denken suchen, und — wenn es sie auch nicht ganz von dem Vorwurfe des Leichtsinns frei sprechen, oder ihre gesetzliche Strafe gut heißen kann,

doch wenigstens nicht den ersten Brand zu ihrem Autodafe tragen, oder den ersten Stein auf sie werfen. — Er, für seine Person, ist noch weit weniger, in seiner so veränderten Gestalt, ein Gegenstand unsers Befremdens oder Tadels; auch leidet die Haltung seines Karakters nicht im geringsten darunter, daß wir, bei dem würklichen Anblick jenes Mädchens, seinen Eifer für die Rettung desselben, da er es noch nicht kannte, so schnell erkalten, und den uneigennüzigen Herren so alltäglich zu einem gemeinen Liebhaber werden sehn; denn er war ja, wie wir wissen, nichts weniger als ein Hagestolz oder Weiberfeind, sondern — floh nur die höhere Klasse des Weibergeschlechts, aus seinen bewußten Gründen. Hier fiel alle jene Sorge auf das für ihn bestimmte Mädchen zu stoßen, natürlicherweise weg: also auch die Ursache, warum er ein Mädchen fliehn sollte; und er überließ sich einem Strome, dem noch kein Sterblicher, ohne darinnen umzukommen, entgegen schwamm. —

Und — was dreh' ich mich auch lange um einen Punkt herum, in dem wir uns ja alle einander treffen? — Kurz, geschwinder als ich dieses meinen Lesern ein bischen detaillirten und maulrecht machen konnte, hatte die Liebe von beiden Seiten losgeschlagen, und sie tauschten — zwar mit Mund und Händen noch nicht, aber doch im Sinn und Herzen, ihre Waare gegen einander aus; und wie lange wird's währen, so stecken sie bis über die Ohren darinnen, daß die Eierglitzen auf den benachbarten Ulmen davon ihr Liedchen singen, und die Eulen um Mitternacht, für Angst und Sorgen, Uhu schreien?. —

„Gott geb's nur gnädig!" — sprechen die Bauren, wenn sich ein Gewitter aufthürmt; und ich —

fahre, nach vorausgeschicktem gleichlautenden Seufzerlein, in der Lebens- Leidens- und Liebes-Geschichte dieser beiden jungen Leutchen fort. — Alles plan und deutlich, und ohne die mindeste Exaktation der Empfindungen, welche, däucht mich, ohnehin auf beiden Seiten gespannt genug sind, daß es einem ehrlichen Schriftsteller Enthaltsamkeit genug kostet, um nicht auszuschweifen, sondern seine Sache mitzutheilen, wie sie die Natur giebt. —

Das Frühstück kam. — Emma theilte mit ihm; und es schien so gefüget, daß es für beide — zwar nicht überflüßig, aber doch genüglich anlangte. Was braucht auch die Liebe Überfluß? — Es sieht auch, jenseits den fabulösen Scenzen des arkadischen Schäferlebens, Mangel ihr Grab ist, weil auch dem vollendesten Weisen, in solchen Umständen, wo Kummer und Sorge wenigstens hin und wieder einen kalten ratigen Augenblick einstreut, bei dem

Glauben an einen möglich, wo nicht gar wahrscheinlich ebnern Weg und bessern Zustand, der Gedanke begegnet: warum hast du das gethan? so wenig erhebt Glanz und Überfluß über die Grenzen des Mittelmäßigen, oder erhält oder befestigt die Schwankende. Man muß sogar froh sein, wenn die festesten Gefühle nicht locker, die Tugend nicht übermüthig, die Treue nicht lästern — kurz, Ihn oder Sie — gleich viel! denn wir alle sind sterbliche Menschen — nicht zum Spielwerke der ungezogenen Laune des Glücks macht, welche sich im glücklichen Mittelstande zwischen Hunger und Indigestion, Durst und Rausch, nur äusserst selten ansiedelt. —

Als das Mittags-Essen kam, schienen beide die edle Gemeinheit der Güter, das Theilen, schon besser gewohnt zu sein, und — ob es gleich in seiner Quantität nicht ein Viertel-Loth mehr enthielt, so langte es doch ebenfalls, wie das Frühstück, für

beide zu; die Qualität mußte ſich, durch die Liebe, verändert haben — Nur der alte Drache, wenn er das Gefilde wieder abholte, ſchaute bedenklich in die leeren Schüſſeln; denn wenn ich ſagen wollte, ſie hätten was übrig gelaſſen, ſo müßte ich's lügen. Den Appetit nimmt wohl die ſchmachtende Liebe, und der rauſchende Strom derſelben macht Indigeſtion: aber ſo, die goldne Mittelſtraße, auf welcher unſre Leute ſie rencontrirten, leere Schüſſeln! — Drum will ich jedem, der nicht ewig zu ſchmachten oder zu ſchwelgen, ſondern mit Ordnung zu lieben gedenkt, als ein guter Freundrathen: für Küch' und Keller zu ſorgen. —

Ein kritiſcher Zeitpunkt trat noch ein, das waren die Nächte! — Die erſte gieng hin; da hatten ſie ſo viel zu ſchwatzen, daß keins dran dachte, daß ſie nur ein Stübchen, und ein Bettchen hatten: aber die folgenden, die folgenden! denn — weiß es

Gott! der Mensch lebt nicht allein vom Brod, und der Liebende begnügt sich nicht ewig mit Schwatzen! —

Ob — wie sie Essen und Trinken theilten, sie nach und nach auch das Bettchen theilten? oder ob Max sich ein Lager in einem Baren-Kasten, von alten Nezen und Tüchern anschlug? das mögten die Herrn wohl gern wissen? Aber — Punktum! man muß den Menschen auch was selbst zu denken übrig lassen. Wer Christenliebe genug hat, der denke das beste —

Max hatte zum Glück zwei Hemden an. — Emma fand das eine, von ihm versteckt, in einem Winkel. Sie sparte ihre Wasch-Seife, sammelte Regenwasser, und wusch es. — Er drückte sie dankbar an sein Herz, als er es rein an der nämlichen Stelle gefunden hatte. Kein Wort wurde darüber

gesprochen! — Und so hatten sie sieben volle Monate gelebt, als an jenem Morgen ein Geräusch von Menschen sie aus der ruhigsten Umarmung aufschreckte. —

Dritter Abſchnitt.

Aber, was ſtemmt ſich der Wurm in's Rad des
eiſernen Schickſals?
Staaten und Völker — wie groß! reißt es in
Trümmern dahin.
Hat der Naſeweis mehr als einen Hals zu ver-
lieren?
Hat er mehr als ein Herz? daß er das
eine riskirt?
Aber ich denke: der Grillenfang wird an's Gril-
lenthal denken;
Wo er ſo viele gewann, und nur das eine
verlohr.

Neuntes Kapitel.

Biſt du bei Sinnen? unſeliger Stürmer!
Zittre! die Liebe beſchützet das Herz.
Horch! ſchon bläßt Lärm der erſchrokene Thürmer,
Und dich ereilt doch der hinkende Schmerz;
Aber das Herz
Adelt der Schmerz,
Und dich umringet der lachende Scherz.

Arme, verlaßne, ſchmachtende Liebe!
Weine dein himmelblau Auge nicht roth.
Iſt auch dein Himmel heute noch trübe;
Morgen entzückt oft, was heute gedroht.

Aber, o du! den die Grillen regiren,
Sind dir die Preiße des Lebens bewußt?
Laß in den Hafen der Ruh dich begüren,
Drücke das Weib an die wallende Brust.
Aber mit Luſt;
Nicht weil du muſte —
Drücke das Weib an die wallende Brust!

Das war freilich der geſcheideſte Rath, den ihm jezt eins geben konnte, und eher hätte ſich wohl uns des Himmels Einfall träumen laßen, als — daß dieſes nicht, in den nächſten vierundzwanzig Stunden, das Ende von der Comedie ſein werde; leider aber war es nicht der Fall! ſondern, was eigentlich das Ende der Comedie werden ſollte, wurde der Kunſt- und Zunft-gerechteſte Anfang zum ernſthafteſten Trauerſpiele; und — wer etwa bereits die Zeichnung zur Stickerei in das hochzeitliche Kleid entworfen hat, löſche ſie nur indeß in Gottes Na-

men wieder aus; denn — o! wer weiß was bis dahin wieder Mode wird! Und sollte jemand etwa bereits, auf diese Hochzeit los, zu hungern und zu dursten angefangen haben, den bitt' ich recht herzlich, sich ja in acht zu nehmen daß er nicht bei der Gelegenheit zum unschuldigen Selbstmörder an seinem eignen Leibe werde; denn — allen Umständen und An- und Aussichten nach, stand der Hochzeit-Wein dieser guten Leutchen wohl eben jezt noch nicht einmal in der Blüthe. —

Die beiden Alten — wie denn dieses, trez ihrer moralischen Predigten von Vorsicht und Mäßigung, sehr oft, und öfters noch als bei jungen Leuten, der Fall ist, — waren außer sich für Freude, bei diesen lachenden Aussichten in ihre Zukunft, und machten schon Plane, wer weiß wie schön, und schwärmten und schwindelten, aus dem Gesangbuch' und aus Geßners Idillen, wie der in Begeisterung trunkene Dichter, bei Ansicht der gemahlten Wein-

haſche: lieber Himmel! und ſo bemerkten ſie die Veränderung nicht, welche mit dem Helden der Geſchichte vorging, der doch eigentlich pfeifen mußte, wenn ſie tanzen ſollten. Auch Emma, das gute Kind! — o! die freute ſich viel zu ſehr, dem lieben verunglückten Vater, jetzt, durch ihre verdoppelte Liebe unterſtützt, diejenigen guten Tage für ſein hülfloſes Alter zu verſchaffen im Stande zu ſeyn, die er ſich, bei alle ſeiner Redlichkeit und Treue, auf ſeinem wichtigen Poſten, von den Großen der Erde nicht hatte verdienen können, die fühlte viel zu tief das neue Glück, als daß ſie Zeit und Fähigkeit hätte übrig haben ſollen, um einigen Beobachtungen auf ihren Entſtehungs-Punkt zu folgen, die ſich ihr, im erſten gelaßnen Augenblicke, ſchreckenvoll aufdringen mußten. Und ſo war und blieb denn das ſtumpfe Hinſtarren des erſten Liebhabers, welches ſich — wie ſie leicht würden bemerkt haben, wenn ſie darauf geachtet hätten, in dem Augenblicke da Emma ihren Vater in den Arm geflogen, und ſeine Mutter

denſelben bei Namen genannt, ſeiner bemächtigt hatte — auch jezt noch von ihnen allen unbemerkt, da ſie, nach glücklich überſtandenen Freuden-Bezeugungen des Herrn Oberförſters, und ihnen angethanen Ehre ſeiner Monarchin, ſich, unter vorläufiger Bearbeitung verſchiedener Plane für die Zukunft, auf den Heimweg machten. — Stumm und in ſich gekehrt, gieng er nebenher, wie im Traume; ſie meinten, er könne, wie ſie, das Glück noch nicht faßen, in welches ſich, ſo ganz unvermuthet, der verworrene Knäul ihres allerſeitigen Schickſals auf einmal aufgelößt, und ſuchten es ihm, durch Rütteln und Schütteln, und allerhand ähnliche Manipulationen, wechſelsweis fühlbar, auch nach Maaßgabe der Umſtände, begreiflich zu machen; aber auf ihn machte dieſes relative Titular-Glück einen ganz entgegengeſezten Eindruck, und ihre wohlgemeinten Erinnerungen daran, das Uebel nur ärger. Er ſchwizte Angſt-Schweiß! und ein konvulſiviſcher Huſten, den ihm die Brethahn-Kalteſchaale der Frau Ober-

ſcüterinn ſollte verurſacht haben, rettete ihn oft aus der Verlegenheit einer Antwort. — Jedoch drückte er wechſelsweis ihnen gutmütig die Hand, und Emma wollte ſogar eine ſtille Thräne in ſeinen Augen haben ſchimmern ſehn. Eigentlich ein ſehr gutes Zeichen; zu deſſen richtiger Erklärung aber mehr Ruhe und weniger Glaube gehört, als in dieſem engen Familien-Zirkel jezt herrſchte. —

„Der gute Max! „ — ſeufzte Emma, der frohen Mutter um den Hals fallend; dieſer aber wurd' es denn doch aber nach gerade zu rund, und ſie ſchritte zu, daß ſie dem voraus geſchikten Wagen nach, und nach Hauße kamen; nicht, als ob ſie dem wahren Grunde dieſes ſeltſamen Betragens ihres Herrn Sohnes auf die Spur gekommen wär, ſondern — weil ſie ihn in allem Ernſte für krank hielt. —

Sie waren noch nicht recht ausgestiegen, so mußte, seines Sträubens ohnerachtet, alles, was nur reiten und laufen konnte, fort, nach Dokter und Chirurgus, und er befand sich in einem Dampf-Bade, von Betten und Umarmungen, die ihn leicht zu dem hätten machen können, was er nicht war. Die guten Leute! Sie hatten alle zu wenig physiologische Kenntniß, um zu wissen, daß selbst die Liebe, diese sanfteste und mächtigste aller Leidenschaften, nicht im Stande ist, einen einzigen eingewurzelten Grundsaz auszurotten, sondern eher den Menschen niederstreißt als ihn davon befreit. —

Dokter und Chirurgus erschienen; aber leider sahn auch diese nur mit physischen Augen, und fanden nichts, als was sie mit ihren Fingerspitzen erlangen konnten — einen vollen fieberischen Puls — ohne Hize. Freilich hatten sie, unter diesen Simptomen, die Liebe noch nie gefunden, waren also konfus — empfahlen dem Patienten Ruhe, in

welcher die Krankheit vielleicht eine Kriſin machen werde, und verſprachen, mit dem früheſten Morgen wieder zur Stelle zu ſein. —

Richtig hatte die Krankheit eine Kriſin gemacht! — Als ſie am folgenden Morgen erſchienen, heult' und ſchrie das ganze Haus; denn der geliebte Kranke war — auf und davon —

Zehntes Kapitel.

Alles ringt die Hände,
Nimm, o! mach' ein Ende,
Mit der Weiber Noth;
Sonsten bau, ich wette,
In dem Hochzeitbette
Bald sein Nest der Tod.

Fort war er! und Doktor und Chirurgus versicherten, mit hochweisen Amts-Gesichtern, zu spät den armen Trauernden: daß sie ihm schon gestern Abend so was von stiller Melancholie, und dergleichen, angesehen hätten, es aber, um dem mütterlichen Herzen den frühern Kummer zu ersparen, nicht sagen wollen. — Ich überlaße es jedem, von

der Vernunft dieser Menschen zu denken was er will; wie ich dieses, für meine Wenigkeit, überhaupt in unsern Zeiten, wo jeder, der nur ein bischen mehr weiß als daß dreimal drei neune ist, die liebe Vernunft in sein Modell zwingen, und ein eigenes System bilden will, zu halten pflege; noch weniger werde ich hier meinen Lesern das Ach und Weh wiederkäuen, welches sich bei der Entdeckung dieses so wesentlichen Defekts in ihrer Rechnung erhob; indem sich jedes, nach seinen eigenen Defekten — deren gewiß auch der Glücklichste seine gute Partie hat, einen ohnmaßgeblichen Begriff davon machen kann, und überhaupt unser Zeitalter des wahren und eingebildeten Ach und Weh so voll ist, daß man sich der Sünde fürchten muß, ohne dringende Noth, noch etwas hinzuzufügen. — Nicht derjenige, der deßen am wenigsten hat, ist der glücklichste, sondern wer den meisten Muth besitzt, es zu ertragen, und die große Kunst: ohne den Finger zu verwunden, die wenigen Rosen aus den

Terren heraus zu pflücken: denn, so wie ein einziger Mißton die ganze Harmonie verstimmt, so verbittert ein einziges Leiden, einem, der nicht dagegen gewaffnet ist, und dem unvermeidlichen Wermuth-Becher die gehörige Mischung zu geben weiß, sein ganzes Leben. — Genug! der Jammer und das Herzenleid war groß; und noch größer wurde er, durch die Bemerkungen und Manövers derenjenigen, die eigentlich die Evolutionen der menschlichen Leidenschaften, nebst ihren gewaltsamen Ausbrüchen, Ergießungen, Folgen, und dergleichen, als eigentlichen Haupt-Zweck ihres sogenannten Brod-Studiums, am besten kennen, und, wo davon die Rede ist, die erste Stimme haben sollten; denn diese meinten: dergleichen stille Gemüths-Verfaßungen führten im Menschenleben mitunter, schief — sehr schief! und wenne da so einmal von der ebenen Heerstraße ab gieng, so gieng's auch mitunter querfeldein — in Sümpf und Moräste, Pfützen, und Flüße — wie's käm! und ihre

verwierten Blicke ſchienen ihn, faſt könnte man ſagen: mit heimlichem Heißhunger, weil ſie ihn, nach dortigen Landes-Rechten, auf die Anatomie zu bekommen hofften, an den Nägeln, und hinter den Zäunen, oder in den Teuchen zu ſuchen. — Der dumme Stoffel allein ſchloß hier ſehr richtig a priori, indem er meinte: er werde ja doch wieder einmal ſeinen Grillen nach gehn! — und würklich hatten ihn Leute, die von der Wild-Hüte gekommen waren, ganz ruhig, ſeinen gewöhnlichen Schritt, mit Flinte und Jagd-Taſche, bei anbrechendem Morgen, in den Wald hinein gehn ſehn. — Da ſuch' ihn ein's! wo er und der Dachs alle Löcher kannten, um, zur Zeit der Noth, hinein zu fahren; und, geſetzt, man fand ihn; was war gewonnen? — wenn ihn, wie aus allen Umſtänden erhellte, der alte Starrſinn noch dominirte? für's Ganze nicht ein Haar! denn, in dieſer Rückſicht, war es ja doch ſo gut als wär er nicht da.

Nicht das mindeſte, ſelbſt nicht das nothdürftigſte an Kleidung und Wäſche, hatte er mitgenommen! unerbrochen lag noch auf ſeinem Tiſche die Rolle Geld, welche ſeine Mutter ihm den Abend aufgedrungen hatte, um ſeiner Emma Braut-Staat dafür einzukaufen; und dieß vermehrte noch den Schmerz der guten ſorgſamen Mutter; denn dieſe ſah ihn ſchon darben, Hunger und Kummer leiden, und nackt und bloß an der Straße liegen. — Neben dieſer Rolle lag ein Billet. Mit zitternden Händen und blutenden Herzen, ſchlug die Mutter es auf; und ſchon die Schreibart und die Hand — er ſchrieb eigentlich eine ſehr ſchöne Hand, und einen reinen Styl — ſchon dieſe zeigten, in welcher Situation er geſchrieben hatte, wenn auch die Worte ſie nicht ausgedrückt hätten. —

„ Es war eine Schmerzens-Stunde, in der Sie „ mich zur Welt brachten, gute Mutter! — ſo „ ſchrieb er; und ich Unglücklicher ſcheine bloß

„ darum da zu ſein, um Ihnen nur immer neue tie-
„ fern Schmerzen zu verurſachen. Ach Gott! ſie freu-
„ ten ſich ſo herzlich, mich wieder gefunden zu haben;
„ und ich — ich hätte verzweifeln mögen! ſo kränk-
„ te mich Ihre Freude; denn in dem nämlichen Au-
„ genblicke fühlte ich ja: daß ich nicht bleiben konn-
„ te. — Fluchen mögt' ich mir ſelbſt! denn — alſo
„ war es noch nicht genug, daß ich Ihr Mutterherz
„ ſo tief verwundet hatte? auch Emma, das arme
„ Mädchen! — Auch Emma mußte mit in das
„ Jammer-Complott gezogen werden? Auch ihre
„ Ruhe hab' ich Elender untergraben? Leider fühl'
„ ich's mit Schrecken: ſie liebt mich! Aber —
„ ich bezahle richtig auf der Stelle mit gleicher
„ Münze; denn — Gott weiß! ich liebe ſie gren-
„ zenlos. Ungleich war der entſetzliche Kampf mit
„ mir ſelbſt; denn ich kämpfte für drei Perſonen.
„ Ich wollte mich — und ſollte mein Herz darüber
„ verbluten! mir ſelbſt entreiſſen, und den zerriſſe-
„ nen Bettler ihr an den Hals werfen; umſonſt! —

„ Ich muß ganz bleiben, um ganz elend zu
„ ſeyn. —

„ Sorgen Sie übrigens nicht um mich, gute
„ Mutter! Sie wiſſen, ich bedarf wenig, und kann
„ arbeiten. — Komme es auch mit mir wie es
„ wollte; Albrecht ſoll mein Biograph n i ch t wer-
„ den! Aber zum Räuber an Ihnen, hätt' ich um
„ keinen Preiß werden mögen. Sie werden alſo
„ die Rolle Geld, wofür ich meiner Emma ſollte
„ Braut-Staat einkaufen, unerbrochen neben dieſem
„ Briefe wiederfinden. Mutter! Sie mögten es
„ ſelbſt brauchen; denn g e b e n kann i ch ja Ihnen
„ nichts; und ich ſollte Ihnen noch obendrein n e h-
„ m e n? Dafür behüte mich Gott! — Brauchen
„ Sie es n i ch t? ſo geben Sie es dem armen Mäd-
„ chen, und dem unglücklichen Vater, deßen trauri-
„ ge Geſchichte mich ſo tief rührt; und ſorgen Sie
„ ja, daß das gute Mädchen mich vergißt, und,
„ von Gründen unterſtützt, einen andern, ihres

köſtli-

„ köſtlichen Herzens werthen Mann wählt, und —
„ glücklich iſt; dann — ob dieſes gleich der gröſ-
„ lichſte Gedanke iſt — dann werde ich wieder kom-
„ men, gute Mutter! zwar mit zerriſſenem Herzen;
„ aber doch froh, daß es vorüber iſt. —

„ Der Tag bricht an! — hell ſchlägt mir das
„ flammende Morgenroth in's Geſicht. — Ich reiſſe
„ meine Fenſter auf — drücke die gefalteten Hände
„ gegen die volle bebende Bruſt — O, Mutter!
„ ſein Sie ruhig; ich kann noch beten! — Aber
„ dort — Ach Gott! dort die Thür deiner Schlaf-
„ Kammer, du gute Mutter! — Nur leiſe, ganz
„ leiſe mögt' ich klopfen, und Dir Lebe wohl ſa-
„ gen. Nein! Nein! — Dieſe Stunde Schlaf iſt
„ vielleicht alles, was, für dieſe Welt, in mei-
„ nen Kräften ſteht Dir zu geben. — Lebe
„ wohl! " —

Max.

Der Schmerz der guten Mutter hatte nun ſeinen höchſten Grad überwogen und ſie in eine glückliche

Gefühlloſigkeit eingewiegt. Ich denke, wir wünſchen ihr Glück dazu. —

„Komm, meine Tochter! rief, mit bebender Stimme, der alte blinde Vater Ehrmann, und ſchloß ſie in ſeinen Arm; komm! du ſiehſt, daß wir hier auf alle Fälle die Mutter um den Sohn bringen. — An meinem Grabe, bis an welches du mich führen mußt, ſollſt du dem, der im Unglück uns ſtark macht, ein Loblied ſingen.“ —

Der Mädchen Lieblings-Lied iſt freilich das Brautlied; aber Emma, die gute Tochter, fühlte ſich geehrt in dem höhern Beruf: die lezte Stüze des hülfloſen Vaters zu ſein, und trat, zwar mit blutenden Herzen, aber doch willig und gern, augenblicklich ihr ehrenvolles Amt an. —

Eilftes Kapitel.

Mit jeder Stunde
Gräbt tiefer die Wunde
Der herbe Kummer;
Doch — der dir's beschieden,
Mag auch behüten
Dein ehrlich Herz.

Unstät und flüchtig irrte der arme Max in der Welt umher, und es fehlte ihm nichts als das Cains Zeichen auf der Stirn, um allen Menschen kennbar zu sein, und sie von sich zurückzuschrecken. Indeß war er, auch ohne dieses Zeichen, ausgezeichnet genug; denn der ungleiche Kampf seines Herzens mit dem parteiischen Sinn', hatte so tiefe

Kummer über seine Jünglings-Thorheiten gezogen, und die blühenden Wangen mit einem so verdächtigen Aschgrau gemischt, und vielleicht war dieses das Cains-Zeichen, daß jeder, der einen Menschen nur mit ein bischen mehr Aufmerksamkeit anzusehn gewohnt war als einen Tagedieb, ihn augenblicklich für ein vom Schicksale besonders ausgezeichnetes Menschenkind ansprechen, und ihn ganz besonders in's Auge fassen mußte. — Mit seinem gewöhnlichen Fleiß arbeitete er indeß, unter entlehntem Namen, bei verschiedenen Herrschaften, diesseits und jenseits der Grenze, zeichnete sich allenthalben durch Geschicklichkeit und Treue bestens aus, und wurde immer bedauert, wenn er fort war; das Auffallende in seinem Privat-Leben, seine Liebe zur Einsamkeit, seine Abgezogenheit von allen frohen Gesellschaften unter seinesgleichen, und überhaupt der mit seiner Jugend so kontrastirende Ernst — und dergl. wodurch er sich eben so sehr auszeichnete, ließ ihn an keinem Orte warm werden. Und dieses — das

ewige Fragen und Anstieren, war ihm so fatal, daß er lieber aus der ganzen Welt hätte hinauslaufen mögen. Auch wurde seine Geschichte bald allgemein bekannt, und — wo er um ihn horchte, hört' er seinen wahren Namen, mitunter mit sarkastischen und groben Beiwörtern versezt, von allen Menschen-Classen nennen — ; er hätte sich auf einen Mondstrahl schwingen, und zwischen Himmel und Erde sein Nest aufschlagen mögen! um nur nichts mehr zu hören. Daß er sogar mitunter sich einen resp. Narren nennen hören mußte, incommodirte ihn indeß weit weniger, als wenn man weitläufig detaillirte: wie glücklich er sein könne? denn — von dem ersten war er fast selbst überzeugt, und nur noch nicht mit der Grenze seiner Thorheit einig; das lezte hingegen fühlte er bloß, ohne sich, durch Exempel und Schlüße davon überzeugen zu können; und daher war es ihm deste schmerzhafter. — Emma war allenthalben die Heldinn der Unterhaltung; alles bedauerte sie' jeder würscht' an des Grillen-

fängers Stelle zu ſein, um ſie glücklich zu machen. Eben ſo viel Dolch-Stiche in ſein Herz, deſſen Gefühl ihn unſtät umher trieb. Er floh! — Aber, ich glaube, wär er auch jenſeits der Pole geflohn, er hätte kein Plätzchen gefunden, wo er aushalten können; denn eigentlich floh er ſich ſelbſt; und dieſer war immer bei ihm. —

Unter der Hand erfuhr er denn auch, daß Emma jezt an der äußerſten Grenze Deutſchlands, mit ihrem faſt nun ganz blinden Vater auf einer kleinen Meierei ſeines Freundes wohne, daß ſie ihn — da ſein lezтes Reſtchen Vermögen an eine fruchtloſe Operation an ſeinen Augen gewendet worden, mit ihrer Hände Arbeiten ernähre, und man von den entfernteſten Gegenden der umliegenden Länder ordentlich dahin wallfahrte, um dieſes ſchöne Mädchen und den duldenden Greis, als ſeltene Beiſpiele von menſchlicher Größe, Vater-Glück, und kindlicher Liebe zu ſehn; ja, ja! leider, größtentheils nur,

um zu ſehn; denn nur wenige träufelten Balſam in die Wunden; die meiſten weinten ihnen eine Thräne, und giengen davon. — Ihn ergriff der Rieſen-Gedanke: ſich von der Wahrheit einer Sache zu überzeugen, die nicht ſelten nur durch den Ruf der immer wachſenden Fama zum Wunderwerke wird. — Der weite Weg war ihm leicht; denn in ſeinen Umſtänden geht man ja nichts um; deſtomehr Schwierigkeiten aber fanden ſich an Ort und Stelle ſelbſt, um eine Gelegenheit ausfindig zu machen, unbemerkt und unerkannt ſich dieſer ſeltenen Gruppe zu nähern. — Auch dieſe fand ſich endlich! — Eine vornehme Herrſchaft ſtieg aus, und ließ ſich — vielleicht bloß um die Mode mitzumachen — nach der Meierei führen, die, vom Dorf etwas abwärts, in einem angenehmen Gebüſche lag. Max miſchte ſich, durch geſchwärzte Augenbraunen, Bart, und dergleichen, für den erſten Blick wenigſtens, unkenntlich gemacht, unter die Suite von Domeſticken, und — ſah. Dießmal hatte die leidige Fama wür-

lich nicht zu viel gesagt! — Emma saß eben, gewohnt der Zuschauer, um sie unbekümmert, und fütterte ihren blinden Vater, wie die Mutter ihr Kind füttert. Diese Szene war schon an und für sich selbst hinreissend genug; aber — mit welcher Ruhe das schöne Mädchen zum Himmel blickt', als der Vater ihr und Gott dankend, ihre Hand an sein Herz drückt', und sagte: ich bin satt! — Jezt hätte Mor ihr zu Füßen stürzen, und sie anbeten mögen! Und — wie gesagt, die hohen Herrschaften waren begeistert, bezaubert, zum Theil bis zu Thränen hingerissen — „ Ein schöne Szene! — Eine mahlerische Szene! hieß es; einige sagten ihr viel Schönes, untermengt mit den abgedroschenen Floskuln: daß Gott sie gewiß dafür belohnen werde, und dergleichen; aber — auch nicht eine einzige Hand fuhr in die Tasche, um wenigstens einstweilen dem belohnenden Herrgott ein bischen vorzugreifen, und diesen lieben Leutchen, die, nach aller Urtheil', überhaupt ein beßeres Schicksal verdienten, wenig-

ſtens vor der Hand einen guten Tag zu machen; nur der einzige Jäger, Max, drängte ſich, als der große Wirbel ſich zum Abmarſch evolvirte, näher hinzu, warf ihnen ſeinen ſilbernen Hirſchfänger, ein Meß-Inſtrument, von ziemlichem Werth, und ſeinen ich weiß nicht wie voll oder wie leeren Geldbeutel hin, drückte ſich durch den Haufen, und fleh. — Aller Augen waren nun auf den unbekannten Jäger gerichtet; aber er hatte die Waffer bereits im Rücken. — Ein ſeltner Menſch! und waren es auch nicht Hunderte, was er gab; ſo war es doch alles was er von Werth hatte. Verſchiedne fühlten ſich beſchämt, und thaten nun einen herzhaften Griff in die Taſchen; ſo, daß Emma den armen Vater einige Monate lang ſehr gut verſorgen zu können Ausſicht hatte. Welch einen Stich gab es dem armen Mädchen in's Herz, als ſie den bekannten Hirſchfänger erblickte! — War er unmittelbar von ihm? oder hatt' ihn ein anderer von ihm gekauft? gefunden? geerbt? — Alles keine guten Zeichen! Aber ihr Herz

war zu warm mit dem ihr am nächſten liegenden Jammer beſchäftigt, als daß dieſer Schmerz, dieſer hätte wurzeln können. —

Und Mer hatte ſie denn alſo geſehn! — So ſchön glaubte er ſie noch nie geſehen zu haben! ob gleich bereits Gram und Kummer die Roſen ihrer Wangen zu zerſtören anfieng; aber unmöglich konnt' er nun mehr mit ihr unter einem Himmelsſtrich athmen! — Er hörte von einem nach Amerika beſtimmten Schiffe, das ſegelfertig im Hafen liege, und — ohne ſich weiter zu beſinnen, ſprang er fort, und gab ſich beim Kapitain deſſelben, zum Matroſen an. —

Zwölftes Kapitel.

Einer hat alſo nicht alles vermogt, und alle nicht eines;
Und was der Eine vermag, hätten nicht Alle vermogt.
Lernend nur iſt's: das Gleichgewicht halten; das eiſerne Schickſal
Kauſcht, im Strome der Zeit, über uns alle dahin.
Viele wohl haben dagegen gekämpft, doch wenige ſiegten;
Und der Siegende ſank oft noch im Siege dahin.
Mehrere Kräpel — verunglückt die meiſten —; o! weihe der Tugend,
Die dich im Gleichgewicht hält, Ziegel' dem ehernen Herz.

Zum Glück' hatten ſie keinen Wind; hier wär ſonſt des Trauerſpiels Ende; und ich, der ich ein

Schauspiel anfagte, würde zum Lügner. Tröste dich, Schicksal! daß wir aus dem Dunkeln auf helle Fleckchen kommen. —

In den Gasthöfen, am Hafen, lag die Schiffs-Equipage umher; ein volles Bäuchlein' denn im Rücken lag — (wenigstens war dieses bei den meisten der Fall) der Tummelplatz ihrer Thorheiten, und vor ihnen die neue Welt, wo für sie, die in der alten nichts mehr zu verlieren hatten, alles zu gewinnen war. — Auf eine bretterne Bank hingestreckt, lag Nix; denn dieser hatte doch noch was in der Alten zu verlieren; aber — er verbiß den Schmerz, um sich nicht auslachen zu lassen, und weil eben eine Stunde Schlaf erzwingen, der, in der dunkeln Vorstellung des Schlaflosen so viel Reiz hat. Die andern um ihn her, anatomirten tumultuarisch ein Zeitungsblatt. —

„ O, der Narr! „ — rief der eine. — „ Der Schwachkopf! „ — ein anderer. — „ Das hätte

wir so kommen sollen! „ — ein dritter: jeder rief den ihm geläufigsten Schimpfnamen; aber in der Menge flossen sie so zusammen, daß man keinen einzigen hörte. —

Was habt ihr denn? „ fragte der durch Lärm herbeygerufene Kapitän, zur Thür hereintretend. —

Alle wollten erzählen; und nur mit Mühe gelang es ihm, alle zu besänftigen, um einen zu hören; und dieser publicirte denn mit Ordnung und Ruhe, was sie eben, aus einem holländischen Blatte belacht, bekrittelt, und beschimpft hatten: die Geschichte von dem reichen Kaufmanne, der so ein kurioses Testament gemacht, und dessen einziger Sohn und Erbe, weil er ein in diesem Testamente — so und so zur Erbinn substituirtes Mädchen heurathen sollen, auf und davon gelaufen — und so weiter; nebst dem Aufruf an den entwichenen jungen Menschen: daß er nun, da der gerechte Lan-

deſſürſt, aus angebohrner Milde, ſelbſt ſich darein gelegt, und den Prozeß um das von der Juſtiz in Beſchlag genommene Erbtheil beendigen laßen, bei der Behörde erſcheinen, und daſſelbe in Beſitz nehmen möge: auch vergas er nicht, den, für denjenigen, der etwa ſichre Auskunft von dem Entwichenen geben könne, ausgeſetzten Preiß, an hundert Dukaten, beizufügen; und ein allgemeines Geſchrei: wenn uns doch wenigſtens der dumme Teufel in die Hände lief! — bei den Haaren ſchleppten wir den Narren hin! — Mit der Naſe wollten wir ihn drauf drücken! „ ſchloß, als Ritornelle, die Erzählung. —

„ Hum! — ſagte der Kapitän; und, nach dem Preiße zu urtheilen, iſt wohl die Erbſchaft beträchtlich? „ —

„ Lumpige dreimal hundert tauſend Thaler! — rief der Erzähler, und warf ihm das Blatt hin —

exclusive der Häuſer, Gärten, Wieſen, und Weinberge; welche zuſammen auch noch, nota bene unter der Adminiſtration, jährlich achtzehn Tauſend und einige Hundert Revenüe trugen. — Wie könnt' ich nun ſo unſinnig reich ſein! " —

„ Ei, du Wetter! — rief der Kapitän; ein Sümmchen, wovon ſchon allein ein ehrlicher Mann honett leben könnte; God dam'n! und wie heißt denn das von Gott verlaßne Menſchenkind, das davor, und vor einem Mädchen, ausreißt? (in das Blatt ſehend) Max Hyder! " —

„ Das bin ich! " — rief unſer Max, der auf ſeiner Bank alles ſtill mit angehört, aber ſich von der Wahrheit nicht hatt' überzeugen können, jezt, bei Nennung ſeines Namens, wie ein Mondſüchtiger erwachend, und ſprang auf. —

Alle ſprangen zugleich auf, und ſchienen, um der

hundert Dukaten wissen, ihren edlen Verfaz : ihn bei den Haaren nach Hause zu schleppen, und mit der Nase drauf zu drücken, augenblicklich auszufuhren bereit zu sein. — Der Kapitain riß seine Falken-Augen, die auf hundert Meilen weit Land entdeckten, noch einmal so weit auf. —

„ Cameraden! — sagte Max, sich aus seiner Betäubung vollends aufreissend — ihr sendet sogleich eine Estaffette nach meiner Heimath ab, meldet mein Dasein, und laßt die hundert Dukaten für euch einkaßiren. — (dem Kapitain die Hand reichend) Herr Kapitain! — Sie haben doch wohl irgend einen Mann statt meiner in Bereitschaft? und wenigstens wird es Ihnen leichter werden einen zu stellen? als mir? „ —

„ Mit Vergnügen! entgegnete der Redliche, junger Mann! Sie sollen mich nicht eigennüzig finden. „ —

„ Und

„ Und Sie mich nicht undankbar; edler Mann!„ — verſetzte Max, in aufflammender Freude, führte ihn beiſeits, und war bald mit ihm über ſeine Freiheit einig. —

Jetzt ließ er friſch einſchenken, und erzählte den ihn Anſtaunenden ſeine Geſchichte, wovon dieſe rohen Menſchen alles, nur nicht das einzige begriffen: wie er ſich nur einen Augenblick habe bedenken können, jenes angeblich ſo ſchöne fürchterliche Mädchen zu heurathen, und dadurch ſich ſelbſt, und ſo viel andern Menſchen, alle die Trübſal zu erſparen? — Es waren freilich großentheils gebohrne Sklaven, die nur ihre nächſten thieriſchen Bedürfniſſe, nicht aber jene feinern Gefühle kannten, durch welche der edlere Menſch allein groß, aber leider auch oft der Zerſtörer ſeines eigenen Erdenglücks wird. —

Der Kapitain nahm ihn mit in die Stadt, und ſie fanden dort, wie er es gehofft hatte, verſchie-

dene Bekannte ſeines Hauſes; ſogar ſeines Vaters ehemaligen alten Buchhalter, der unſern Max von Perſon kannte, fanden ſie. Kindiſch freute ſich dieſer Redliche, über den noch ſo glücklichen Ablauf jener fatalen Geſchichte, die auch ihn dort weggebracht hatte. Nun war in wenigen Stunden alles abgemacht! Er ließ ſich Gelder zahlen — beſtiedigte den Kapitain — equipierte ſich — und als der folgende Morgen in Oſten dämmerte, rollt' er ſchon im Poſtzuge von vier däniſchen Hengſten, mit vogelleichtem Herzen und heiterm Geſichte, der Heimath zu. —

Denke ſich eins die Freude der einſamen Mutter, da ſie ihren nun faſt drei kummervolle Jahre lang als todt beweinten Sohn, heitrer und blühender als ſie ihn je geſehn, am Thor' aus einem prächtigen Wagen ſpringen ſah. Gern hätt' ihre Menſch-

heit ihn für einen Geist gehalten, und sich gefürchtet — so fest war sie überzeugt, daß er unmöglich mehr leben könne! aber dazu ließ er ihr nicht Zeit; denn er hielt sie in dem nämlichen Augenblicke schon in seinen Armen, und drückte sie so fest an sein Herz, daß sie hätte schreien mögen. —

„Mutter! gute Mutter!„ rief er, in stürmischen Entzücken, so bin ich doch noch so glücklich euch alle den Jammer ausgleichen zu können, den ihr um mich hattet!„ —

Die Mutter staunte, zweifelhaft um seinen Verstand, ihn an; denn noch hatte sie nichts von der so glücklichen Beendigung seines Prozesses erfahren. —

Sie wissen nichts? — nichts? — fuhr er mit flammenden Augen fort; mein Prozeß ist geendet! — Ich bin Erbe! — (ganz außer sich, für Freude) Mutter! und jetzt hol' ich meine Emma! — Meine

Emma! — Mutter! denn jetzt bin ich kein Bettler mehr, der aus ihren Händen das Almosen empfängt, sondern lege frei mein Eigenthum zu ihren Füßen, um es mit ihr zu theilen. — Lassen Sie backen, schlachten, aufputzen —; sind sie nicht todt, so bin ich in acht Tagen mit beiden hier!" —

Fragen drängten Fragen, als die gute Mutter nun die Möglichkeit zu begreifen anfing, aber. — wie wär er jetzt im Stande gewesen, nur eine einzige davon ordentlich zu beantworten? Und sobald nur seine Damen einige Schüsseln Bierbrod verschlungen hatten, flog er wieder mit ihnen über die seufzenden Kiesel dahin. —

Emma war herzlich satt der lästigen Almosen, ohne welche sie jedoch bei den eingetretenen theu-

ren Zeiten, mit ihrer Hände Arbeit, den Unterhalt für ihren guten Vater nicht mehr erſchwingen konnte, und ſtand eben im Begriff, einem alten reichen Wollüſtlinge ihre Hand zu geben, um ihrem armen Vater Ruhe und Unterhalt für ſeine letzten Tage zu ſichern, und ſich Demütigungen — unverdiente Demütigungen zu erſparen. Eine Viertelſtunde ſpäter — und Ruh' und Zufriedenheit ihres Lebens war auf immer dahin! —

Dalton — ſo hieß ihr grauer Adonis — drang eben auf eine entſcheidende Antwort, und — ſo wahr Gott lebt! ſie ſtreckte ſchon ihre Hand aus — nicht nach ſeinem Briſſant-Ring' in der einen, ſondern nach dem gerichtlichen Dokument' in der andern Hand, Kraft deßen er ſich anheiſchig machte: ſie, mit ihrem Vater, ſo lange dieſer noch leben würd', unter freier Diſpoſition über daſſelbe, auf einem ſeiner Güter zu laßen; da flog — daß das Haus zitterte, mit ſeinen dampfenden Dänen, ihr Max zum Thor'

herein; und ſein Jauchzen. „ſie leben noch! — ſie leben noch!“ — ſeine Heiterkeit, und überhaupt ſein dermaliger Aufzug — ja! das waren freilich Umſtände, die die Sache ſehr veränderten. — Ohne Notiz vom Herrn Dalton zu nehmen, flog er in ihren Arm, und in wenig Augenblicken verſtanden ſie einander vollkommen, ob gleich Emma ſchier halb todt war, für Freude. Ihre Herzen hatten einander ja ſchon lange verſtanden! —

Jezt hört' er die Stimme des Alten, den das Raſſeln des Wagens aus ſeinem Mittags-Schläfchen geweckt hatte, und wollte ſogleich mit der Emma zu ihm hinein ſpringen; aber — „Ums Himmelswillen! rief ſie; ihn zurückhaltend; weißt Du nicht, daß auch die Freude tödtet?„ — und ſprang allein fort, um ihn vorzubereiten. — Herr Dalton, der nun wohl ſah, daß er hier mehr noch als überflüßig war, ergriff dieſe gute Gelegenheit, ſich ganz in der Stille zu empfehlen, ehe der junge

Preußemoſt etwan hinter ſeine Schliche kam, und ihm — zur angenehmen Bekanntſchaft, die Hocke voll ſchlug. —

Und ſobald nun der gute Alte gefaßt war, unbeſchadet ſeiner wenigen Kräfte, das neue Glück zu ertragen, umarmt' er auch dieſen, und dann gieng es fort, zur ſehnlich harrenden Mutter. — Die Alten verjüngten ſich, und die jungen Leute trafen legitime Anſtalten, ſich beſtens zu multiplicieren. —

Oft wurden natürlicherweiſe, von hier aus Spaziergänge nach dem Grillenthale gemacht. — Dort ſaſen ſie dann, Arm in Arm, den alten Thurme gegenüber, und dachten an die vergangenen Zeiten; bis es endich dem Max gelang, durch einen zwar nicht juſt vortheilhaften, aber doch angenehmen Tauſch, dieſes ganze Stück Waldung als Eigenthum an ſich zu bringen; und nun verwandelte er es, mit

Empfindung und Geſchmack, in ein kleines Elyſium. —

Noch hauſen dort ihre glücklichen Urenkel, und erzählen dem Wanderer dieſe Geſchichte ihres Ahnherrn, in dankbarer Erinnerung. —

Ende

Der Hühnerhund.

Eine Ehe- und Wehestands-Anekdote; in nuce.

„Wer ein Weib findet, der findet was gutes, und schöpfet Segen vom Herrn„ — steht irgendwo in der Bibel, und ist wirklich ein allerliebstes Trost- und Ermunterungs-Sprüchlein für die Herrn Candidaten des heiligen Ehestandes; denn, da man nun einmal von Jugend auf an die Untrüglichkeit dieses Buchs zu glauben gewohnt ist, so sezt man, mit solch einem — oder mehrern dergleichen Sprüchlein ausgerüstet, sich viel leichter über andre Bedenklichkeiten hinweg, die einen, in Ermangelung dieses Glaubens, doch einzwege sehr

chikaniren, feuerſcheu, bedenklich, unentſchloſſen, und wohl gar — Gott ſei bei uns! zu alten Junggeſellen machen würden. In gewißen Jahren aber die, nach Beſchaffenheit der Zeiten und Umſtände, früher oder ſpäter eintreten, iſt man denn, um ſich nicht in jenem Glauben irre machen zu laßen, ſchlechterdings vorauszuſezen genötigt, daß die heil. Schrift per Ellipsin angenommen: daß ein ſolches Weib nicht an und für ſich ſelbſt, als Weib gut, ſondern in allen ihren Weiblichkeiten, und in ihrem ganzen Umfange, ein gutes Weib ſein müße, um ein guter Fund für den Mann zu ſein, der herzhaft in dieſen Glücks-Topf greift, widrigenfalls er auch, durch das Weib, und mit dem Weibe, ſtatt des Segens, Fluch in's Hauß bringen, und ſich ganz füglich, ſtatt des Himmels, die Hölle daran verdienen kann. —

Dieß gnug zur Vorrede; wer es beherzigen will, dem wird allerhand dabei einfallen.

Ich hatte ſchon lange gewußt, daß mein Freund Albert heurathen wollte, und ſeine Wirthſchaft machte würklich ihm dieſes notwendig; dennoch überraſchte es mich, als er ſich im Garten zu E... unvermuthet an meinen Arm hieng, und mir offiziell meldete: daß er Bräutigam ſei; denn eher hätte ich mir des Himmels Einfall träumen laßen, als daß er juſt hier anklopfen, und offene Thüren finden würde, weil er — gut, offen, und ſplendid, jenes Hauß hingegen in ſich verſchloßen, und durch Hab- und Herrſch- und Gott weiß was für andre nicht eben anziehende Suchten und Eigenheiten renommirt war. Doch kannte ich es bloß, was man ſagt, par renommée, und konnt' ihm alſo, da dieſer beliebten Renommén nicht immer zu trauen iſt, geradezu nichts darüber ſagen, ſondern mußte vorausſezen, daß er, als ein Mann — nicht von heute und geſtern, das Terrain behörig werde recognoſcirt haben. — Indeß mogte er doch merken, daß mich dieſe Nachricht überraſchte, und er detaillirte

mir, mit ſichtbarer Angſtlichkeit alle ſeine Urſachen und Gründe, die ihn dazu beſtimmt hätten. — Im Grunde hatte ich, wie geſagt, nicht das geringſte dagegen, und ließ mich auch, um ihn nicht vielleicht ohne Noth, unruhig zu machen, über nichts heraus; die einzige Frage konnt' ich nicht unterdrücken:

„Aber, um's Himmelswillen! wie biſt du an den Mann gekommen? — Es ſoll ja, wie die Leute ſagen, ſchlechterdings kein Auskommen mit ihm ſein.“ —

„Das war freilich ſehr kurios! entgegnete er lachend; laß dir's erzählen.“ —

Er führte mich ſeitwärts, in einen einſamen Gang, und fuhr folgendermaſen fort:

„Jeder Menſch hat ſeine ſchwache Seite, auf welcher ihm immer beizukommen iſt. Die ſchwache Seite meines zukünftigen Schwiegervaters, ſind

Hunde; und, da er ein leidenſchaftlicher Jäger iſt, beſonders Jagd-Hunde. — Dieß erfuhr ich zufällig von einem Bekannten, und zwar mit dem Zuſatze: daß der alte Nimrod ordentlich in meinen Caro verliebt ſei. Du kennſt den Caro; es iſt ein gutes treues Thier, und man kann, ſo zu ſagen, ordentlich freundſchaftlich mit ihm umgehn; es iſt wahr! — um zwanzig Carolin wär er mir nicht feil geweſen; aber — in meinen dermaligen Umſtänden — was thut man da nicht? — Wir trafen einander auf der Jagd; waetlich, das Herz klopfte mir! denn mein Caro ſtand ein zerſprengtes Volk Hühner Puff für Puff, und der Alte war ordentlich entzückt. Ich faßte mir ein Herz, und machte ihm auf der Stelle ein Präſent mit ihm. — So wahr Gott lebt! er weinte ſchier für Freuden; und ich freute mich ſelbſt daß ich im Stande geweſen war, ihm dieſe Freude machen zu können. Keiner von uns hatt' eine Fangeleine bei ſich, um den Hund zu 'transportiren; ich mußte mich alſo entſchließen, ſelbſt mit auf ſein

Gut hinein zu gehn. — (lächelnd) Es koſtete mich freilich Ueberwindung; das kannſt du denken! — Er ließ ſeinen beſten Wein auftragen, und niemand, wie die Hausleute allgemein verſicherten, hatte ihn jemals ſo vergnügt geſehn, obgleich zwei Flaſchen getrunken wurden. —

So war die erſte Bekanntſchaft gemacht; die Fortſezung fand ſich von ſelbſt, und — ich muß ſagen, es freute mich doch ſehr von ihm, daß er auch nicht das geringſte Bedenken äußerte, da ich um die Tochter anhielt, und mir nicht die mindeſte Vorſchrift, wegen dem Wittum und dergleichen machte. Wenn er ſo bleibt? „ —

Wir wurden unterbrochen; und da mich gleich den folgenden Tag, ein Geſchäfts-Reiſe faſt durch ganz Europa zu jagen anfieng, konnt' ich weder den Schwiegervater noch die Braut kennen lernen, und eben ſo wenig — wie ich's ihm hatte verſprechen müßen, bei der Hochzeit ſein. —

Als ich zurückkam, war er bereits einige Monate verheurathet. Ich gratulirte ihm ſchriftlich. —

Einige Zeit drauf begegneten wir einander unterwegs, in der Nähe des einen Gutes ſeines Schwiegervaters. — Er war nicht mehr ſo heiter und bei Laune, wie ſonſt; das befremdete mich nicht! denn man weiß ja ſchon, daß die größten Lebemänner und beſten Geſellſchafter, ſobald ſie geheurathet haben, für's Allgemeine ſo gut wie verlohren ſind; daß er aber nicht ein Wort von ſeiner Frau ſprach — ich muß es ſagen, das befremdete mich! — Indeß ließ ich auch das hin gehn; denn es waren ja bereits einige Monate, von ſeiner Hochzeit her. Ohne Zweifel war er in den erſten drei Tagen redſeliger über dieß Kapital geweſen. —

Ein Gewitter überraſchte uns, und er überredete mich: mit ihm bei ſeinem Schwiegervater einzukehren. Ich trug Bedenken; aber er verſicherte mich

einer guten Aufnahme, und ich lenkte mit ihm von der Straße abwärts, auf das ſehr in die Augen fallende Schloß zu. — Er hatte nicht zu viel geſagt! denn, abgerechnet das mit dem brillanten Äußern ſo ſehr kontraſtirende Innern, welches — in Rückſicht auf das Phiſiſche, in Schmuz aller Art, ſo, daß man ihn hätte klaſſifiziren müßen, um die vorzüglichſte Art deſſelben zu beſtimmen, und in Rückſicht auf das Moraliſche, in Fluchen und Wettern, und Schänden und Schmähen beſtand, ſo, daß einem, der darauf ausgegangen wär, ein Schimpfwörter-Buch für Fiſch- und Herings-Weiber zu ſchreiben, hier ein nicht unbetrachtlicher Anwachs zugefloßen ſein würde. Ich wenigſtens verſtand die wenigſten; war aber, in dieſem Punkte, mit meiner Unwiſſenheit ſehr zufrieden, und nach einigen Minuten inkommodirte dieſe Phraſeologie meine Ohren nicht mehr viel anders, als die falſchen Töne eines Hirtenhorns. — Dieſes abgerechnet, ſage ich, gefiel mir's ſo uneben nicht dort, und

der alte Bär ſchien würklich, nach ſeiner Art, eine Freude über unſern Einſpruch zu haben, wozu die Verſicherung, welche ich wohlweislich gleich unter den erſten façons de parler anzubringen ſuchte: daß, da ich heute noch nach D.. müße, mein Aufenthalt nur kurz ſein werde, wohl auch vieles beitragen mögte. — Gnug, wir waren im Trockenen! und mehr wollten wir vor der Hand nicht. —

Indeß ich nun in aller Angſt den Alten ſo ange, nehm als möglich mit den ſeltſamſten Jagd-Anekdoten zu unterhalten ſuchte, um bei ihm ebenfalls Protection zu finden, im Fall' auch über mich etwan eins von den Hauß-Donnerwettern einbrechen ſollte, die bereits rings um uns her recht wacker einſchlugen, bemerkte ich: daß mein Freund, ſtill und in ſich gekehrt, im Fenſter ſas, und recht mit Wehmuth ſeinen ehemaligen Liebling, den Hühner-hund betrachtete, der, im Schuze des Herrn, unbekümmert um alle Land- und Hauß-Donnerwetter, in ſeiner ſchönſten Behaglichkeit ausgeſtreckt, unter

dem Ofen lag — ach! und ein Gedanke, an den ich mich bisher nur ganz aus der Ferne gewagt hatte, fiel mir jezt unwiderſtehlich auf: er iſt nicht glücklich! — Ich ſuchte ihn in's Geſpräch zu ziehn; aber er war und blieb derangirt; ſtill, und traurig; es war nichts mit ihm anzufangen! und ſobald ſich der Himmel ein bischen wieder aufgeheitert hatte, brachen wir wieder auf. —

Still und gedankenvoll ritt' Albert neben mir her, und oft hatt' ich's auf der Zunge, ihm meine Bemerkung mitzutheilen; aber unmöglich konnt' ich's über's Herz bringen, ihn auf dieſer empfindlichen Seite zu faßen und wir ſchieden, ohne ein Wort vom Gange der kritiſchen Geſchichte ſeines Herzens geſprochen zu haben. — Indeß war es außer allen Zweifel, daß ich mich nicht geirrt hatte; denn nie hatte er, ſeit ſeiner Verheurathung, mich gebeten: ihn zu beſuchen, da er doch ſonſt ſo viel, und mit ſo viel Freude davon geſprochen: wie vergnügt wir mit

einander leben wollten, wenn er auf ſeinen Gütern eingerichtet ſein würde; und auch jezt, da ich kaum eine Stunde Umweg zu machen hatte, um bei ihm zu übernachten — er wußte, meine Geſchäfte preſſirten nicht — auch jezt ließ er mich reiten! Aber man ſah es ihm an, wie weh es ihm that; und in der Angſtlichkeit, daß ich vielleicht ſelbſt auf den Gedanken kommen mögte, rechnete er mir auf das genauſte vor: wie zeitig ich in D... eintreffen könne. Der gute Albert! er wollte mir den Schmerz erſparen: ihn unglücklich zu ſehn, und ſich ſelbſt die Kränkung: es geſtehn zu müßen. —

Das Jahr drauf trafen wir einander wieder, auf einer unſrer gewöhnlichen Jagd-Luſt-Partien. — Jezt konnte er es nicht mehr läugnen, daß er unglücklich war; denn wer nur zweierlei Menſchenge-

ſichter geſehn hatte, der ſah es ihm an. Er war kränklich, ärgerlich, mißmutig, zänkiſch —, alles Dinge, die, bei ſeinem leichten Blute, ſonſt ihm blos dem Namen nach bekannt waren. Am meiſten aber — auffallend war es — am meiſten zankte er mit ſeinem neuen Hühnerhunde. Das Thier war warlich gut, und that ſklaviſch gehorſam, ſeine Schuldigkeit pünktlich; aber — wie konnte das gute Thier auf die Zufriedenheit dieſes ſeines Herrn rechnen, der mit ſich ſelbſt nicht zufrieden war? — Es jammerte mich oft, das arme Thier ſchuldlos mißhandeln zu ſehn; aber Albert war ja krank! Er hätt' es freilich nicht thun ſollen; denn ein ausgegerbtes Hundefell machte ja doch ſeine Lage nicht beßer; aber wer bedenkt das in der übeln Laune? da es oft in der guten überſehn wird? —

„Du mußt dir nur deinen alten Caro wieder anſchaffen!„ — ſagte ich, halb im Ernſt, halb im Scherz, als er mir, am Ende der

Jagd, klagte: daß er heute mehr Aergerniß als Spaß gehabt. —

„Das werd' ich auch thun!„ — entgegnete er, mir die Hand drükend, in einem entschloßnen Tone —

Dieß war im September; gegen Weihnachten schrieb er mir folgendes lakonische Billet:

„Ich habe meinen Caro wieder! — Komm, Bruderherz! wir wollen einmal fröhliche Feiertage halten.„ —

Diese Einladung war zu schön und interessant, als daß ich sie hätte ausschlagen können. — Ich kam. Fröhlich sprang er mir, am Thorwege, mit seinem Caro entgegen; aber vergebens sah ich mich nach der Frau um. — Er hatte sich von ihr' scheiden laßen, durch die Gesezze; weil die Ärzte gesagt, und an Gerichts-Stelle bezeugt: daß ihn sonst

nächſtens der Tod von ihr ſcheiden werde. Den Hund aber hatte er, ſtatt der reſtirenden, und, unter dieſen Umſtänden, ihm von Rechts wegen anheimfallenden Mitgabe zurück gefordert, und, gegen Quittung darüber, richtig erhalten. —

Walloda's Traum.

Du biſt ein Menſch, und biſt kein Thier,
Sei ſchwarz nun oder weiß;
Biſt du vernünftiger als wir,
Erringſt Du uns den Preiß.

Zwiſchen dem Senegal und dem Gambia wohnen auch Menſchen; Menſchen, mit Gedanken und Empfindungen, Begriffen und Leidenſchaften. Fehlte es ihnen nicht am behörigen Arangement derſelben, ſo würden wir oft hinter ihnen zurückbleiben müſſen. —

Dort, wo keine Kirchgäſſerin die Harmonika ſpielt, ſondern nur der Löwe brüllt, und der Wolf heult — (die Hyäne) — dort wohnte, nicht in ei-

nem theuren Palaſte, ſondern in einer ſchier der Erde gleichen Hütte, die man, ohne Verdruß oder Anſtrengung, alle Tage neu baut, der ſchwarze Bruder Wallede. — Sei er mehr oder weniger ſchwarz, dunkel — nuß — kaſtanien — oder wer weiß wie ſonſt braun, oder oliven, oder ſonſt von einer Mittelfarbe geweſen — das mögen die Menſchen unterſuchen und entſcheiden, welche alles beſſer wiſſen wollen; ich nenne ihn, im Gegenſatze von weiß, ſchwarz. —

Sie träumen dort auch, wie wir hier zu Lande; und warum ſollt' es nicht erlaubt ſein, den Traum eines ſolchen ſchwarzen Bruders zu erzählen, da man ſich an den Träumen der Weißen ſchier zum Ekel geleſen und gehört hat? —

Auf ſeiner Tigerhaut warf Wallede mit gerunzelter Stirne ſich unruhig von einer Seite zur andern; wilde Rache brauſt' in ſeinem kochenden Blute, und ließ ihn nicht ruhn, vielweniger ſchlafen; denn ein Mandingo hatte ſeine Mutter beſchimpft.

ſchimpfe, und lebte noch! — Eigene, ſogar körperliche Beleidigungen, ertragen und vergeſſen jene Natur-Menſchen ſehr leicht; aber ihren Eltern angethane Beleidigungen entflammen ſie zu einer ſo glühenden Rache, die ſich gewöhnlich nur mit dem Tode des Beleidigers endigt, nicht ſelten ſogar auf die ganze Familie fortgeerbt wird. — Der junge Morgenſtrahl flammte durch die Blätter der Bäume ihm in's Geſicht: da ſprang er auf, riß den Säugling von der Mutter Bruſt, ſtreckt' ihn gegen die aufſteigende Sonne, und rief mit grauenvoller Stimme: „Sohn! wenn ich ſterbe, ſo ſei dein heiligſtes Erbtheil des Vaters: Rache! „ — Knirſchend ſchleuderte er ihn der Mutter wieder hin, drückte beide mit Ingrimm an ſein knochiges Herz, raffte Keul und Bogen auf, und ſprang fort — fort, und ohne ſich umzuſehn, in die Sandwüſte hinein: denn nicht ohne Grund fürchtete er, daß ſein Weib mit Wehmuth ihm nachſchauen, und den Knaben — den einzigen, ihm

nachſtrecken würde, weil ſie wohl wußte wie fahrvoll der Weg war, den er gieng; und Walloda hatte ein Herz —

Raſtlos drang er durch die ſchreckenvollſten Hindernisse, ſieben heiße Tagereiſen vor, nach der Ebene, wo Killkali der Mandinge wohnte, und fühlte nicht den Hunger und brennenden Durſt, der ihm entgegenkämpfte; denn brennender noch als dieſer war ſeine Rache; und am Ende des ſiebenten arbeitete er ſich endlich den lezten Sandhügel hinan, der ihn noch von den Opfern derſelben trennte. Dort — dort lag Killkalis Hütte, und dort — dort ſprudelte der Quell, an dem ſein junges ſchönes Weib, Oliva, Waſſer zu ſchöpfen pflegte. Dieſe — denn ſeine Rache war ſyſtematiſch meiſterhaft ausgedacht — dieſe ſollte zuerſt fallen. Wenn ſie kommen würde, Waſſer zu ſchöpfen, ſollt' aus dem Hinterhalte, ſein vergifteter Pfeil ihre Bruſt durchbohren, und wenn dann auch er kommen, und über die geliebte Leiche hingeworfen, jammern, und dem Mör-

der fluchen würde, wollt' er hervorſtürzen, und ihm hohnlachend mit der knotigen Keule den Kopf zerſchmettern. — Schon jauchzte ſein wildes Herz, welches keine moraliſche Motive kannte, ſondern nur von den natürlichen Empfindungen hingeriſſen wurde, dem ſüßen Triumph entgegen, wenn ſie nun blutend zu ſeinen Füßen ſänken, und er heimkehren, und von den Mädchen und Jünglingen, und Männern und Greiſen ſeines Stammes, als ein Held, in unſterblichen Liedern beſungen werden würde; da überfiel ihn — wie das zu gehn pflegt, wenn man, nach langem Kampf', am Ziele zu ſein wähnt, eine ihm ganz neue Ruh' und Trägheit, die vom Abſpannen der bisher durch unbefriedigte Leidenſchaft ſo ſehr angeſpannt geweſenen Nerven herrührt, daß er ſich kaum des Schlafs enthalten konnte. Wohl kannte er die Gefahr, in welche ihn hier eine ſolche Sorgloſigkeit ſtürzen würde; denn wenn ihn Rollkall entdeckte, ſo wußt' er die Abſicht ſeines Hierſeins, und kam ihm gewiß mit dem Liebesdien-

ſie zuvor, den, nur zu äußerſten Noth, ein armer Sünder dem andern leiſtet; aber — erſchöpft, wie er war, mußt er auch fürchten im wichtigſten Augenblicke zu erliegen, wenn er nicht ſeiner ſeufzenden Natur diejenige Erholung geſtattete, welche ſie dringend verlangte, und allerdings zu bedürfen ſchien. — Als er noch beides, Gefahr und Bedürfniß, gegen einander abwog, hatte das leztere ſchon überwunden, und — unter einen Lotus-Strauch nieder geſunken, war er hart und feſt eingeſchlafen. — Eingeſchlafen mit erhizter Phantaſie und ſtürmendem Blute, konnt' es wohl nicht fehlen, daß er träumen mußte; träumen — ohne Zweifel von Blut und Mord, und vom Röcheln der Erſchlagenen; denn mit dieſen und ähnlichen Schreckbildern war er ja eingeſchlafen. Aber zuweilen macht ja die ſpielende Phantaſie wohl einen ſeltſamen Abſprung, ſo, daß ſie ſich gerade auf's Gegentheil wirft; wie wir davon die Beiſpiele haben. Ein junges jovialiſches Weibchen, zum Bei-

ſpiel, legt ſich mit den unangenehmen Empfindungen einer Gardinen-Predigt ſchlafen, und träumt — von einem angenehmen tête à tête mit dem wohlgebauten super-zärtlichen Grundtexte derſelben; und dergleichen. — Gnug, er träumte. Schöner träumte kein Sterblicher! —

Allgemeiner Friede beherrſchte die ganze Natur. Kein Sturm knikte mehr einen hoffnungsvollen Fruchtbaum; nur kühlende Weſte ſchaukelten ſanft die belaſteten Aſte. — Kein Wetterſtrahl zündete mehr dem armen Bürger und Landmann ſein Haus an, und jagte ſein bischen im Schweiß ſeines Angeſichts erbautes Brod in rothen Flammen zum Himmel, ſondern erſchütterte nur die Erde, um ſie fruchtbar zu machen. — Der Wolf ſpielte mit dem Lamme — der Geier koſte brüderlich mit der Taube — der Löwe ließ ſich von der leichtfertigen Gazelle necken — und der Tiger lag ſchmarchend mit der jungen Zebra unter einem Baume — Maur und Neger, Muhemedaner und Chriſt, Heide und

Jude — alles, alles wandelte mit einander in geſelliger Eintracht, und theilt' einander wechſelsweis Empfindungen und Bedürfniße mit. — Da ſprang Walloda vogelleicht auf, und blickte fröhlicher in die Morgenſonne, als geſtern; denn ſein Herz war beſſerer Gefühle fähig, wenn ſie nur in ihm erweckt wurden. — Keul und Bogen lagen neben ihm im Graſe —; „was brauch' ich nun euch mehr? rief er, in Freude trunken, da nun alles ſo ganz anders iſt?„ — ergriff den Bogen, und zerbrach ihn — ſchleuderte die Keul' in den vorüberrauſchenden Wald-Strom; aber in dem Augenblick hielt Kilkall ihn an der Gurgel, und zerſchmetterte, mit einem einzigen Keulenſchlage, dem Wehrloſen den Kopf. — Denn jenes war ja ein Traum geweſen. —

Fabeln.

Was der Erzähler gedacht, das ſoll der Leſer empfinden;

Denn das mythiſche Bild iſt nur der Faden dazu.

Das Stachelſchwein, und der Wolf.

Ein hungriger Wolf fiel über ein Stachelſchwein her; aber der Stacheln wegen, fürchtete er Gewalt zu brauchen, und zog derſelben die Liſt vor. —

„ Warum gehſt du nur aber immer ſo gewaffnet einher, als ob's augenblicklich in den Kampf gehn ſollte? — fragte der Schalk; ja, die Soldaten ſelbſt legen doch wenigſtens zuweilen die Waffen ab; du allein nicht. Sage — da jezt ſüßer Friede die ganze Erde beherrſcht, welchen Feind fürchteſt du? du allein? oder wen willſt du ſelbſt attakiren? — O! ſo lege doch ab dieſe ſchweren Waffen, die dich noch obendrein entſtellen, und gönne deinem zarten Körper, da wir ſo ganz unter uns ſind, Erleichterung „ —

„ Es iſt ſehr zuträglich für mich: vor deinesgleichen immer gewaffnet zu erſcheinen! „ — entgegnete artig das Stachelſchwein. —

Beſſer, du ärgerſt den Feind durch deine Klugheit und Vorſicht,

Als wenn Leichtſinn und Stolz dich zum Gelächter ihm macht.

Das Caninchen, der Haaſe, und der Jäger.

Ein Caninchen und ein Haaſe, ſpreizten, an einem ſchönen Herbſt-Abende, vor einem Feldhölzchen, im fetten Spät-Klee ihr Abendbrod. — Ein luſtiger Muſenſohn, der ſeinem Leibe keinen Rath wußte wie er den Michaelis-Wechſel geſchwind gnug unter die Leute bringen ſollte, ſprengte, auf einem engbrüſtigen Miethgaule, mit donnerndem Peutſchengeklatſche vorüber, und erſchrocken floh das furchtſame Caninchen in den nahen Wald. Aber — „Der thut mir nichts! dachte der Haaſe, und graſete ruhig fort. — Als ſich das Caninchen von ſeiner unnöthigen Furcht erholt hatte, kehrte es wieder zurück, und verwies dem Haaſen altklug ſeine Fahrläßigkeit. — Bald drauf kam ein Jäger

am Walde herunter geſchlichen; und ſobald der alte gewitzigte Haaſe dieſen entdeckte, eilte er, mit hintergelegten Löffeln, auf einem weiten Umwege dem Walde zu. — „Du Haaſe, du!“ rief lachend das Cannichen hinter ihm drein; was läufſt du denn vor dieſem? — Der thut mir nichts! das iſt ein ſtiller friedlicher Mann, und ſcheint ſich ſogar vor mir zu fürchten, der ich doch niemanden furchtbar bin. Aber, indem ſo das Kätzchen ſchlaberte, und ſich ſelbſt betrog, drückte der Jäger ab, und es lag todt im Klee. —

Wo nichts zu fürchten war
Sieht oft der Thor Gefahr,
Und hüpft, iſt er darinn,
Leichtſinnig drüber hin;
Der Kluge kennt die Zeiten,
Und weiß zu unterſcheiden.

Der Esel, am Bache.

Ein Esel kam, auf einsamer Heide, ausgehungert bei einem Bach an. Jenseits sah er die herrlichsten Kräuter, die seinen Hunger, durch ihren reizenden Anblick, noch vermehrten, und ihn anreizten, den Bach zu durchwaden; welches auch, da er sehr seicht war, keine Schwierigkeiten würde gehabt haben; als aber das dumme Vieh seine zarten Füßchen in das kühle Wasser sezte, fürchtete es, sie mögten ihm steif werden — es mögte sich erkälten, und durch die Erkältung sich sonst eine Krankheit zuziehn —; kurz, es kehrte um, und meinte: wir wollen warten, bis das fatale Wasser vorbeigelaufen iſt. — Es wartete alſo, wartete immer von einer Zeit zur andern; aber das Waſſer wollte kein Ende nehmen, und der

Hunger wurd' immer unerträglicher. Von diesem aufs äusserste getrieben, wagte es denn doch die Heldenthat, und wollte hindurch waden; aber zu spät! Der Hunger hatte es jetzt so gänzlich entkräftet, daß es im zähen Schlamm stecken blieb, und elendiglich ertrinken mußte. —

Weißt du was gutes zu thun? versuch' es nicht!
Denn du weißt nicht
Ob du morgen vermagst, was du noch heute
vermagst.

Der Bär, der Löwe und der Wolf.

Der Bär hatte ein Reh-Kälbchen gefangen, und war eben im Begriff' es zu verzehren; da kam ein ebenfalls noch nüchterner Löwe dazu, leckte das Maul, und wollt' ohne Umstände zulangen; aber — „Ei, gehorsamer Diener! brummte der finstre Bär, der es schon öfters mit Löwen aufgenommen hatte — Mein Herr! so haben wir nicht gewettet!„ — Und nun entstand unter ihnen ein fürchterlicher, hartnäckiger Kampf. Keiner hatte den andern was an — und jeder fühlte sich doch dem andern gewachsen; also kämpften sie, unter wechselseitigen Vortheilen, bis sie beide völlig erschöpft, in den mit Blut gefärbten Sand dalag sanken. — Als sie nun so lechzend und gänzlich ermat-

ten, da lagen, kam ein Wolf, und nahm ihnen ihren Zank-Apfel vor der Naſe weg; und ſie; da ſie es ſich ſo ungeſtraft mußten nehmen laſſen, ſeufzten beide: „Thoren' die wir ſind; — wir balgen uns, und ein anderer trägt die Beute davon!„ —

Da dieſes nun ſehr oft der Fall,
Im Reich der Thier', und überall,
Von Anbeginn geweſen;
So ſage mir nur eins, warum
Man dieſes Evangelium
Noch immer muß verleſen?

Die Maus, das Wiesel, der Fuchs, und der Wolf.

Die Maus fand eine Nuß, und speißte sie zum Frühstück; als sie fröhlich nach ihrem Loche zurück spazierte, kam ein leichtes Wiesel, und sprang und fras das fröhliche Mäuschen. Da sprang ein lauernder Fuchs hinter dem Strauch hervor, und griff und fras das Wiesel. Aber ein hungriger Wolf kam von der andern Seite, ergriff den Fuchs, und fras — ihn, das Wiesel, die Maus, und die Nuß mit einander. —

Sapienti sat!

Ankündigung.

Um die noch gröſtentheils in Landesherrlichen, adelichen, ſtiftiſchen, klöſterlichen und ſtädtiſchen Archiven, und in unlesbaren Mönchschronicken verſteckt liegende Geſchichte des niederrheiniſchen Deutſchlands nach und nach ans Licht zu ziehen; und die noch ſehr mangelhafte und unrichtige Erdbeſchreibung deſſelben zu vervollſtändigen und zu berichtigen; um die Alterthümer und Statiſtik aufzuklären, und das Publikum ſowol mit der gelehrten als bürgerlichen Induſtrie dieſer Länder bekannt zu machen, werde ich in Verbindung mit einigen Gelehrten und einſichtsvollen Geſchäftsmännern im Verlag der Haaſiſchen Buchhandlung in Köln am Rhein eine

Bibliothek für die Geſchichte, Erd- Staats- und Gewerbskunde des niederrheiniſchen Deutſchlands

herausgeben, die ohngefähr folgende Gegenstände enthalten wird:

1. Urkunden, die entweder noch ungedruckt oder fehlerhaft gedruckt sind, in ihrer Ursprache mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt.

2. Chroniken, wenn sie nur aus wenigen Bogen bestehen, ganz und unabgekürzt, in ihrer Ursprache, größere aber in solchen gedrängten Auszügen, die nichts wesentliches übergehen, und das Charakteristische des Schriftstellers vollkommen darstellen, damit der künftige Geschichtschreiber den vollständigen Chronisten entbehren, und ihn gehörig würdigen könne. Diese Auszüge werden in deutscher Sprache geliefert, und vorzüglich noch ungedruckte Chroniken dazu gewählt.

3. Historische Untersuchungen, und Bearbeitungen einzelner Theile oder Abschnitte der Geschichte dieser Länder.

4. Lebensbeſchreibungen gelehrter und denkwürdiger Männer.

5. Nachrichten und Beſchreibungen von Alterthümern.

6. Statiſtiſche Aufſätze und Nachrichten.

7. Länder und Ortsbeſchreibungen.

8. Reiſenachrichten von dieſen Ländern.

9. Nachrichten von Gelehrten und Schulanſtalten, von Manufakturen, Fabriken, Handl. und Induſtrie aller Art.

10. Litteratur derſelben, ſowol ältere als neuere.

Dieſe Gegenſtände ohngefähr wird dieſe Bibliothek nach und nach zu umfaſſen ſuchen, und ich werde dahin ſehen, daß, ſoweit es der Zweck derſelben nur zuläßt, beides für die Belehrung und Unterhaltung der Leſer geſorgt werde. Wo

es nöthig iſt, werden auch Kupfer und Karten hinzukommen.

Dr. Auguſt Chriſtian Borheck.
ord. Prof. der Geſchichte und Beredſamkeit bei der königl. Preuß. Univerſität zu Duisburg am Rhein.

Wir haben den Verlag dieſer Bibliothek übernommen, und werden es in typographiſcher Hinſicht an nichts fehlen laſſen, um dieſe elegant zu machen. Alle halbe Jahre erſcheint ein Bändchen von 10 Bogen, auf ſchönes Druckpapier in 8vo. Zwei Bändchen machen einen Band aus, dem ein Titelkupfer eines denkwürdigen Mannes (oder einen andern Gegenſtand der Bibliothek bezeichnetes) beigefügt wird. Der Subſcriptionspreis iſt für jedes Bändchen 40 Kreuzer oder 9 Gr. Sächſiſch, der Ladenpreis 54 kr. oder 12 Gr. Sächſiſch. Das erſte erſcheint zur nächſten Jubilate-Meße 1801. Man kann in allen Buchhandlungen ſubſcribiren.

Haas und Sohn,
in Köln.

Bei W. Rein in Leipzig sind folgende neue Bücher erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

La nouvelle Héloise, ou lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes, publiées par Rousseau, 6 Vol. 12. Paris, an II. de la Républ. 2 Rthlr.

Jeden wahren Verehrer des unsterblichen Rousseau, wird es gewiß freuen, durch diese neue Ausgabe eines der ersten Meisterwerke, dasselbige vervielfältigt und durch die Wohlfeilheit des Preises zugleich gemeinnütziger gemacht zu sehen. Ein sauberer Druck und die möglichste Correctheit des Textes geben dieser Ausgabe auch neben andern einen ehrenvollen Platz.

Folgende interessante Schrift hat so eben die Presse verlassen:

Ueber den Briefsteller Jacobi an Fichte, 8. 1795, 6 Gr.

Der Verfasser nimmt von dem Schreiben Jacobis an Fichte Gelegenheit, das Unsichere der philosophischen Grundsätze darzuthun. Zuvörderst beschäftigt er sich nur mit Jacobi und glaubt durch die Nebeneinanderstellung von dessen eignen Worten ihn der Unzulänglichkeit seiner Sätze überführt zu haben. Dann folgt die Entwicklung der Fundamentalsätze Spinoza's, Kants und Fichtes, deren Unsicherheit er, nebst der Unmöglichkeit etwas Unumstößliches in der Philosophie als Wissenschaft aufstellen zu können, beweiset.

Anzeige für Freunde einer unterhaltenden Lektüre.

Bellomos letzter Abend meines Lebens, von Carl Gottlob Cramer, mit Kupfern, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 1 Rthlr. 12 Gr.

Bey der Anzeige eines neuen Werks vom berühmten Verfasser des Erasmus Schleicher, des Paul Ysop ꝛc., ist eigentlich weiter nichts nöthig, als zu sagen, daß es da ist. Man darf voraussetzen, daß wohl niemand in der deutschen schönen Litteratur so sehr ein Fremdling seyn werde, um nicht zu wissen, was er hier zu erwarten habe, in wie weit Verstand und Empfindung hier ihre Rechnung finden.

Gigantomachia, das ist heilloser Krieg einer gewaltigen Riesenkorporation gegen den Olympus, mit Horazens Motto: optat ephippia bos piger. Nebst einem Titelkupfer, 8. 1800. 16 Gr. geb.

Wer an der jetzigen schönen Litteratur den Antheil nimmt, der ihr wegen so mancher bedeutender Ereignisse in vollem Maaße gebührt, den wird es gewiß interessiren, wenn man sie ihm hier noch einmal im dramatischen Gewande vorüberführt. Sei nun auch die Ansicht, welche sie wolle, möge sich immerhin des Dichters Individualität mit ins Spiel gemischt haben, möge man ihm auch in manchen Ausfällen keineswegs beystimmen können, wie das gewiß zuweilen der Fall seyn muß, so wird man doch dem leichten Scherz und der heitern Laune seinen Beifall nicht versagen können, und an dem Witz sich freuen, der aus einem so reichen Füllhorn strömt.

Das Grabmahl, von Bernhard, mit Vignetten und Musik, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 8 Gr.

Wir glauben den Inhalt dieser kleinen philoso-

phisch-romantischen Schrift nicht besser angeben und ihren Geist nicht besser charakterisiren zu können, als mit den eignen Worten des Verfassers in der Vorrede: „Sie enthält die absichtlosen ungekünstelten Ergießungen eines gefühlvollen Herzens, denen sich in einer Stunde der Erinnerung des Nachgenusses eines schönen Tages ungesucht die Worte darboten, um auch dem entfernten Bruderherzen vernehmbar werden zu können.“

Und wirklich mit Zügen, in welchen jeder verwandte Sinn Wahrheit und Intresse entdecken wird, findet der Leser hier das Bild eines Tages gezeichnet, den man gern mit verlebt, weil es mit sanftem Ernste das Herz anzieht und es über so manchen Druck und so manches Dunkel der Erde emporhebt. Vorzüglich werden zwey Lieder: „die Ruhe im Grabe“ und „der Engel des Todes,“ wovon das erstere eine treffliche Composition von Hoffmeister erhalten hat, ihres Eindrucks auf jedes bessere Gemüth nicht verfehlen. Das schöne Aeußere und zwey wohlgelungene Vignetten von Schnorr machen diese Schrift auch in typographischer Hinsicht zu einer angenehmen und gefälligen Erscheinung.

Anzeige für Freunde einer unterhaltenden Lektüre:

Stephanor, oder die Gräuel der Inquisition, mit Kupfern, 8. Leipzig, W. Rein, 1800. 1 Rthlr. 8 Gr.

Jeder Leser, der noch Empfänglichkeit hat für die leichten Spiele einer blühenden Phantasie, die sich bald an zarten Scenen der Liebe, bald an den Stürmen des Schicksals und der muthigen Kraft ergötzt, mit der jene ihnen begegnet, jeder Leser, der sich über jenes Schreckensgericht Spaniens näher zu unterrichten wünscht, wird hier ein redliches Vergnügen finden, das durch den fließen den Styl und die gewählte-

wohlklingende Verse — eine seltene Eigenschaft neuerer Romane — gewiß noch erhöhet werden wird.

Der Freundschaftsbruch, ein Trauerspiel in 4 Aufzügen, vom Verfasser der Urnen der Trauer, 8, Leipzig, bey W. Rein, 1800. 12 Gr. und

Der Fall der Schweiz, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, von eben demselben, 1800. 12 Gr.

Wer es weiß, wie wenig unsre meisten neuern Trauerspiele einem geläuterten Geschmacke Genüge leisten, wie sie nur immer auf den theatralischen Effect einzelner Scenen voll edler Weichlichkeit hinarbeiten, statt ein in sich vollendetes, wahrhaft tragisches Ganze darzustellen, wer es weiß, wie gemein, plump, und grell gewöhnlich ihre Charakterzeichen sind, u. s. f. — der wird sich freuen, endlich einmal wieder zwey Tragödien zu finden, die jeden Leser von höherer ästhetischer Bildung gewiß befriedigen werden. Der in stiller ruhiger Klarheit fortschreitende Gang der Handlung, die bestimmte Auffassung und Individualisirung der Charaktere, die Sprache, gleich weit von gemeiner Natur als von prunkendem Pomphaft entfernt, — alles dies findet man jezt so selten, daß man dem Dichter um so weniger seinen Beifall wird versagen können. Der Fall der Schweiz, der die erhabenen Momente vor und nach der Schlacht bey Frauenbrunn darstellt, ist noch mit einer Vorrede versehen, in der das Wesen des Lust- und Trauerspiels mit vielem Scharfsinn ergründet wird.

Beobachtungen und Erfahrungen zur Beförderung eines frohen und vergnügten Lebens, von J. D. Tewag. 2 Sammlungen, die viel verbesserte und vermehrte Auflage, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 18 Gr.

Es kann wohl keinem Menschen von einiger Kul-

tur, keinem, der ſich über das grobe thieriſche Bedürfniß erhebt, die Kenntniß derjenigen Mittel, die ihm eine nie verſiegende Quelle von heitern Lebensgenuß, von freudigem Muthe zum Wirken und zur thätigen Erfüllung ſeiner Beſtimmung gewähren, gleichgültig ſeyn. In vorliegendem Werke findet man dieſe Mittel mit ſteter Unterordnung unter die Zwecke der Vernunft, in einer kräftigen und blühenden Sprache, dem moraliſchen Menſchen ans Herz gelegt, und der Ausübung deſſelben empfohlen.

Anzeige für Freunde einer unterhaltenden Lektüre:

Die Höhle des Todes, a. d. Franz. von Caroline Friderike Schlegel, mit Kupfern, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 16. Gr.

Dieſes Buch mit ſeinen mannichfaltigen und abenteuerlichen Abenteuern, die die Erwartung des Leſers bis zum Ausgange in Spannung erhalten, darf gewiß auf den Beyfall Anſpruch machen, den alle Schriften verdienen, welche eine angenehme Erholung in den Stunden der Muße gewähren.

Noth- und Hülfstafel für die, ſo lange zu leben wünſchen, nach Hufeland, von D. Rothe, gr. Fol. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 1. Gr.

Ein ſehr zweckmäßiges Unternehmen war es, die Hauptregeln, die der große Hufeland in ſeiner Makrobiotik zur Verlängerung des Lebens gegeben hat, hier in einem ganz kurzen, gedrängten Auszuge aufzuſtellen, ſo daß jeder, dem die Erhaltung ſeiner Geſundheit angelegen iſt, dieſe Tafel bequem in ſeiner Stube aufhängen und ſie als Rathgeber in vorkommenden Fällen benutzen kann.

Etwas über den Werth der kritiſchen Philoſophie und ihren Einfluß auf die geoffenbarte Religion, veranlaßt durch die diesfalls geäußerten Urtheile

der gröſten Theologen, ſonderlich eines Reinhard, Staudlin, u. ſ. f. gr. 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 6 Gr.

Der Verfaſſer dieſer polemiſchen Schrift ſucht darin darzuthun, daß die Kantiſche Religionsphiloſophie ſich wohl ſchwerlich gegen alle Einwürfe einer geläuterten Theologie behaupten könne, und daß es überhaupt die Gränzen der Vernunft verkennen heiße, wenn man das wohlthätige Licht der Offenbarung dem erborgten der beſchränkten menſchlichen Vernunft gleich- oder wohl gar nachſetzen wollte.

Satiren und poetiſche Spiele von Maria. Erſtes Bändchen, Guſtav Waſa, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 1800. 16 Gr.

In unſern ſogenannten Lehrbüchern der ſogenannten ſchönen Wiſſenſchaften wird bekanntlich ſchon lange die Klage geführt, daß wir Deutſchen keine Gattung der Poeſie ſo ſehr vernachläſſigt haben, als die Satire. Tieck will ſogar behaupten, daß während wir das Feld derſelben anzubauen verſäumten, ſie ſich uns ſelbſt anacbaut habe. Dem ſei nun, wie ihm wolle, ſo wird man ſich doch gewiß freuen müſſen, hier einen Dichter zu finden, der keinesweges in einem paſſiven Verhältniß mit der Satire ſteht.

Wer fühlt nicht Ermüdung von dem ungeheuren Schwalle neuerer Romane, die von unendlicher plumper Natürlichkeit ſtrotzen, von den Schauſpielen, die von gemeiner weichlicher Sentimentalität geſchwollen ſind, oder in einem Strome fader Scherze verſchwimmen, und wer ihn fühlt dieſen Ekel, ſollte es nicht gern ſehen, daß endlich einmal wieder die Geißel der Satire von einem kraftvollen Arme geſchwungen wird? —

Vielleicht iſt es für manche Leſer nicht unnöthig, noch hinzuzuſetzen, daß der Guſtav Waſa, oder beſſer Wa-

ſas Guſtav, ein neues Schauſpiel des Herrn von Kotze bue iſt, dem man ſchon wegen des geläuterten Geſchmacks dieſes göttlichen Dichters, der bekanntlich niemals irgend einer Nebentendenz, ſondern immer nur der reinen Schönheit huldigte, den Namen eines klaſſiſchen Werks, auch ohne es geleſen zu haben, zuerkennen wird.

Anzeige für Freunde einer herzerhebenden moraliſch-religiöſen Lektüre.

Jeſus, der Weiſe von Nazareth, ein Ideal aller denkbaren Größe, für alle ſeine wahren Verehrer zum weitern Nachdenken aufgeſtellt, von M. J. B. M. Hacker, Erſtes Bändchen: Geiſtesgröße, mit 1 Titelkupfer, gr. 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 1 Rthlr. 8 Gr.

Fern von aller müßigen Frömmeley, wie von der liebloſen Verkennung der großen erhabenen Bedeutung, welche die Lehre des Erlöſers und ſein Wandel unter den Menſchen hatte, legt der Verfaſſer, welcher dem Publikum durch die mit Beyfall aufgenommne Thanatologie bereits rühmlich bekannt iſt, hier ein Denkmal der dankbarſten Verehrung für den verherrlichten Menſchenfreund nieder, und fordert jeden ſeiner Leſer auf, mit ihm ein gleiches zu fühlen und zu bekennen.

Anzeige für Branntweinbrenner, Deſtillateurs und Liquoriſten.

Das Ganze der Branntweinbrennerey oder vollſtändiger Unterricht in der Bereitung des Branntweins und der verſchiedenen Liqueure, von Phil. Franz Breitenbach, Senator und Marktherr zu Erfurt, durchgeſehen und mit Anmerkungen untermiſcht vom Herrn Profeſſor Gotthard, 8. Zwey Theile, Leipzig, bey W. Rein, 1800. 3 R. 12 Gr.

Dieſes nun mit dem 2ten Theile beendigte Werk, das durchgängig das Gepräge reifer Erfahrung und gründlichen Nachdenkens trägt, betrift im erſten Theile nicht allein eine vollſtändige Anleitung zur Bereitung des Branntweins, ſondern auch eine Abhandlung von der Verwendung des Spülichts zur Maſt, von der Behandlung der Maſtthiere, ihrem Einkaufe, ihrer Mäſtung und den bey ihnen vorkommenden Krankheiten. Der 2te Theil handelt von den Liqueurs, Aquavitä, deren der Verfaſſer über zweyhundert aufführt, von den Eſſenzen, Tinkturen und wohlriechenden Wäſſern; im Anhange von der beſten und bewährteſten Zubereitung andrer kalter und warmer Getränke, als des Punſches, der Limonaden, u. ſ. f. — Das, was der Verfaſſer über die Gewinnung des Torfs und der Steinkohlen, als ſehr weſentlicher Brennmaterialien ſagt, iſt auch unter folgendem Titel beſonders abgedruckt.

Unterricht in der Gewinnung des Torfs und der Steinkohlen, von Phil. Franz Breitenbach, 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 4 Gr.

und verdient bey der jetzt ſo überhand nehmenden Holztheurung recht ſehr beherzigt zu werden.

So eben iſt folgende intereſſante Schrift fertig geworden:

Der Schattenkönig von Roſegarten, 8. Leipzig, bey W. Rein, 6 Gr.

In dieſem neueſten Werke des beliebten Verfaſſers von **Memnons Bildſäule**, von **Staat und die Juden**, u. ſ. f. wird der Leſer durch ein Labyrinth von Vorſtellungen, welche ſeit Jahrhunderten über den Schattenkönig herrſchten, geführt. Zuletzt wird ihm das ganze Bild gelöſet, und er ſieht das Gebilde gleichſam vor ſich entſtehen und wieder vergehen. Nebenher greift der Verfaſſer auch in die Vorſtellungen der heiligen Schriftſteller über den Schattenkönig, wo er dem alten Glauben nicht wenig huldigt.

Au-

Anzeige für Oeconomen, Rittergutsbeſitzer und Liebhaber der Landwirthſchaft:

Auf dreyßigjährige Erfahrung ſich gründender praktiſcher Unterricht der ganzen Landwirthſchaft, zur Belehrung, nicht nur für Anfänger in der Oeconomie, ſondern auch für unerfahrne Landwirthe, herausg. von C. F. Gaudich, Erſten Bandes erſte Abtheilung, mit Kupfern, gr. 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 2 Rthlr.

Ohngeachtet der großen Menge vor Schriften über die Landwirthſchaft fehlt es doch noch an ſolchen Werken in dieſer Gattung, die mit der gehörigen Ausführlichkeit auch die für den Anfänger ſo nöthige Faßlichkeit und das genaueſte Detail der mannichfaltigen Verrichtungen des Acker-Feldbaues, u. ſ. f. verbinden. Unter dieſen letztern darf ſich wohl vorliegendes Werk einen ehrenvollen Platz anmaßen, in welchem auch noch außerdem zur größern Anſchaulichkeit der abgehandelten Materien die zur prakt. Oekonomie erforderlichen Hauptgeräthe und Werkzeuge in Kupfern abgebildet ſind.

Abhandlung von Barbiermeſſern, deren Auswahl im Einkaufe, Schwere, Geſtalt und Härte, u. ſ. f. zum Nutzen aller Barbierer und eines jeden, der ſich ſelbſt barbiert, nebſt einem Anhange zur Eröffnung eines bisher unbekannten Geheimniſſes, Barbiermeſſer ohne Wetzſtein und Streichriemen immer ſcharf zu erhalten, von Benj. Kingsbury, Sr. Königl. Majeſtät von Großbritan. Leibbarbirer, a. d. Engl. gr. 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 8 Gr.

Niemand, der ſich für den Gegenſtand dieſes Werkchens intereſſirt, wird es aus der Hand legen, ohne

die Gründlichkeit und Präciſion des Verfaſſers zu bewundern, womit er eine anſcheinend geringfügige Materie behandelt. Eine richtige und gelehrte Kenntniß von der mechaniſchen Wirkungsart und der Handhabung des Barbiermeſſers hat ihn zu den hier aufgeſtellten Reſultaten geleitet, denen zufolge der Wetzſtein und Streichriemen durch andere Mittel, die ein Meſſer in beſtändig gutem Stande erhalten, entbehrlich gemacht werden.

Memnon, eine Zeitſchrift herausgegeben von A. Klingemann, Erſten Bandes erſtes Stück, gr. 8. Leipzig, bey W. Rein, 1800. 16 Gr.

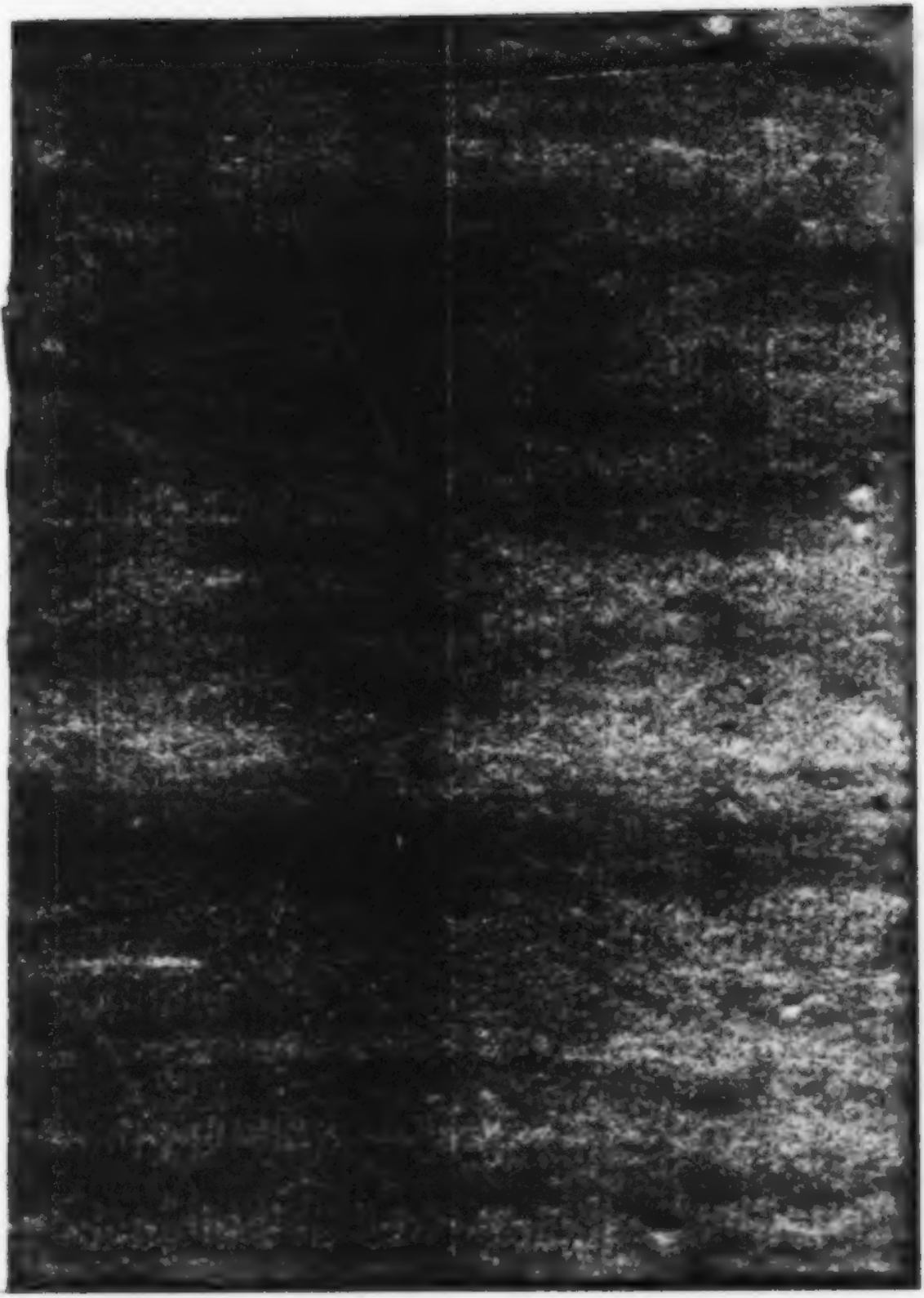
Romantiſche Anſichten der Poeſie zu geben, die Kunſt innerhalb ihrer eignen Gränzen darzuſtellen, und jede trockne Zergliederung, die ſich an das außenweſentliche hält, indem ſie den Geiſt tödtet, aufzuheben, iſt der Zweck dieſer Zeitſchrift. — Eigene Kunſtausſtellungen ſollen darneben unſre Anſichten anſchaulicher machen, und auch ein allgemeineres Intereſſe zu befriedigen ſuchen. — Ein heitrer Sinn wird uns bey unſrem Unternehmen begleiten, und ſo wird jeder von ſeinem Standpunkte aus das zu leiſten ſuchen, was ihm möglich iſt.

Innhalt des erſten Hefts.

Memnon — an Julius — Reflexion, Poeſie, Fragmente an Louiſe — Geſpräche über die Kunſt — Briefe über Schillers Wallenſtein — Poeſien: 1) Muſikalien. An Tieck, Sonnet. — die Flöte, Sonnet, — das Clavier, Sonnet — Quartett am Grabe eines Knaben. — Phantaſie — die Guitarre und das Lied; — 2) die Roſe, ein Mährchen.

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen jährlich etwa 4 Hefte, davon immer 2 einen Band ausmachen.

Dieſe Bücher ſind alle bey Haas und Sohn in Köln zu haben.



Die Zeit rettet die Wahrheit.

Yf 264

Taschenbuch für KUNST und LAUNE

Köln 2

bei

Haas und Sohn

(15 Sgr.)

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Yf 264 a - 1804

Dem Enkel

Catharinens,

Alexander Paulowitz,

dem

Großen — Weisen — Menschlichen

Allgeliebten,

Kaiser und Beherrscher aller Reussen,

und

an Seiner Seite

der deutschen Grazie

auf Nordens erstem Thron,

Luisa Maria Augusta,

Diesem

wie

Phöbus und Cynthia

weltbestralenden Muster in der Kunst

zu regieren,

Beyden

des neuen goldnen Zeitalters

fürs Gute und Schöne

und

fürs Glück der Menschheit

allgemeinen Schutzgöttern.

Im Namen

ihrer entfernten Bewunderer

aus der Rheingränze des uralten
und neuen Galliens her

in tiefster Verehrung

gewidmet

von der

Verlagsbuchhandlung

Haas und Sohn in Cöln.

I. Kunſt.

Folge

der bisher von uns gegebenen Bilder.

Erſter Jahrgang.

J. IX. — 1801.

Nro. 1. Die H. Jungfrau mit den Schutzheiligen von Perugia: von P. Vanucci Perugino.

— 2. Die Verklärung Chriſti, von Raphael, nach dem Original geſtochen in Paris, und mit vielem Beifalle aufgenommen.

— 3. Eine H. Familie, von Paul Veroneſe.

— 4. Die Kommunion des H. Hieronymus; nach Aug. Caracci.

— 5. Dieſelbige nach Domenichino — mit der vorigen verglichen.

— 6. Eine holländiſche Winterſcene, nach Oſtade.

— 7. Die Kreuzigung des Apoſtel Petrus, Gemälde von Rubens, ehemals in St. Peters Pfarrkirche zu Köln, mit Rubens Briefen darüber.

Zweyter Jahrgang.

Jahr X. — 1802.

Titelkupfer. Quellinus und Rubens, Gemäld von Quellin.

Rubens und van Dyck, Gemäld des van Dyck — beyde im Karakter von Dädalus und Icarus — verglichen.

Nro. 1. Margarita, oder der Sieg der christlichen Heldinn über die Hölle, nach Raphael — gest. v. Nieno Haas in Berlin.

— 2. Das Testament des Eudamidas, nach Poussin, gest. v. Thelott in Düsseldorf.

— 3. Der heil. Levite Laurenz in seiner Hingebung, nach Le Sueur, gest. v. Böhm in Leipzig.

— 4. Der Tod des Meleager, nach Le Brun, gest. v. Karcher in Mannheim.

— 5. Der H. Hieronymus bey der Madonna mit den Engeln, nach Correggio — gest. von Thelott.

— 6. Die Ermordung des H. Peter von Mayland, nach Titian, gestochen von Karcher in Mannheim.

Die 3 ersten Kupfer, insonders N. 3., haben allgemeinen Beyfall erhalten.

Etwas über die Wahl der Momente als Einleitung.

Man bemerkt in der Kunst, an Schöpfern, Sehern und Bewunderern, eine höhere und eine gemeinere (gar eine triviale) Philosophie. Unterschieden darin (obwohl nicht ausschließlich) jenachdem sie in ihrer Heimat an nähern oder entferntern Sonnengegenden, daselbst eine erhabnere oder plattere, wärmere oder kältere Natur auffaßt; auch wie da Seele und Blut durch ein leichteres Organ spricht, oder sich langsamer durch eine Fisch- und Schwammhaut drängen muß — oder jenachdem Genie Länderbesuch, Kultur, Zeitalter ꝛc. den einzelnen Menschen mehr oder weniger elektrisiren: äussert sich meist ihr verschiedener Charakter durch die Wahl und Dichtung der Gegenstände; überhaupt, durch Behandlung der Objecte nach lebendem Geist oder nach dem todten Buchstabe. — Die gemeine Kunstphilosophie hat, wie alles Gemeine, mehr Anhänger: denn sie erfodert geringere Seelenanstrengung; obwohl sie durchgehends glücklicher und emsiger mechanisirt, am treuen Plagiate der rohen stummen, stillen, täglichen Natur sich befriedigt, sich gerne in der Eleganz der Oberflächen hervorthut und durch künst-

liche Kleinigkeiten mehr ihren Mann lockt. Ihre Priester und Leser sind eigentlich die bloßen Grammatiker der Kunst. Ihr Himmel und ihr Hauptsitz war von lange her im niedern Germanien. Sie bewundern und bezahlen so zu sagen, in der Kunst nur die Schönschreib, lieben gemeinlich die wörtlichen Uebersetzungen, die platten Idyllen und wenn's hoch kömmt, die poetische Prose der Natur. Aber die höhere Philosophie der Kunst, welche Redner und Dichter für die Bildungen gibt, diese steigt zu höhern Quellen. Sie schafft, wälzt und rektificirt die Ideen, ehe sie entwirft oder spricht. Sie gefällt sich im Erhabenen und Großen, untersucht zuvor die Möglichkeit und Natur jedes Wesens, die Augenblicke jeder Erscheinung, die Motive jeder Handlung, die Zusammenhänge und relativen Wirkungen in der Anordnung: ehe sie sich ans Werk wendet. Sie schafft sich höhern geistigen Raum für ihre Körperlagen, dichtet ihren Formenwechsel, ihren Lichtauffall, fragt und erkennt in jeder Bestimmung ihr Warum. Sie unterhandelt mit der Wahrheit, ob sie sich zu höherer Potenz, zur Poesie heben lasse, überläßt nichts dem Zufall, leidet und verzeiht sich nichts, was außer dem Hauptgegenstand nur für sich allein da stünd. Sie ist fest in ihren Formen und bestimmt in ihrem Seelenausdrucke. Versunken in ihren gerechten und großen Forderungen, sich nur Betrachter wünschend, die von gleichen Principien durchdrungen sind, überaebt sie gerne, dennoch ohne Feind davon zu seyn, das Mühsame, das Subtile der mechanischen Be-

handlung und macht ihre Werke erst für den Verstand und dann für die Sinne genießbar. Diese war die Kunst-Philosophie der großen Alten, die unter Griechen und Römern ihre ewige Muster zeugte. Sie hat, wie die höhere Baukunst, nimmer, und in Europa nirgend, ihre Priester und Anbether im stillen, ganz verlohren. Sie erschien einigemal wieder mit seltsamen Epochen, und — verkündiget sich igt von neuem unserm Zeitalter, das sich zu ihrem Empfange, zur Bekanntschaft und zur Verständlichkeit mit Ihr vorbereiten muß. — Ihre ersten Meisterstücke aus aller Welt in Galliens Museen gesammelt, regen und entflammen wieder Schöpfer und Seher. Wenn sie nun dort zugleich Geist und Hand zur Rivalität mit den Produkten des mechanischen Fleißes auffodert: so haben wir Grund uns von ihr ein Zeitalter zu versprechen, welches die Wiedergeburt Griechenlands genannt werden dörfte.

Hier treffen wir uns an dem schon bekannten Ziel unseres Taschenbuches: mittels der Darstellungen der vortreflichsten Stücke aus dem Central-Museum höhere Kenntniß und reinen Geschmack am bildenden Schönen durch Beyspiele auszubreiten. Die Philosophie der Kunst kömmt also zu ihrer großen Tagesordnung zurück. Sie erneuert ihre oben berührte gerechte Forderungen an dem Kunstschöpfer und Kunstseher, und wir haben einen fruchtbaren Stoff, sie nacheinander abzuhandeln.

Wir wollen diesmal Eine darunter ausheben, wovon bey der Erfindung so wohl als Betrachtung fast jeglicher freyen Kunstdarstellung lebensfähiger Wesen, die Rede seyn kann, und zu deren Beobachtung wir in unsern schon gelieferten Blättern, jedesmal, wo es nöthig war, den Seher des Bildes vorbereiteten. Es sey die Wahl des Moments (Augenblicks, Zeitpunkts) worin der Künstler seinen, insonders historischen, aber eben auch so jeden einzelnen blos charakteristischen Gegenstand ergreiffen und darstellen; der Seher ihn beurtheilen muß, ob er einzig und vortheilhaft ergriffen, oder ohne Weisheit, Deutung und Zweck ins Wage hingeworfen sey.

Die Wahl des Moments in den bildenden Künsten gehört schon eigentlich zur dichterischen Erfindung des Stoffes, sie muß mit der ersten Idee fast gleich gebohren werden. Die Stufe des auszudruckenden Gefühls, sey es in pathetischen Zusammensetzungen, oder im einzelnen handelnden, leidenden, denkenden Gegenstande, kann schon in der Idee des Künstlers nicht durchaus formlos seyn. Sie muß für den Punkt, worin der Gegenstand erscheinen und nun bleiben soll, sie muß schon in der Bildung so und nicht anders als eine Gleichgeburt von Körper und Seele entstehen. Alles muß auf diesen einzigen oft untheilbaren Augenblick eingeschränkt seyn, wenn nicht alle Zusammenstimmung zum Zwecke, alle Totalwirkung verlohren gehen soll, —

Es ist daher eine für den Künstler wichtige psychologische Beobachtung, unter der Zeitpunktenfolge einer Handlung, worin die Stellungen, Bewegungen, Seelenrührungen, Verhältnisse immer, oft mit Widerspruche, im Objekte wechseln, und von der geringsten zur höchsten und zu einer, oft für die bleibende Darstellung übermäßigen Stufe anwachsen, den einzigen für die Kunst richtigen, besten, wahrsten, Motiv- und Versinnlichungsfähigsten zu greiffen. Die höchste Stufe, die gewaltsamste Anstrengung jeder Kraft ist von zu kurzer Dauer, als daß sie in bleibenden Formen dargestellt werden darf. Wie ekel fürs Auge sind oft nicht deswegen die Verzerrungen der Schreier und Lacher, die Convulsionen der Besessenen, die bleibenden unnatürlichen Schwebungen eines Luftspringers, die Raserey eines Verzweifelten, selbst das Uebertriebene in einem biblischen Kindermord! wie ungeschickt sind durchgehends die Portrait-Darstellungen eines Dichters, eines Tonkünstlers und dgl. im höchsten Enthusiasmus! Nur das äusserste Entzücken der Lust, der äusserste Schmerz oder auch die Resignation der einzelnen Leidenden ist oft wieder stumm und still, und also kunstfähig: so im Laocoon, so in Rubens Petrus, *) so im H. Laurentius, eines Le Sueurs **) — Wo Iphigenie geopfert wird, verhüllt der weise Thimantes bey dem Ausdrucke der

*) Im ersten Jahrgang dieses Taschenbuches N. 6.
**) Im zweyten. N. 3.

Stufenfolgen des allgemeinen Wehklagens, das Gesicht des Vaters.

In dem Wechsel und der Succession der Bewegungen und Empfindungen liegen aber viele psychologische Mittelräume, welche die bildende Kunst mit hinlänglichem Gewinn auffassen kann; und wirklich hat sie daher ihre Erfindungen, selbst die Darstellungen desselbigen Stoffes so glücklich vervielfältiget. Denn, welche Veränderung der Empfindungen liefert nicht der göttliche Raphael über seine einzige Vision der Madonna! welche in den Darstellungen des jungen Hrtiandes! Gab doch Rubens allein acht verschiedene Bildungen über die Geburt Jesu, gar zwölfe von der Anbethung der Weisen, und wie viele H. Familien-Scenen, Cruzifixe, Kreuzabnehmungen, und Himmelfahrten der H. Jungfrau! Mögen indeß auch manchem Seher jene Veränderungen in den angeführten Darstellungen eines Raphaels und Rubens, mehr aus neuen Combinationen der Nebenfiguren, als dem wesentlichen der eigentlichen Handlung zu entspringen scheinen: so ist dennoch in den verschiedenen Hauptfiguren das veränderte Gebilde des Gefühls, bald der Natur, bald dem Charakter nach, mehrentheils aus einer höhern oder tiefern Zeitstufe gelockt. Wir sehen hundert Kruzifixe; aber wie wenig schaut das gemeine Auge bey der, in allem fast gleichen Lage des angehefteten Körpers, auf den karakteristischen Moment wie

viele Stufen des Gefühls wechseln nicht hier allein in dem Haupte, von der ersten Aufrichtung des Kreuzes bis zum: Es ist vollbracht! Jedes der sieben Worte, wie sie Geist Klopstock, oder Orpheus Haydn malt, was bietet es uns nicht, blos im sanften Ausdrucke für veränderte Lagen und Züge dar! wie viele, wo der große Dulder noch mit erhabenem Auge zum Vater heraufschauet! Wie viele, wo er sich mitleidend zur verlassenen Mutter hinbeugt, oder nun erbarmend gegen den büßenden Schächer sich wendet, wo er spricht, Es ist vollbracht, wo er endlich sinkt und stirbt, oder ihm nach dem Tode als Opfer für die Erlößten, die bebende Erde und der verfinsterte Himmel das Zeugniß seiner Sendung spricht. In diesem einzigen Haupte hier, wie viel mögliche Momente und Veränderungen! — Wie viele Ideen gibts nicht für verschiedene Abendmale, alle nur in der Anlage des Moments und Motivs geändert. Wie weise hat Da Vinci *) just den Punkt gewählt, wo der sanfte Heiland spricht: Einer unter euch wird mich verrathen! Welche plözliche Bewegungen und Gefühle erregt das Wort in den fragenden und zweifelnden Jüngern! Welcher Stoff zu Mannigfaltigkeit! und wie verräthet sich hier selbst schon der Verräther, da der Mater ihn in selbigem Augenblicke das Salzfaß umstoß-

*) In der neuen prächtigen Kupferplatte von Raph. Morghen.

stu läßt, ein in den Gastmalen voriger Zeiten bekanntlich so zweydeutiges Omen! Wie lehrreich noch für die Wahl der Momente sind nicht Göthe's Bemerkungen in den seitherigen Kritiken der verschiedenen Preisbezeichnungen zu Weimar? Zufrieden war sein Richterurtheil über unseres Hoffmanns so glücklich und einzig ergriffenes Moment im Tod, im Raube der Pferde und des Wagens des Rhesus, *) und in der Entdeckung des Achills durch Ulyss und Diomed? **) Rubens und Poussin hatten eben letztere Stoffe schon nachlässiger behandelt.

In unsern schon gelieferten Abbildungen der historischen Gemälde des Pariser Central-Museums haben wir daher nicht versäumt, Leser und Kunstjünger auf die Momentenwahl der vorzüglichen Bilder aufmerksam zu machen. Z. B. In Raphaels Transfiguration, Kupf. N. 2. in Caraccis und Domenichinos Communion des H. Hieronymus, Kupf. N. 4. und 5., in Rubens gekreuzigtem Petrus, N. 6. alle im Taschenbuch ersten Jahrg. 1801. — Dann in Le Sueurs Laurentius, N. 3., in Titians Pet. v. Mek land N. 6. 2ter Jahrg. 1802.

Aber auch in diesen isolirten charakteristischen und symbolischen Darstellungen muß die bestimmte Wahl des Moments das Bild erst interessant machen. Ein Herculles am Scheidewege, Guido's Ariadne, welche Bacchus

*) S. Propiläen. 3r B. 2s St.

**) Jen. Litteratur-Zeitung. 16 Heft 1802.

Traubengeschenk aufdecket, Petrus auf dem Meere wandelnd, im Moment seines wankenden Glaubens, selbst unsere Margarita, von Raphael, als symbolische Siegerinn über die Hölle, N. 2. Jahrg. 1802. — Amor und Fortuna eine spielende Kindergruppe, wo Fortuna mit einem Fuße auf der unstäten Kugel stehend, sich bestrebt dem sie neckenden Amor den Kranz abzuringen, von Cypriani gezeichnet, und mehrere dergleichen Siege des Amors insonders im mythologischen Alterthume, in den herculanischen Gemälden und römischen Gewölbe-Verzierungen interessiren nur durch ihre Momente. Wie interessant werden nicht oft Portraite, wenn sie in dergleichen lachenden Dichtungen Jünglinge, Bräute oder Kinder einer Familie darstellen.

In allegorischen und symbolischen Compositionen muß der Künstler die Handlung, und den Moment miteinander gebähren. Zur Verständlichkeit und dem Karakteristischen seines Subjekts ist dies durchaus nothwendig. Rubens episch-allegorischer Cyclus über die Geschichte der Maria Medices, wovon wir in gegenwärtigem Jahrgange das Kindbett der Königinn bey der Geburt des Dauphins liefern, wird uns in der Beschreibung hievon mehr zu sagen Gelegenheit geben.

Man schliesse schon hieraus, welchen Werth die Philosophie der Kunst auf die Wahl und Anwendung der Momente setze. Laß uns nun im Kurzen ihre Ver-

derungen durchgehen, welche der Künſtler und Kunſtkritiker, dieſer im Betrachten; jener im Greiffen des Moments zu befriedigen habe. Jede dauernde, ſucceſſive Handlung; jedes dauernde, ſucceſſive Leiden, welches einen Kunſtſtof liefern kann, hat Hauptpunkte und Zwiſchenſtufen, welche, wie die Akte und Auftritte eines Dramas in jeder neuen Erſcheinung der Hauptperſon den Künſtler und Anſchauer heften und halten. Einige Situationen darin ſind bald für den Zweck des Malers, bald für jenen des Bildners ꝛc. vortheilhafter. — Vorzüglich muß der Anſchauer in jeder darzuſtellenden Handlung, etwas Ganzes, Beſtimmtes, Vollſtändiges erblicken. Der Moment muß derjenige ſeyn, wo die ganze Handlung und ihre Veranlaſſung deutlich und auffallend iſt, und nicht das Nachdenken des Zuſchauers anſtrengt. Die handelnde oder leidende Hauptperſon und Alle, die ſich mit ihr näher oder entfernter beſchäftigen, müſſen Urſache haben ſich ſo zu bewegen, und zu geberden, dieſen und keinen andern Grad von Empfindungen zu äuſſern, wo ſie auch höherer oder der höchſten Anſtrengung mächtig wären.

Der Künſtler muß bemerken, ob die Kunſt ein Mittel habe die Beſchäftigung der Seele im beſtimmten Zuſtande darzuſtellen, der in der gewählten Situation an Form Stand und Lage des Körpers, Veränderungen hervorzubringen vermögend iſt. Denn nur das äuſſere Geberden-Organ kann den innern Seelen-Zuſtand hier ſinnlich machen. Nicht Gedanken, nur Em-

pfindungen lassen sich schildern. — Der bildenden Kunst (selbst der Pantomime) mislingt es, einen Moment darzustellen, worin die Sprache der Seele sich blos in Tönen und nicht mit äussern Zeichen der körperlichen Bewegung, und der Empfindungen so ausdrüken, und so anstrengen kann, und welcher daher die Oberfläche und die Haltung des Körpers ganz ohne Ausdruck, unwillkürlig, unbeweglich, versteinert läßt; so stehen im Hungerthurme zu Pisa vom Englischen Maler Reinolds, die flehenden Kinder um den Vater Ugolino, wie um eine Statue, von der sich nichts bitten oder verlangen läßt. Diese Form des Ausdrucks im Unglüklichen von steifer, gradaufrecht sitzender schrecklichen Maskegestalt, mit unthätigen Armen im Schooße, ermüdet bey längerem Anschauen, wird zweydeutig und verliert alles Interesse. — Laocoons Statue vermeidet diese Unschiklichkeit hinlänglich, fast durch das alleinige Aufschauen gegen Himmel, und durch die wirkliche Bewegung der, sich von den Schlangen rettenden Hände. — Gleiche Unschicklichkeit für den malerischen Moment liegt immer, in der höchsten Kraftanstrengung, und im völligen Ende des Unglücks, im Tode, wo alle Rettung, alles Bemitleiden vergebens, oder wo der Leidende oder Ausgelittene das, ihm von den Nebenfiguren, oft selbst vom Zuschauer zuzutheilende Interesse nicht mehr verdient. Hingegen wird ein todter Julius Cäsar, wo Antonius durch dessen blutiges Kleid das römische Volk auffodert; oder eine

sterbende Lucretia, wo Brutus und seine Helfer als Rächer der That gegen die Tarquinier schwören, nur als passives Motiv wirken und der wirkende Moment hier in den handelnden Hauptpersonen zu suchen seyn.

Der Moment einer geschichtlichen Handlung ist der beste eingreifendste, welcher die gröste Mannigfaltigkeit von Ausdruck und Bewegungen in den Umstehenden, und daher schöne Verwandschaften und Verwandlungen der Gruppen motivirt. Die Phantasie des Künstlers wird dadurch mehr beschäftigt, das Auge des Sehers lebhafter afficirt. Die Mannigfaltigkeit der Stimmungen stiftet mehr Interesse.

So eine kluge, glückliche Wahl und Anwendung des Moments in den Bildungen der Kunst ist vom grösten ästhetischen Werth. Sie gibt eine Einheit, welche in einer grössern historischen Composition, wie die erste Stimme, wie ein Hauptklang alles zu ihrer Unterstützung anzieht, und die um sich her handelnden Subjekte als so viele Instrumente zu einem gleich verständlichen harmonischen Ganzen bildet. Alle Motive sind ihr das Werk eines Anschlags. Sie macht die Musik der Sinne rund und voll, sie bezeichnet sich immer als ein Produkt eines erfahrnen verständigen Epochenmachenden Genies. Das Central-Museum hat unter seinen Meisterstücken darin für unsere Belege noch einen reichen Vorrath, und in der gegenwärtigen Bilderfolge werden uns auch schon vortreffliche Muster darüber noch insonders belehren.

Nro. 1.

Titelkupfer.

Der Triumph der Wahrheit.

Die Zeit rettet und hebt sie zu ewigem Glanze.

Schwebende Gruppe eines Deckenstückes von Nik. Poussin.

Zur Bezeichnung der großen Epoche unserer Tage, wo die Wahrheit endlich der Verfolgungssucht ihrer Neider und den Plackereien der Chikane entrissen wurde, hätten wir nicht leicht eine offener liegende Idee für ein Titelkupfer unseres diesjährigen Taschenbuches auffassen können, als dieses Bild des gelehrten Poussins im Centralmuseum. Die ganze Zusammensetzung davon hat Gerh. Audran in einem schönen, sehr gesuchten Kupferstiche geliefert. Diese treffliche Gruppe daraus durch den Glasstichel eben des Künstlers ins Kleine gebracht, dessen Arbeit in Le Sueurs

Hingebung des H. Laurentius unseres vorigen Taschenbuches fast als ein Familienprodukt Andranischen Geschmacks und Geistes angesehen wurde, kann also hier nicht unwillkomm erscheinen.

Poussins Gedanke des Bildes war folgender: Auf einem schroffen unwirthbaren Felsen liegt nun die Tochter der Natur und der Zeit, die unverhüllte schmucklose Wahrheit. Der Neid und die Verläumdung hatten sie bis dahin verfolgt. Hier lagern sie sich als bewachende Furien, daß keines Menschen Aug sie mehr erblicken sollte. Sie freuen sich ihres sichern Sieges über die gefürchtete Entdeckerinn ihrer Kniffe. Aber Saturn (die Zeit) fliegt endlich da vorüber, rettet und hebt seine verkannte Tochter in Licht und Ewigkeit hinauf. Dem allmächtigen Retter konnte Wuth und List nicht wiederstehen. Verzweifelt über den Triumph der Verfolgten, die nun für Welt und Nachwelt überall in ihrer Reinheit sichtbar und glänzend wird, und über ihre eigene Schande, blickt der Verläumdung hagere Gestalt mit Dolch und Fackel bewaffnet, wütend noch einmal ihr nach, und scheint sich nun selbst zu morden. Der erdhuckende Neid jenseits, reißt sich sein Schlangenhaar vom Kopfe. — Ein auffliegender Genius trägt das Attribut der Zeit: die Sense, und den Ring der Ewigkeit, um das wohin zu bezeichnen. — Das Gewölke weicht um die Reinstralende und zeigt ihren Triumph der, nach ihrem Anblicke

verlangenden Ende. Die Allegorie iſt vollſtändig, iſt deutlich verſinnlicht, und der Moment iſt mit der Idee der Handlung geboren.

Wir haben des engen Raumes und des uns hier genugthuenden Gedanken wegen, Pouſſins ſchöne fliegende Gruppe allein angenommen. Sie hebt ſich in die Ferne über einen Theil des Erdbodens in die Region der Lichtkörper. Statt der einſchlieſſenden Nebenfiguren: der Verläumdung und des Neides, die als Deckengemälde in ihrer zu gedrückten Vertikalrichtung hier dem geraden Auge ſich unangenehm und unſchicklich darſtellen würden, ſetzten wir ihre Symbole, ziſcht hier die Schlange, und ſchieſſen Giftpfeile nach der Geretteten. Die Idee gewinnt an Leichtigkeit, verliert nichts an der Wirkung, und paralleliſirt etwa mit Guido's Fortuna. Wir fürchten nicht, daß Pouſſins Geiſt uns dieſe kaſirte Edition ſeines Originals verargen wird.

Die Darſtellung des leichten natürlichen Aufſchwebens einer Figur iſt immer in der Kunſt keine Schüleraufgabe. Raphael, Caracci, Guido, Rubens haben in ihren Himmelfahrten, darüber groſſe Muſter geliefert. Jene mit untergelegten Wolken, oder hebenden Engelsgeſtalten, ſtatt daß ſie durch die Natur ihrer eigenen Subſtanz emporſteigend gedacht werden ſollten, verrathen ſchon den Dienſt einer tragenden Kraft.

Aber ganz isolirte Körper, nun selbst so leicht und luftdurchdringend, wie Lichtmaterie, verklärte himmlische Wesen, wie der Heiland in einigen von Raphaels Schöpfungstagen oder in der Transfiguration, sind der höheren Bewunderung werth, die ihnen der sinnreiche Anschauer zollt. Auch Engel in Kinder Gestalten scheinen ihrer Natur nach leichter. Aber hier steigt der alte schwere ewige Saturn in eigener unveräusserlicher Kraft mit seiner verklärten schönen Geretteten zur Region des Lichts hinan. Auf des Vaters breiten beschatteten Brust ruhend, fasset er mit seinem gedehnten Arme, dennoch schonenden leichten Griffes, den reinen rosenlichten Körper der Göttlichen. Er unterstützt mit Schulter und Knie die sich ihm vertraulich Ueberlassende, die jezt mit ausgebreiteten verlangenden Armen und sehnendem Angesichte, gegen die Sternenbahn, als neuer Lichtplanet für die Nachwelt, sich ihrer ewigen Bestimmung nähert. Schön und gelehrt ist diese glückliche Mischung so vieler Gegensätze von Kraft, Wirkung, Alter und Farbe. Saturns schattigte Schwingen und das in beweglichen Falten sich sammelnde Schoosgewand, die erhabenen und vertiefsten Muskelründen, das Heben des einen tragenden, und das natürliche aber nicht müßige Hangen des andern Beines, fein, in die Weite der zukünftigen Bahn hinschauendes erfahrnes Auge unter dem grauen Zottelhaar von Kopf und Bart, und ihr, so schön und schlank gewandter Leib mit den blendenden Ründungen und dem vorausfliegenden Gold-

haar sammeln sich in den feinsten Umrissen der verschiedenen Massen zu einem so harmonisch einfachen Ganzen; und der Triumph der Wahrheit hier, wird durch Poussins glückliche Idee und Zeichnung auch zugleich ein Triumph der Schönheit, ihrer Schwester.

Wäre des Künstlers Hand des Colorits eines Tizians oder eines Rubens mächtig gewesen, welches Feld hätte er hier gehabt bey diesen glücklich gewählten Lagen, in der Carnation und in den Lokalfarben, so gut, wie im Helldunkeln und in den mächtigen Widerscheinen sich hervorzutun. Schön schimmert wirklich der Lichtguß auf den ihm entgegengebrachten Ründungen und Flächen und in das herumwallende Wolkengewirbel, und lieblich bricht er sich durch die natürlich motivirten Schlagschatten. Die Gruppe schwebt fort.

Für Decken-Gemälde (Plafonds) scheint die bildende Kunst noch keinen ewigen Canon festgesetzt zu haben. Die Alten, wie zum Beyspiel in den Bädern des Titus und in Herkulanischen Werken zu beobachten ist, haben erst immer, und sehr vernünftig bloße Zierrathen in ganzen oder abgetheilten Feldern und darauf die Thier- oder Menschen-Figuren ohne Verkürzungen angebracht. Nachher hat man in ältern und selbst in frühern christlichen Tempelgewölben, Gewölke, offenes Gewölke mit Straalscheinen um religiöse Gestände, ja auf den ableitenden Seiten des Gewölbes aufrechtstehende Cruzifixe und d. gl. hingemahlt.

Später her zu den neuen Zeiten hat man nach der Betrachtung ausgehauener oder hervorstehenden Figuren an Gewölben, ihre perspektivische Ansicht zur Richtschnur genommen und die ohnedem schwere Kunst der Malerey mit einem neuen Gebäude von Regeln über die Vertical-Gemälde von optischer Täuschung vermehrt, welche jedes Künstlers Sache nicht sind. Die Kirchen und Paläste in Italien und hernach in andern Ländern haben dann um die Wette angefangen, ungeheure Räume der Gebäudedecken mit scheinbar aufrechtstehenden, oft colossalischen Figuren auszunehmen. Titian, Caracci, Domenichino, Lanfranco, Pietro da Cortona, Cyroferri, Le Brun haben ungeheure Stücke dieser Art hinterlassen.

Aber man hat hierüber ehestens schon mehrmal die Frage aufgeworfen, ob ein Platfond überhaupt ein schicklicher Ort zur Darstellung solcher Gemälde sey, welche die Aufmerksamkeit lange fixiren müßen? Die zwangvolle ermüdende Stellung, in welcher man solche Gemälde über unserer Scheitel zu betrachten gezwungen ist, die Nothwendigkeit nur an einem Punkte zu stehen, und die Schwierigkeit für die mehrsten Menschen diesen Ort zu wählen oder zu finden, scheinen die Frage überhaupt nicht sehr günstig zu beantworten.

Man theilt sich zweytens noch in verschiedenen Meinungen: welche Darstellungsart des Deckengemäldes die

beſſere und ſchicklichere ſey: entweder die Figuren ſo zu ſtellen, daß ſie durch Zuſammenziehung oder Verkürzung der Längen, auf ihrer unteren Baſe den Anſchauer täuſchen und von einem gewiſſen Erdpunkte, in der Höhe als richtig und verhältnißmäßig geſehen werden: wie die obenbenannten Meiſter gethan haben, wovon die berühmte Kuppel von Correggio zu Parma einſt für das vortreflichſte Muſterſtück gehalten wurde? oder ſie dem Auge ſo gegenüber zu malen, als wären ſie wie ein Staffeleygemälde daſelbſt angeheftet, gleichwie Raphaels Deckenſtücke im Vatican und Mengs Plafond in der Camera dé Papyri zu Rom geſehen werden. Ramdohr unterſucht die Gründe von beyden Meinungen; ſeine Empfindung aber und wichtige Bemerkungen ziehen ihn mehr zu jener hin, welche die Figuren in Verkürzung darzuſtellen erlaubt. Unterdeſſen ſpricht Raphaels und Mengs Anwendung und das Urtheil großer Männer neuerer Zeit, ſelbſt das Widerſpruchloſe dieſes Gebrauches hinlänglich für die Sache. — Andere, wie der Abt Laugier wollen nur die Deckengemälde auf himmliſche und ätheriſche Gegenſtände angewandt wiſſen, und ſchlieſſen Terraſſe, Gebirge, Gewäſſer und Wälder davon aus. — Die Natur ſpricht viel für dieſe Erſcheinungen; aber ſelbſt groſſe Künſtler ſind wieder hierin weniger ſtreng und die kluge Ueberlegung jedes beſondern Umſtandes muß hier am beſten entſcheiden. Der wahre Ge-

ſchmack billigt indeß nicht die ſchweren oft zu künſtlichen Architekturmaſſen, meiſtens von unreinem Geſchmacke, eines P. Pozzi in der Coupola der Ignatius Kirche zu Rom, und in ſeinen gedruckten Werken über die Perſpektive, welche auſſer ihrem einzigen Punkt geſehen, Sturz und Gefahr drohen, jene ſich unſchicklich herüberneigenden Dockengallerien, Bogengänge und Vertiefungen, mit ihren oft falſchen widerſinnigen zerſtreuten Austheilungen der Lichter ꝛc. Er billigt hier nicht die übermäſſigen Figuren Anhäufungen, die zu dunkeln groſſen Reactionsmaſſen, und die oft zu vervielfältigten tiefſchwarzen Körperverkleidungen der ſeligen Mönche in den Himmel-Verſammlungen und dergl. So viele hier vorkommende Schwierigkeiten machen die perſpektiviſche Deckenmalerey überhaupt zu einer Gattung, welche, wenn ſie nicht mit vielem Geſchmack, mit Vorkenntniß der Sache, mit Ueberlegung des Schicklichen und Möglichen, mit vieler Erfahrniß der Beyſpiele, neben der übrigen tiefen Principienkenntniß der Kunſt von groſſen Meiſtern getrieben wird, ſich lieber an der phantaſiereichen Nachahmung der Felderverzierungen der Alten halten ſollte.

Kupferstiche. 2

fehlen in

diesem Exemplar

Nro. 2.

Deianira,

vom

Centaur Nessus entführt.

Bild des Guido.

Guido Reni, gebohren zu Bologna 1575, ward von seinem Vater, der ein künstlicher Flötenspieler war, frühe schon als Knabe zur Tonkunst bestimmt. Allein diese, gleichsam aus einem Funken der Harmonie entsprossene, und in einer Engelkörperhülle aufkeimende Seele, verwechselte bald durch einen unwiderstehlichen Trieb in sich, die Musik der Töne mit der Musik der Formen. Sein harmonisches Selbst ergoß sich ins Unendliche der Kunstbildungen.

Vom geschickten flammändischen Maler Dionys Calvart ward er in den Principien seiner Kunst

eingeweiht. Guido erreichte den Lehrer, und trat darauf in die berühmte Schule der Caracci. Fast keines seiner folgenden Werke verläugnet den daselbst empfangenen Unterricht und Stil. Sein Talent aber erweckte ihm endlich Meister und Mitschüler zu Neider. Zu eben der Zeit wurde Caravaggio's, des italiänischen Rembrands neue dunkle, mit auffallenden plötzlichen Lichtgüssen schreckende rauhe Manier herrschend, bewundert und bezahlt. Guido ergab sich aus Noth oder Gefallsucht, sie anzunehmen: aber nicht ohne weise Verhütung jener Formgestalten und gespensterähnlichen Ansichten, welche die Natur darin verunedelten.

Eine Kreuzigung Petri, die er zu derselben Zeit in Rom für den Kardinal Borghese in dieser Manier verfertigen mußte, und für sich wiederhohlte, *) erhob sich in der Partie der Zeichnung, der Anordnung, des Geschmaks und der weiseren Lichtvertheilung weit über das Muster, welches er im Farbenton nachzuahmen sich würdigte. Die Bilder von Guido's Hand nach dieser Caravaggischen, aber von ihm stufenweise durch einen gräulicheren Lichtton verbesserten Manier, worunter schon Altarblätter, Geschichten,

*) Diese Wiederhohlung kam mit einem Theile der ehemaligen Jabachischen Sammlungen nach Cöln.

Mythologien und Figuren, ſogar ſein Niobemäſſiges in den Weiberköpfen vorkommen, bezeichnen die Erſte der drey Epoche machenden Manieren ſeines Pinſels.

Hannibal Caracci, vielleicht aus Künſtlerpolitik ſich in der Mitte zu halten, regte izt eines Tages die Geiſter ſeiner Schule, der zu ſehr bewunderten und zum Nachtheil der Kunſt überhandnehmenden Manier des Caravaggio durch einen neuen Weg grad entgegen zu arbeiten. Er wirkte auf Guido und brachte ihn dahin, eine ganz lichte, lebhafte, ſanfte Manier anzunehmen, wodurch die feine Zeichnung und die einzelnen Schönheiten des Körpers nicht mehr ſo verſteckt; die Kunſt gleich überall dem Auge offen würde. Der ſanfte Guido kam wieder auf ſeine natürliche Bahn zurük, aus ſich ſelbſt zu malen. Seine Bilder erſchienen leicht, in himmliſchen Farben, im Roſenlicht mit ſanften, oft ins Grünlichte, mit ſilberfarbigtem Grau ſpielenden Schatten, die ſeinen ſo vortreflichen Mittellinten halfen, und ſeine anmüthige dennoch auch reiche Compoſition ſo glüklich begleiteten. Dies iſt ſeine zweyte ſtandhaftere Epoche, worin er der Mann ſeiner Welt und nun zugleich der Rival Caravaggio's und der Caracci's ward.

Aus dieſer Zeit ſind ſeine ſchönſten Werke der Zeichnung und der Magie ſeines Pinſels, ſeine hohe, wie mit Licht gemalte Bildungen, all des Aetheriſchen

und Göttlichen in seinen Christus und Marien-Vorstellungen. — Seine Himmelfahrt der H. Jungfrau zu Düsseldorf, seine Kirchenlehrer-Versammlung über den Empfängnisstreit, von Sharp so schön gestochen, sein vortreflicher weinender Petrus, izt von Bologna, nach Paris gebracht, ꝛc. und unter mehreren mythologischen Darstellungen insonders die, für den Herzog von Mantua damals verfertigten, hernach in die königl. franz. Sammlung gekommenen vier Arbeiten des Hercules, wovon wir den Raub der Deianira und die Erlegung der Hydra im gegenwärtigen, den Kampf mit dem Achilochus und Herculs Hinscheiden aufm Scheiterhaufen aber in einem folgenden Jahrgange geben. In dieser Zeit begegnete dem Künstler überall Ruhm und Glück. — Er fühlte sich auch selbst, ward als Maler sehr empfindlich, eitel und übermüthig, arbeitete nur im Seidenmandel und Degen und ließ sich von der Meuze seiner Schüler, wie Ihr Monarch bedienen; blieb dennoch als Mensch sanft und bescheiden. Er liebte und empfieng Gesellschaft. Als einst der Pabst ihn besuchte, wo er mit dem Cav. Joseph d'Arpino in der Kapelle bey Maria Maggiore arbeitete, sagte Joseph: Wir andere Maler arbeiten, wie die Menschen, aber Guido, wie ein Engel. . .

Unterdessen durch seine Leidenschaft zum Spiel verschwendete er endlich Zeit und Kraft, Ruhm und Glück. Izt veräusserte er, nur um zu leben und zu spielen,

heimlich oft Bilder, die ihm sonst nie feil waren. Bald arbeitete er flüchtig um nur zu verkaufen. Sein Pinsel wurde fade und platt: wenn schon Gedanken und Zeichnung noch durchschimmerten. Denn nie verließ ihn die Grazie ganz, und er wuste sie noch zu halten, wenns ihm galt: dies ist nun Guidos dritte Kunstepoche, woraus einige Arbeiten ihn überlebt haben, die seines Namens nicht werth sind. Guido, verfolgt von seinen Gläubigern, ohne jemand betriegen zu wollen, verfiel in eine Melancholie und starb 1624.

Seine Meisterwerke sind durch Europas Gallerien und Sammlungen zerstreut. Aus Italien sind alle die Vornehmsten, die genohmen werden konnten, ins Pariser-Museum verpflanzt, wo mit denen, die schon da waren, nun die wichtigste Sammlung davon aufgestellt ist. Hier liefern wir die Abbildung von der Entführung der Deianira — auch von H. Böhm in Leipzig gestochen. Das Original muß aber im umgekehrten Lichte gedacht werden.

Um Deianiren, des caledonischen Königs Oeneus und der Althea schöngestaltete Tochter, zur Braut zu erhalten, hatte Hercules den Riesen Achilochus und dem Centaur Eurytion im Kampfe überwinden müssen. Deianira gebahr ihm den Hillus. Einst wollte er mit ihr über den Fluß Evenus setzen; aber das Wasser war sehr angeschwollen. Der

Centaur Neſſus both ſich ihm an, die Gemahlinn herüber zu tragen, allein treulos eilte er mit der ſchönen Laſt, abweichend vom Ziel, zum fernern Ufer um ſie zu entführen. Hercules merkt des Centaurs Vorhaben, und kaum als dieſer nun den erſten Fuß aufs Land ſetzt; und Deianira der Gefahr im Fluſſe ſicher iſt: drückt Hercules einen vergifteten Pfeil auf ihn los.

Dies iſt der Moment der Handlung. — In einem frühern wär ihm Deianira im Fluſſe vielleicht ohne Rettung verlohren gegangen; in einem ſpätern hätte der Entführer mit dem Raube ſich bald hinter Geſträuche oder einen Hügel retten, und entwiſchen können. Aber dies war zugleich für den Räuber der Punkt der Freude, wo er eben ſeinen Zweck erreicht zu haben glaubte; und nun ſo plötzlich die Cataſtrophe der Strafe erfolgt. — Wo Deianira noch furchtſam und widerſtrebend mit dem Auge zwiſchen dem Himmel und dem Geliebten irrt, ſich itzt als gewiſſes Opfer des Halbthiers wähnt, und nun vom verwundet ſinkenden Räuber nothwendig entlaſſen, ſich wieder ihres Hercules erfreuen kann.

Dieſer Zeitpunkt war von der glücklichſten, faſt einzigen Wahl, aber nichts deſtoweniger hier glücklicher für die bloſe Vorſtellung des Raubs, als für den Ausdruck Einer der Großthaten des Hercules. Denn

der Mächtige ſelbſt ſteht nun dort in der, ihn ſehr verkleinernden Entfernung. Ueber die Handlung und die intereſſirende ſchöne Gruppe des Entführers mit der prächtigen Deianira vernachläßiget der Beſchauer leicht das Figürchen im Hintergrunde, welches die That des Rächenden und die hurtige Stärke des Helden carakteriſiren ſoll. Hingegen, wenn auch Hercules hier, (gleichwie deſſen Figur in den drey andern Guidos Vorſtellungen dieſes Cyclus) allein vornean als Hauptfigur ſtände, einen Pfeil vom mächtigen Bogen abdruckend; und der Centaur mit dem Raube dort am fernen Ufer verſchwindend vorgeſtellt wäre. Was hätte denn die Kunſt gewonnen? allenfals einen Mann, der einen Pfeil abſchießt, desgleichen ſie ſchon hundert hatte, und eine kleine auf dem Rücken nur ſichtbare fliehende Gruppe dieſer Handlung, die eben ſo leicht, wie der kleine Hercul in der Vorigen, vernachläſſigt und unintereſſant geweſen ſeyn würde.

Guido hat dieſe Alternativ gewiß überdacht, und für die möglichſt ſchönſte Darſtellung und deutlichſte Verſinnlichung mit allem Rechte ſeine Idee ergriffen. Motive, Caracterwechſel, Contraſt der natürlichſten Bewegungen und Empfindungen, Lichtfall, Fülle und Ründung in der Ausführung, alles war auf dieſe Art ihm günſtig, und konnte die Forderungen des Künſtlers und Sehers am beſten gründen und befriedigen.

So entstand ihm nun diese Gruppe des einzigen Moments mit ihrer schönen Linien-Umschreibung und der so leicht scheinenden Zusammensetzung der Form. Sie gehört wieder unter die Glüklichsten der Kunst, welche auch in loser Bildung von Stein oder Metall nichts von ihrer Deutung und Wirkung verlieren, und in jeder Dichtung sich vortreflich behandeln lassen würde. Welche Kraft in der Zeichnung! Welcher Geschmak in der Darstellung! Welche Wahrheit im Ausdrucke! Laßt uns hier jede Figur für sich beobachten.

Neſſus der Centaur, wie seine übrigen Brüder, halb Mensch und halb Pferd — war vom unglüklichen Ixion und der Wolke gebohren (die dieser statt der Juno zu umfassen vermeinte) aber erfahren vielleicht, wie Chiron, der Erzieher Achills, in hundert Künsten. — Stark, schlank und schön gebaut ist hier sein Menschliches. Die Wendungen, die Arbeit seines bräunlichen Körpers verrathen Gymnastik. Diese herrliche sich in dergleichen erhabene Muskelwölbungen rückwärts dehnende Brust, die so selten in der Kunst vorkömmt, wie schön empfängt und prellt sie den Lichtfall, wechselt sie mit dem Helldunkel, spielt sie mit dem Wiederscheine, hebt sie sich an den Umrissen los von den Gewandlagen! Wie höhlet sich da die Hüfte und die Nierengegend zum Heben jenes tiefen brennenden Seufzers der Liebe! Wie dehnt sich das Verlangen am schwellenden Halse! Dieser Kopf ist in

ſeiner Hinwendung ſo charaktervoll, ſein Auge ſo ſehnend, ſein halboffener Mund ſo lechzend. Er ganz ſo aufmerkſam, ſo gefallſüchtig zur kleinſten Sorge des Dienſtes, um das ſchöne Weib für ſich zu gewinnen. Sanft klammert er eben ſeinen zottigten Huf in den Boden des Uferhügels, von der anſchäumenden Welle beſpült, und glaubt Deianiren erobert, die er mit beyden zurückgeſtreckten ſchlanken Armen an den Zipfeln ihres gelößten Gürtels ſo zärtlich gefangen hält, und iyt fühlt er vielleicht ſchon den tödtenden Pfeil in der Hinterhüfte. — Glücklich und elegant zierte ihn Guido mit einem fliegenden ſeidenen Mantel leicht an den ſich hebenden rechten Schulterarm gebunden, und läßt ihn dieſen, mit nachläßiger Zärtlichkeit hinfliegend über ſeinen Pferderücken als Decke herſpreiten, worauf Deianira's ſchöner Fuß ruhen ſollte. So verhüllte er ihm zugleich das Unangenehme der untern Thiergeſtalt, die in ihrer Extenſion dennoch der Gruppe eine ſo feſte breite Bahn liefert.

Aber nun ſie, die königliche Deianira, das edle Geſchöpf von Doriſchem Körperbau: denn Guido liebte in dergleichen Formen den Doriſchen Ton — meiſt in ſeidenes breitſchweifigtes, ſeinem Motiv nach fliegendes Gewand gekleidet: denn Guido gefiel ſich in prächtigem ausdehnbaren Gewandwurf, und hier vermogte er mit dieſem (wohl etwas zu häufig) ſich hinwellenden Faltengewehe die eine Seite des Grup-

penkegels so schön zu füllen und zu ründen — ihr erhabener breiter Nioben verwandter Kopf (denn Niobe war Guido's Antike) mit dem schwarzen fliegenden Haar um den hohen weissen rollenden Blick, irrend hülfschreiend zum Himmel und zu dem am Ufer verlassenen Gemahl. — Und in dieser breiten Brust durch Natur und Kunst zum schönsten hingleitenden Lichtschein herübergebeugt, das schlagende Herz, welches jeden Stral zurückzuprellen scheint. . . Wem glückte je ein Bild, in so frischer Fülle der Wahrheit und Schönheit, eines Herculs würdig, als dir hoher und sanfter Guido!

So steht sie, erst kühn im Vertrauen — bald schwebend — nun schwankend in Furcht mit leichterem Zehtritt auf dem Rücken des Verräthers, stützt sich, eingreifend mit einer Hand auf dessen fleischigte Schulter; die Rechte zum Gleichgewicht und zum Signal der Hülfe gegen ihren zurückgebliebenen Gemahl hingestreckt, den andern Fuß halb in der Luft zur Rettung. So bringt sie Nessus zum Ufer! sie wähnt sich verlohren und Herculs Mühe verspätet, unkräftig; aber der Centaur verbirgt ihr nur den Schmerz des schon wütenden Giftpfeils. Im Original glaubt man den Punkt des Uebergangs zu merken, wie in ihm auf Stirne und Lefzen die Spannung der Freude sich jetzt in die zuckende Empfindung der Todesqualen verliert.

Der

Der Contraſt der äuſſern Glieder iſt alſo nicht geſucht. Er iſt ſo natürlich. Sie wechſeln zum Vortheil für die Zuſammenſetzung, mit den ſchönſten Veränderungen der Wendung der Formen. Ueberall herrſcht Leichtigkeit, Losheit, Durchſichtigkeit der Räume; überall Bewegung, welche ſich mit dem platten ruhigen Waſſer des Fluſſes umher, in ein ſo harmoniſches Verhältniß ſetzt. Der erhabene weibliche Kopf und der hinfliegende Leib bewegen ſich ſo los auf dem gräulichten Gewölke, deſſen Töne ſich mit dem ſchwarzbraunen Haare und den Färbungen der Gewänder glücklich einſchmelzen. — Der untere Theil der Gruppe, mit der ſchönen Bruſt des Centaurs und dem hervorragenden herrlichen Beine der Deianira, welches die zottigte Pferdehüfte zum natürlichſten Gegengrund hat, ſchwimmt vom beſchatteten Waſſerſpiegel mit dem wieder ins Licht tretenden Hufe zum ſchmutzigen Ufer heran, wo eben auch das dunkle Schilfrohr gegen das Seitengewand des Neſſus wirkt. Der hintere Fuß Deianirens auf dem Rücken des Centaurs erhält nur ein Streiflicht auf der Zehegegend, ſteht übrigens in einen anwachſenden Schatten verlohren, welcher durch das weitſchweifigte Gewand motivirt wird. Der Pferdeſchwanz des gefühlvollen ſchmeichelnden Verführers ſpielt ſchlängelnd empor ins Helle gegen das hintere ruhige Gewäſſer, deſſen Flächen mit der anſpülenden lichten Schaumlinie nun wieder die her-

ausschwimmenden runden Massen verschönert. Hercules am jenseitigen Ufer in der Position, wie er nach abgeschicktem Pfeile sich seines Sieges freuet, steht nun mit gewöhnlichem Löwencostüm in fernem Lichte, von einer der hintern Baumgruppen abgeschattet. Er ist, wie gesagt, hier nur Motiv.

Die edle grandiöse, geschmackvolle Zeichnung dieses Werkes in der hochdenkenden, aber dennoch so sanft empfindenden Seele Guido's entstanden, ist seinem nativen Charakter durchaus ähnlich. Leicht in der Ausführung und so harmonisch im lichten Farbengeton. Eine bewunderungswürdige Feinheit im Umriß der Gliederwendungen und in dem Ausdruck, ein unwiderstehlicher Reiz in der schönen Natur ersetzt die genauesten Erfüllungen der Correktheit, welche man hier und da etwas vermißt. Guido hat die Antike im Nackenden mit einer uns weniger fremden, aber oft etwas zu sehr gehäuften ausschweifenden Bekleidung gemischt: hingegen Alles mit der feinsten Delicatesse der Sitten und des Anstandes behandelt.

Aber könnte, bey so verschwendetem Lobe dieses Bildes, selbst in diesem Punkte der Tadel nichts auffinden? — In einem Zirkel empfindsamer Kennerinnen des Anstandes und der Kunst fiel man auf die Anmerkung: daß hier Deianira, wie die Frau eines englischen Kunstreiters auf des Centaurs Rücken her-

umhüpfte; warum sie nicht geziemender da seitwärts sitzend, oder wie es in so mancher Vorstellung gewaltsamer und nicht gewaltsamer Entführungen, wie in jener der Europa auf des verwandelten Jupiters Rücken vorkömmt, nicht gar, reitend dargestellt seyn sollte? Der Sprecher für die Kunst ist in Hinsicht ihrer Empfehlung und Kenntnißverbreitung jedem Fragenden Antwort und Unterricht schuldig.

Eine Kunstdarstellung muß den schönsten Schein der Wahrheit tragen, selbst so Wahrheit seyn. Sie muß zugleich die Schönheit und selbst das Sittliche der Schönheit, mit allem ihren Interessanten nicht verfehlen. Das wer, was, wo und wie, das wann und warum, als die Motive ihres so seyns, müssen in ihr selbst liegen und leicht empfunden werden ꝛc. — Wir sind hier nun unter Griechen. Eine griechische königliche Tochter, stark, schlank und gewandt, geübt mehr als wir in unserm verzärtelten Zeitalter, in jedem leichten Gebrauche der Gliedmassen. — Sie! Deianira in Caledonien gebohren, vielleicht zu Fuß und zu Pferd jagdkündig, wie Atalanta, kraftvoll, wie die Gemahlinn eines Herkules seyn mußte, zugleich aber als eine Griechinn erster Erziehung hohen Sinnes für Anstand und sittliche Schönheit, ihrem Gemahle nichts veräußernd; und dem Centaur nichts gestattend, was ihn zu vertraulich machen könnte, hatte ihre Motive

und Rechte, sich hier die Position selbst zu wählen; und Hercules die Seinige um es so haben zu wollen. Der Centaur nicht gleich so thierisch, so frivol, wie die jungen Centaure unserer Zeiten und Gegenden, hatte die Zärtlichkeit es ihr anzubieten: da er durch sein Wesen, durch seine schlanke, freye, gewandte Stärke, durch seine elegante Erziehungs- und Umgangs-Kenntnisse, und durch Schonung des Gefühls sich glücklicher zu empfehlen hoffte. *) Er konnte durch seinen festen Tritt oder seine Erfahrniß im Schwimmen Ihr und dem Hercules für jede Gefahr und Furcht gutsprechen, auf diese Art blieb alles geschont; wo im Falle des Aufsitzens Deianirens Kleid benetzt, ihr schöner Fuß unter dem Wasser unsichtbar, die Körpermassen nebeneinander in ihren Schönheits-Dimensionen zu versteckt, die Pyramide der Gruppe ohne Losheit zu gedrängt, gehäuft, undurchsichtig; die Lage der Hände, ohne jenen edlen Wechsel im Contraste, vielleicht erzwungen, der Ausdruck gemein geblieben, das Sittliche, Delikate in der Berührung beleidigt worden, Herculs Pfeilschuß gefährlich zum Ziel gekommen, die ganze Action und Empfindung des herrlichen Weibes, sammt dem Uebergang zum Gefühle der Todesqual im getroffenen Centaur (so manche Schönheit) verlohren gegangen wäre. Dieses kann genug seyn, Guido's

*) Man kann die Centauren ungefehr als die Ritter jenes Zeitalters ansehen.

Kunstverstand sowohl als Sittlichkeitsgefühl zu beweisen, und das ungemeine Schöpferische seiner Ideen, und sein glückliches Studium in dieser besondern Gruppe zur Bewunderung darzustellen.

Als Dichter in seiner Kunst war Guido meist Elegisch oder sanft Lyrisch; selten hoch Episch — kein Ariost, kein Rubens. Eingeschränktere Zusammensetzungen von gemäßigtem Affect waren auch für sein Talent und Gefühl vortheilhafter, als grössere weitläufige Werke. Er hielt sich gern in den Gränzen der harmlosen Unschuld, des geduldigen, ergebenen Leidens, der betrachtenden Bewunderung, der sanften Freude, der edeln Grazie und der himmlischen Andacht in einzelnen oder sparsamen Figuren. Lauter Bilder seiner Seele, deren entschwebende Gestalten sich gleichsam auf die Tafel hefteten.

Im mechanischen Theile der Kunst erkennt man den Guido an seinem feinen, leichten, flüchtigen, dennoch eindrächtigen und bestimmten, wieder nicht wie Rubens, mit Brand und Blut, sondern wie mit stillem Lichte malenden Pinsel, woraus ein sanft reizender, durchaus harmonischer Geist haucht. Man verbinde hiemit, was hierüber bey seinen drey Kunstepochen schon oben gesagt worden ist. Sein Zug ist zart und rein in den Umrissen, süß und frisch in den Mitteltinten, künstlich flüchtig in Wiederscheinen, selbst in den

Schatten. Der Nachputzer ſeiner Bilder muß ihn kennen, und ſie nur mit äuſſerſter Vorſicht und einer heiligen Furcht behandeln, wenn er das harmoniſche und geiſtige Schöne derſelben nicht plötzlich vernichten will.

Die Entführung der Deianira, aus dem Original-Gemälde nach den bloßen Umriſſen gezeichnet, und in klein Quartformat von Normand geſtochen, befindet ſich auch ſchon unter Nro. 35. in den franzöſiſchen Kunſt-Annalen, von Landon herausgegeben. Landon ſagt, daß Berwick, von deſſen prächtigen Grabſtichen das bekannte ſchöne große Bild Ludwigs des XVI. nach Callet, herkam, und der vor einiger Zeit die Erziehung des Achills vom Centaur Chiron trefflich geſtochen hat, nun beſchäftiget ſey, den Raub der Deianira von Guido dazu als Gegenſtück zu ſtechen.

Alexanders Vertrauen
auf
seinen Arzt Philipp.

Nro. 3.

Alexanders Vertrauen

auf

ſeinen Arzt Philipp.

Von Euſtach Le Sueur.

Bey dem Namen Le Sueurs, und in der noch friſchen Reminiscenz ſeines ſchönen Bildes von der Hingebung des H. Leviten Laurentius, aus dem vorigjährigen Taſchenbuche wird hier des Leſers Erwartung ſich ſpannen; und — Le Sueur ſie befriedigen.

Es iſt dies wieder Eines der aus Frankreich eingekommenen ſchönen Bilder, deren wir nach unſerem, auf Kenner Begehren ausgedehnten Plane jährlich ein oder anderes jenen des Central-Muſeums zu unter-

mischen zusagten. Es soll einmal in der Orleanschen Sammlung befindlich, und im innern Felde, von eirkelrunder Form, ungefehr drey Fuß im Durchmesser gewesen seyn. Benedict Audrans Kupferstich davon ist schon nicht ohne Kunstwerth. Die Vorstellung durch den bekannten deutschen Künstler H. Bolt in Berlin für uns ins Kleine gebracht, ersetzt ihn durch den möglichsten Fleiß des Grabstichels, im Ausdruck der Figuren, in den Verhältnissen der Lagen- und Lichtaustheilung, in der Schönheit der Gewänder, und in der Wirkung überhaupt, Le Sueurs Geist darzustellen.

Wie man vorgeben will, soll aus Anlaß eines ähnlichen Zufalls bey irgendwo einem damaligen Großen in Frankreich, wo auch die Treue des Arztes zur Ehre der Menschheit und seines Berufes gegen Verrätherey und Argwohn bewährt gefunden worden wäre, Le Sueur nach der bekannten Stelle des 6ten Kapit. im dritten Buche von Curtius Geschichte Alexanders des Großen, dieses Gemälde aufgestellt haben. Ist dem also, dann zeugt es von der Feinheit und der geschmackvollen Welt- und Geschichtskenntniß des Malers, der so ein analogisches Zeichen des Alterthums gleich auffindet, um einen krittlichen Vorfall seiner Tage, ohne öffentliche direkte Beleidigung für einen Kreis von Menschen, die dabey interessirt seyn konnten, durch ein dergleichen: sapienti sat, zur Ehre

der rechtſchaffenen Handlung zu verewigen. Hier iſt die Erzählung:

Alexander, auf dem Feldzuge gegen den Darius begriffen, fällt, nach einem, in groſſer Sonnenhitze und im Affekt genoſſenen zu kühlen Bade, plötzlich in einen gefährlichen Zuſtand, der ihn und das ganze Heer, ſelbſt durch den Aufſchub des Angriffs in groſſe Verlegenheit ſtürzt. Philipp der Leibarzt, der ihn von Jugend auf begleitet und gepflegt hatte, verſpricht, ihn nach einer Vorbereitung von drey Tagen durch einen entſcheidenden kräftigen Heiltrank zu retten. Schon dieſe Friſt fiel dem Alexander zu lang. Aber er empfängt indeſs vom Parmenio, einem ſeiner vertrauteſten Anführer, ein geheimes Schreiben, worin dieſer den König warnt, dem Philipp ſich nicht ſo leicht zu überlaſſen: indem Darius ihm tauſend Talente und ſeine Tochter zur Ehe verheiſſen hätte, wenn er den Alexander aus der Bahn ſchaffen würde. Der König erſt erſchrocken, dennoch eben bald entſchloſſen, verſteckt, ohne jemand ins Geheimniß zu ziehen, den mit ſeinem Siegel wieder geſchloſſenen Brief unter ſein Hauptküſſen. Am beſtimmten Tage tritt der Arzt mit der zubereiteten Schaale heran. Alexander zieht den verhängnißvollen Brief hervor, reicht ihn dem Arzte zum Leſen dar, ergreift aber zugleich ſelbſt aus Philipps Hand die Schaale und trinkt

ſie gelaſſen aus, indeß er mit unverwandtem Auge den Mann faßt, ob ihn das Gewiſſen nicht verrathe. Philipp erſt begierig, nun unwillig über den Argwohn, aber ohne zuckende Furcht, wirft den Brief vors Bett hin. und ſpricht: König, deine Geneſung wird hier entſcheiden, nur laß ſorgelos den Nerven und dem Körper Ruhe, die Wirkung des Mittels nicht zu hindern... Jetzt reicht Alexander dem Arzte die Hand, dankt und antwortet ihm herzlich, daß ihn ſein Muth ſchon der guten Handlung überzeugte, wenn auch das alte Vertrauen hierbey geſchwiegen und nichts gewirkt hätte. Der König erſchien den dritten Tag darauf ſchon wieder bey dem Heere.

In der Momentenfuſe dieſer Handlung war unſtreitig keiner ſo umgreifend, ſo motivreich, ſo ſtrikt für ihre dichtriſche und maleriſche Darſtellung, als der, den Le Sueur hier gewählt hat.

Alexander: wie ſchwer für die Kunſt iſt in der Lage des nervenſchwachen Kranken, welcher itzt die Schaale am Munde hält, der ſo zuſammengeſetzte Ausdruck der ſo natürlichen Todesfurcht auch beym unterdruckten Argwohn, neben dem Zeichen des muthigen Entſchluſſes, des offenen Zutrauens und der mühesamen Anſtrengung zum warnenden feſten Anblick, und des eilenden Drangs, itzt der That verſichert zu ſeyn. Welche Stürme, welches Streben in einer Seele, die

hier in jeder Ader anklopft, in jeder Nerve schauert, und dennoch ihre Größe nicht verläugnen darf!

Philipps Begierde. Entsetzen, Unwillen, Muth auf sein Gewissen, und Angst für vielleicht unterschobene Verrätherey, für einen plötzlichen Zufall, Schonung des Affects im allgeliebten kranken Herrscher, und Gefühl seiner eigenen Berufswürde und seiner Liebe gegen ihn; wechselnder Blick auf den Brief, auf den Alexander, gegen Himmel, in sich selbst, auf Parmenios Namen und auf die Verlegenheit der Zeugen. Welche Wirkung der interessantesten Motive gegeneinander! Und diese furchtbare Stille um das Lager des großen Kranken, die man selbst im Gemälde fühlt! — Alles ist gespannt, zweydeutig. Verschiedene Bewegungen unter den Umstehenden in ehrfürchtiger Entfernung. Staats- und Kriegsbeamten stehen da, um die Bedeutung der Sache verlegen. Die Aufwärter sind auf den Wink des Dienstes gefaßt. In der Scene ist nichts überflüssig.

Dies gehört zur dichtrischen Anordnung. Le Sueur verband sie mit der malerischen. Man wird ihn hier schon bey der Anlage der ganzen Idee wiederfinden, wie man ihn in seinem vorigjährigen schönen Bilde sah. Obwohl es anscheint, daß sein H. Laurentius für ein späteres Werk von bereits etwas längerer Uebung der Kunst und des Nachdenkens Raphaelischer Ideen gehalten werden könne.

Man erkennt ihn vor allem schon wieder in der Anlage des Raumes für die Situationen der Scene, und an der Einfachheit und Beschränkung des Hauptgedankens, der sich wie in einem Brennpunkt sammelt. Dort der runde niedere Tripus gleich am Vorgrunde, erweitert, und unterbricht zugleich die Marmorspiegelungen des Bodens; dann wechseln die Horizontal-Linien der Doppelstufe mit dem Winkelpfosten des schief hingeruckten Bettgestelles. Der malerisch schwebende, von innen tief und wolkigt beschattete Thronhimmel darüber gründet und hebt nun vortrefflich die, ganz in offenem Lichte herrschende Hauptgruppe.

Um Alexandern dreht sich alles; jedes hier handelnde Wesen erhält, wie ein Satellit um seinen Stern, den Spielraum für den Lichtstral. Vom Winkel des Bettfußes stufet sich dieser durch dessen Biergewand und über die so schön und natürlich hingeworfenen Falten der Leibdecke mit halb-gebrochenen und wiederscheinenden Wellungen bis gegen den mühesam erhobenen königlichen Körper, der ihn nun ganz auffhält.

Wir untersuchen nicht, ob Le Sueur Alexanders Gestalt aus einer wirklichen Antike genohmen, oder blos aus den historischen Angaben sich als eigenes Ideal geschaffen habe. Die vorzüglichsten alten Köpfe Alexanders, der in der Florentiner Gallerie, der

aus

aus dem Kapitol und jener zu St. Ildephonso *) bestätigen alle, daß er den Kopf ein wenig zur Seite und hinterwärts, das Gesicht etwas in die Höhe getragen habe. Als ein Sohn des Vaters der Götter, wofür er gehalten seyn wollte, als Herculs Bruder, charakterisirt ihn der Heldenwurf des Haares über die Stirne, das hier mit einer einfachen weissen Binde aufgefangen, die Lockentheilungen gegen den breiten Nacken fallen läßt, um die Beschattungen der Carnation in mildere Nuanzen zu scheiden, — charakterisirt ihn der arbeitende, thurnfeste, sennigte Hals mit dem wiederstehenden Schultergebäude, dessen linke Seite hier gegen die andere in schönlinigtem Winkelwechsel erscheint, und dessen sich aufstützende Hand, indem sie die Action des Körpers dehnt, hier einen, für die Kunst glücklichen Auf- und Wiederschein der Färbung motivirt, — charakterisirt ihn die breitgespannte muskelvolle Brust auf einem untersetzten Körperwuchs, durch Kriegerübungen und Muth jeder Gefahr trotzend, aber auch, wie der Tempel der Freundschaft, offen jedem Rechtschaffenen, und heilig jedem Gefühle, das die allgemeine Menschheit ziert. — Alexander ist nackend. Das Nackte paßt zur Vorstellung des Heroischen; hier dient es zugleich, den Charakter des kranken Kraftlosen zu zeigen. Die spannende Stärke

*) Winkelmann Gesch. d. Kunst d. Alt. 2r Thl. p. 706. W. A.

iſt hingeſchwunden, und die Farbe der Blüte mit ihr. Er ſinkt in die Arme fremder Hülfe, und die dadurch neu entſtehenden Muskelhöhlungen im Unterleibe gaben dem Studium des Pinſels neue Localſchönheiten der leidenden Natur auszudrucken. Aber indeß er izt trinkt und Philipp lieſt, erſcheint ſeine Seele nur im ſcharf beobachtenden Auge concentrirt. Hier ſchwebt der ganze groſſe Alexander, als Loos des Moments, gleichſam in der Waage gegen den beargwohnten Freund. Er, der vielleicht in eben dem Punkt als Gott der Schlacht und des Sieges ein unermeßliches Heer des Darius zerdrückt haben würde. Nachläßig hängt das Heldenſchwerdt am hintern Bettpfoſten. Le Sueur ſchafft einen alten großbärtigen Bedienten, der den, ſich mühenden jungen König in der Richtung hält. Entrüſten und Trauer auf deſſen, aus leichtglaubigem Argwohn in mitleidende Freude übergehendem Geſichte. Ein unſchuldiger Knabe, ſchön gelockt und aufgeſchürzt, einem dienenden Engel gleich, ſteht da los und leicht gegen den König gewandt auf den Wink, mit einem Getränke zur Ausſpülung, und begränzt, ſchön beleuchtet, dieſen Winkel an der Hauptgruppe. An der andern Seite ragt ein halb beſchatteter Sklave zwiſchen dem Kranken und dem Arzte herüber, und credenzirt dem Trinkenden eine goldene Schüſſel und das Mundtuch.

Philipp ſteht aufrecht. Eine kraft- und geiſt-

velle Figur mit ehrwürdig behaartem Philosophenkopfe im Profil. Eine Toga fällt ihm langfaltigt bis auf die Sohlen herab, und unter dem, darüber umgeschlagenen Mantelzipfel ragen die Hände mit der beschriebenen Membrane hervor. Nichts erschüttert itzt seinen Muth. Le Sueur hat die Zeichen seines oben beschriebenen Charakters gefunden. Sein gerader Körper ist ins halbgebrochene Licht gewandt. Sein Gesicht reflectirt vom Schein des Briefes, und von oben her Dem, des aufgewulsteten Ehrengewands. Zwey Staatsbeamten stehn an dieser Seite in ehrfurchtsvoller Entfernung. Dem Aelteren im Kriegsrocke auf sein Schwerdt gestützt, scheint aus Erfahrung und Bekanntschaft Philipps Wort und Rechtschaffenheit unbezweifelt; mit aufgehobenem Finger fragt er gleichsam: Wie wär's möglich? Der Jüngere in dem schön beschatteten Faltengewande, welcher der ganzen Beleuchtung die so wirkende Reaktion giebt, zeigt mit den geöffneten Fingern der ausgebreiteten Hand Ueberraschung und Staunen über den Muth des Königs oder den des guten Gewissens im Arzte. Den Kriegsminister dort hinterm Tische überfällt wohl am mehrsten die Angst, den Faden des großen Plans zu verlieren; neben ihm hinter dem Bettthimmel ist eine Gruppe zweyer Wächter oder Sklaven, die nur im Allgemeinen über die gefährliche Krankheit des großen Königs entrüstet zu seyn scheinen, ohne von diesem besondern Vorfall un-

verrichtet zu seyn. Der Raum hinter dem isolirten Bettgerüste des Kranken ist nach antiker Form in eine halbrunde Mauer eingeschlossen, von welcher zu einer Seite ein Teppich herunterfällt.

Dies Bild bestätiget nun alles, was wir im vorigen Jahre über Le Sueurs Raphaelische Geist- und Kunst-Verwandtschaft gesagt haben: Seine Sprache der Wahrheit und der hohen Einfalt, seine natürliche Situationenwahl und Austheilung der Figuren in Raum und Licht, seine edele Formen, sein Gewandwurf, seine Vermeidung des, den französischen Kunstgeschmack so lang charakterisirenden Theater und Maschinenstils — seine, ich wag' es zu sagen, so catoptrisch dem Auge hingestellte, und mit dem Lichteinfall so schön und überdacht harmonirende Zusammensetzungen. Es bestätiget, daß Le Sueur besserer Zeiten werth gewesen sey, als das Jahrhundert war, worin er durch den herrschenden Prunkton und durch die damalige Abneigung gegen alles wahre und einfache Schöne in seinem Vaterlande, so vernachlässiget und vergessen wurde.

Raphael Galliens! Trätest du ist, durch seinen gebietrischen Genius von den Manen zurückgefordert, aus deinem Grabe hervor, unter diese unermeßliche Schätze des Museums, in diese, nie zusammengesehene alte Geistergesellschaft von Griechen und

Römer, in dieſe Gallerien, wo deine älteren Seelenbrüder, deren häufiges, trautes Liſpeln ehemals dein Ohr nur aus der geheimſten Ferne vernahm, und deren Geſtalten dein Auge nur durch Viſionen einſog, dich nun überall innig umfaßten, trätest du in dieſe neue allgemeine Kunſtſchule der Welt, damit hier du, als Pontifex des Tempels, verkündigteſt, deine Geſätze des Schönen, und die Ewiggewählten für das Prieſterthum des Geſchmacks, ſönderteſt von dem Schwarm der Unberufenen und Hergelaufenen, die unter einer ſo ſchwülen Luft, leicht angeſteckt vom Einhauch des Unreinen und Unſittlichen, nur zur Vergiftung ihrer Zeit und Zukunft in ihre Heimath zurückkehren werden. Le Sueur! Was verdankte dir die Welt! —

Auch du wärſt es dann — Du mit David in Paris — und Kügelchen in Petersburg, *) wie einſt Liſippus und Pyrgoteles, allein würdig darzuſtellen die Bildniſſe und Thaten der beyden großen Alexander unſerer Zeiten, deren einer Gallens Napoleon iſt!

*) Der erſte Bildnißmaler Alexanders in Petersburg. — Er und ſein Zwillingsbruder, der Landſchaftsmaler, beyde ſind gebohren im Köliniſchen, und erzogen zu Bonn.

Nro. 4.

Herculs Kampf

mit der

Lernäiſchen Hydra.

Bild von Guido.

Wie geſagt: Eine ſeiner, ſchon vordem aus Mantua in die königliche Sammlung, und daraus nun ins Central-Muſeum überſetzten vier Arbeiten des Herculeſ. In der hiſtoriſchen Ordnung gehört dieſe Darſtellung vor den Raub der Deianira: denn der Pfeil, womit Neſſus getroffen wurde, war ſchon einer derjenen, die Hercules mit dem Höllenblute der überwundenen Schlange vergiftet hatte.

Nach dem Spruche des Orakels zu Delphi, mußte ſich Hercules den Weg zur Unſterblichkeit und zum

Herkules Kampf mit der Hydra

Götterrange durch zwölf erſtaunliche Thaten erringen. Die Fabelwelt läßt dieſelbe als eine, von den Kindern des Pontus: Phorkis und der ſchönen Ceto entſproſſene Reihe von Ungeheuren erſcheinen, mit deren Ueberwindung nur die größten Helden der Zeit ſich zu beſchäftigen hatten.

Euriſtheus (den die, auf ihren Gemahl eiferſüchtige Juno, als einen nur ſiebenmonatigen Fötus gebohren werden ließ, um dem, eben auch vom Jupiter ſchon angekündigten Hercules das Recht des Herrſcherrangs abzulaufen) der verzagte Euriſtheus war es nun, welcher dem Hercules die Vollführung dieſer erſtaunlichen Thaten zu befehlen hatte. Er, der ſelbſt vor Schrecken in ein ehrenes Faß kroch, als der Held ihm, jenen auf ſein Geheiß erjagten Erymanthiſchen Eber gefangen vor die Füße brachte. — Nur von der Tugend zu Thaten geleitet, überwand ſich Hercules, dem Schickſal gemäß, dem Schwächern gehorſam zu ſeyn; und dadurch erhalten ſeine kühnſten Thaten einen doppelten Werth, weil er erſt ſich ſelbſt überwinden und gehorchen, und durch gehorchen jetzt auch ſelbſt handeln und unüberwindlich zu werden lernte. *)

Die vielköpfigte entſetzliche Hydra, auch eine Geburt der ſchönen Ceto, hielt ſich auf in dem Sumpfe

*) Moritz: Götterlehre.

Lerna bey Argos, richtete mit großen Qualen schon die Menschen hin, wann deren Fußtritt nur von ihrem Gifthauche berührt wurde. Auf der Stelle eines ihr abgehauenen Kopfes, wuchsen gleich wieder zwey neue hervor, wenn die Stümpfe nicht mit Feuer sogleich zugebrannt wurden.

Guido läßt hier den Hercules allein, mit der Haut des, bereits überwundnen Nemäischen Löwen umhangen, den auch kein Eisen verwunden konnte, und mit seiner unüberwindlichen aus dem Aste eines Oelbaums geschnittenen Keule bewaffnet auf das Ungeheuer losgehen: obwohl, da beym Kampfe die unmilde Juno noch einen großen Krebs hervorkommen ließ, um des Helden Ferse zu zerfleischen; und Hercules gegen zwey Feinde *) zugleich nichts ausrichten konnte, die Fabel ihm den Jolaus zum Gefährten giebt, um durch dessen Hülfe beym Anbrennen der Stümpfe, ihm den Sieg nicht ganz unmöglich zu machen.

Herculs Kampf mit der vielköpfigten Schlange ist für eine symbolische Vorstellung anzunehmen, als das allgemeine Bild einer hohen Heldengattung, die sich gegen eine Art schrecklicher Hindernisse stemmt, welche nur von Götterentsprossenen besiegt werden können. Wie viel hundertmal ist sie nicht schon vom

*) Ne Hercules contra duos.

Dichtern und Künſtlern jedes Rangs für groſſe und und kleine, kriegeriſche, politiſche und moraliſche Helden und Heldenpuppen gebraucht und gemisbraucht werden! Guido paarte dieſe Vorſtellung mit derjenigen, in welcher Hercules den Achelous bekämpft.

Vielleicht wird nun hier die Stellung des Helden manchem Kunſtjünger nichts mehr, als ein bloſer Act eines academiſchen Modells zu ſeyn ſcheinen? Nun mag ſie es auch ſeyn, in ſo weit, als ein, mehr denn gewöhnliches, geübtes, mimiſches, eine Dichtung in Ziel und Kraft fühlendes, ſeines Ausdrucks mächtiges Modell dazu ausgeſucht worden iſt, dergleichen den beſten Schulen Italiens in ſich leichter zu bilden möglich war: ſo war dennoch Guido nicht der Mann, deſſen Kunſtweisheit und Zergliederung ſeiner Zwecke und Motive (wie wir ihn ſchon aus der Entführung der Deianira kennen) mit der Nachahmung eines bloſen Acts ſich ſelbſt gnug gethan hätte: denn ſeine Ariadnen, Magdalenen, Sebaſtiane ꝛc. ſind auch in ſolchen einzelnen Figuren nicht blos Körper- ſondern auch, ſo zu ſagen, vollkommene tiefe Seelen-Acte. Und was für Forderungen machte hier die Kunſt an ihn? Er hatte erſtens für ſeinen Hercules, als ein vom Vater der Götter entſproſſenes Weſen, einen architektoniſch einfach ſchönen, und in dieſem für den Charakter des Helden, einem der Form und dem Her-

kommen nach Dorisch gebauten, einen, für seine gymnastische Ausbildung leicht gewandten, aber ernst bewegtlichen Körper zu erschaffen. Dies war das Geschäft der plastischen Darstellung, welche dazu die Bedingnisse einer Malerey, nicht einer Sculptur erfüllen mußte. Er hatte zweytens ein, die innere Seelenkraft, den Willen, die Tugend und den Zweck eines, den ganzen Hercules in Gesicht und Stellung hier aussprechenden, individuellen Wesens, und in allem den zum Ziel strebenden Act dieser bestimmten, auch malerisch schönsten Bewegung zu schildern. Dies war das pathognomisch und dramatisch mimische Postulat seines Bildes. Diese mußten nun mit dem Orte, mit dem Moment, den Motiven und dem Zwecke der Handlung in Einheit gebracht werden. Um also für Herculs kühnen festen Muth hier ein Zeichen der höchsten Intension zu motiviren, und die Vorstellung zugleich der Natur des Drama's anzumessen, setzt Guido den Aufenthalt der Hydra in eine tiefe dunkle schauerige Höhle, wozu der Held selbst erst durch Klippen und Grubenschlünde, durch Schilf und Schlamm, mit ungewissem Tritte hinschreiten mußte, und wo des Ungeheuers überallher auf ihn hinschießende Augen sinken, wo dessen in scheußlichen Windungen durcheinander ausgereckte Rachen, und das schreckbare stürmische Wälzen seiner fahlen, Schlamm- und Geifertriefenden schweren Körpermasse, nun in einem tiefen Schimmerlichte desto fürchterlicher erscheinen. Für-

wahr, ein gar unästhetisches Object für die Bildungen der Kunst: wenn der sanfte Guido diese entsetzliche Misgestalt dem Anschauer nicht alsbald dadurch entrückte und aufhöbe, daß er das Auge sogleich durch die helle Parthie des schönen vorgebeugten Schenkels, des festen spiegelnden Körpers und der schönen Action des Helden zur Betrachtung reizt. Wie schlägt also Guidos Herculs schon als malerisches Object das Unwesen gleich zu Boden! Dieser kernigt gefüllte lichtprallende linke Schenkel (denn im Original ist er der Linke) der hier den Wirbelpunkt der gewandten Hüfte stützt, dies ehrene Knie auf dem schnellen, durch die Wirkung der schwankenden Halbschatten verkürzten Beine, dessen sennevoller Fuß sich dort rückstrebend auf dem Felsenhügel dreht; wogegen der Andere wie in die Erde gewurzelt die Bewegungen der gewaltigen Körperrichtung gründet, alles ist hierinn von der schönsten Formenwahl aus der Fülle einer höhern, jedoch noch blutkreisenden sinnlichen Natur, von mehreren, dem Object hier verwandten Götter- und Heldenfiguren des Alterthums, in eine individuelle Vollkommenheit zusammengebracht. Herculs fester heroischer Stand beherrscht das ganze Bild, sein, wie ein Baumstamm vortretendes rechtes Bein prellt hier schon wieder durch seine Beleuchtung die schlängelnden Schwanzschläge des Unthiers zurück. Es hebt sich aus malerisch erdichteten Gegenwirkungen empor, und bietet durch die schiefe hingleitende Hauptlinie dem Licht und Farben-

wechsel ein Feld, worauf Guido's Kunst in Halbschatten und Wiederscheinen so vortreflich spielen konnte.

Auf diesen Säulen bewegt sich nun der kräftige Körper mit der breiten stiermäßigen Brustfläche herüberragend, worauf der Held Riesen und Löwen zerdrucken konnte; in jeder schwellenden Muskel, in jeder Sehne, die beym mächtigen Athemzug den Bauch höhlet, bereitet sich der gewaltige Schlag. Die Action der Arme darf hier nur den Anfang oder das Hinzielende eines Schlages darbieten: nicht den Ersten, wo noch kein Kopf getroffen ist, denn der Ausgang der That wäre so noch zu ungewiß; nicht den Letzten, wo nun die Gewisheit der Freude mehr, als der Muth und die Hoffnung spräche, und der Arm vielleicht mehr Ermüdung verriethe; sondern einen Schlag, der den Sieg jetzt entscheiden soll. Hier sammelt sich also alle Kraft in der Büffelstirne, hier sträubt sich das schwarze Haar über dem festzielenden feurigen Augenpaar, der Mund schäumt, der Hals schwillt, die Brust sprudelt gleichsam in unzählige kleine Erhöhungen von unstät arbeitenden Lichtchen, Schättchen und Reflexen. Die gewaltigen Arme verstecken keine dieser Schönheiten. Die schwere, dunkle Keule mit eisernen Fäusten gefaßt, folgt dem Antagonism der Muskelbewegung, und man sieht, welches Haupt des Ungeheuers jetzt fallen wird. Die Löwenhaut schattet den schönen Körper wieder ab,

und

und reagirt zugleich gegen die ferne Aussicht ins Freye.

Der bekannte Kupferstecher Godefroy in Paris hat nach dem Originalgemälde im Centralmuseum, uns die Platte dieses Bildes geliefert.

Nro. 5.

Die

Entbindung

der

Maria von Medicis.

Gemälde von Rubens.

Aus dem Cyklus der Luxemburgischen Gallerie.

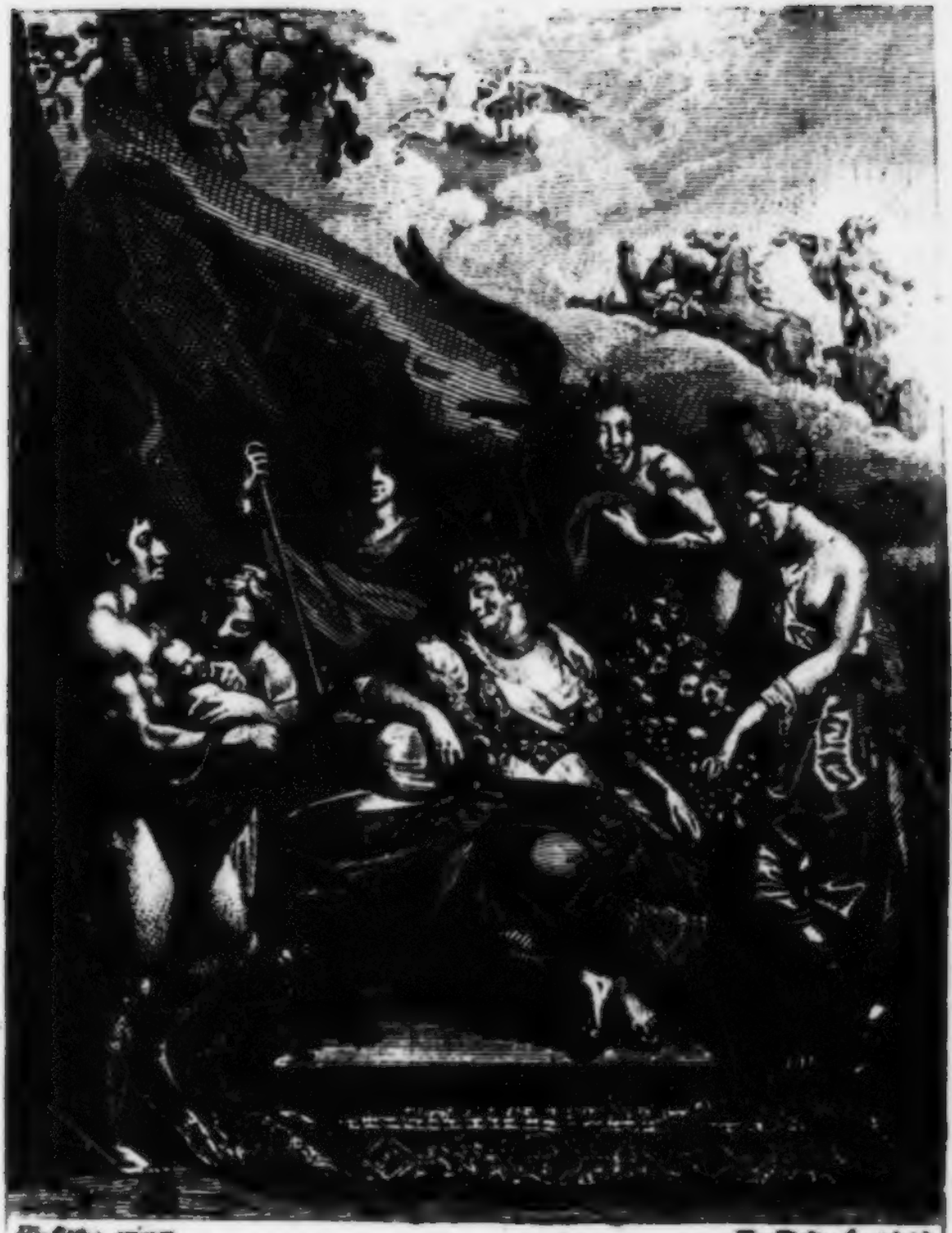
Die königliche Wittwe Heinrichs des Vierten, Maria von Medicis, Mutter Ludwigs des XIII. wollte eine Gallerie ihres neuen Pallastes Luxemburg, mit der Vorstellung ihrer Thaten und Schicksale, in allegorischen Gemälden ausschmücken. Sie hatte lang die Idee, (und wer fand sich auch dazu gröſser) dem gelehrten Maler, Dichter und Politiker unserm Rubens dieses Epos aufzutragen.

Im Jahre 1620 verschrieb die Königinn ihn deshalben nach Paris. Es ist wahrscheinlich, daß der Plan der Königinn die Erfindung und Kritik vornehmer Gelehrten und Schöngeister an ihrem Hofe eine Zeit lang wichtig beschäftiget habe. Rubens trat wie ein rek-

Nachricht an das Publikum.

Wir geben von diesem Bilde zwey von verschiedenen Meistern bearbeitete Vorstellungen. Die Erste, von der Hand des Herrn Thelott in Düsseldorf, hatte durch eine unverzeihliche Vernachläßigung des Kupferdruckers, an einem Orte, wo wir vollkommene Abdrücke derselben hofften, schon bey den ersten Abdrücken so stark gelitten, daß wir es bedenklich finden mußten, in ihrer nun empfangenen Gestalt sie unserm Taschenbuche einzuverleiben, und aus Mangel der Zeit uns auch daher gezwungen sahen, das Taschenbuch selbst auf ein Jahr zurückzuhalten. Wir hatten inzwischen das Mittel ergriffen, selbiges Bild noch einmal von dem Herrn Volt in Berlin stechen zu lassen, da wir fürchteten, dem Publikum eine restaurirte Platte allein, zu liefern. Indessen ist selbst die restaurirte erste Platte nach dem Urtheil mehrerer Kenner und Liebhaber noch dergestalt ausgefallen, daß man uns ermunterte, diese sowohl zur Ehre ihres geschickten Urhebers, dem nichts zu Last lag, als zum vermehrten Verdienste des Taschenbuches auch die brave Arbeit des H. Volt hier zu liefern.

Haas und Sohn.



Rubens pinx. Fr. Bolt sc. 1803.

Die Entbindung der Königin von Medicis

tifizirender Geiſt unter ſie. Nachdem er alles eingerichtet und Portraite dazu geſammelt hatte, machte er hernach die Entwürfe zu Antwerpen (ſie werden noch in der Münchner Gemälde-Sammlung bewahrt) die er der Königinn zur Gutheißung überſandte, und nach welchen er hernach fünf Jahre lang die Stücke mit noch einigen Zuſätzen und Verbeſſerungen in ſeiner Schule bearbeitete. Dieſe vier und zwanzig Bilder ſind in ſo viel Blättern von den verſchiedenen beßten Kupferſtechern beym Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, nach Rattiers Abzeichnungen, geſtochen worden, obwohl Rubens Geiſt darin nicht durchaus erreicht iſt. — Hier iſt ihre Reihe:

Nro. 1. Das Portrait der Königinn als Bellona. 2 — 3. Die Bildniſſe Franz von Medicis und Johanna von Oeſterreich, ihrer Aeltern. 4. Das Schickſal der Königinn. 5. Ihre Geburt. 6. Ihre Erziehung. 7. Henrich berathſchlägt über ſeine künftige Heirath. 8. Die Vermählung der Königinn. 9. Ihre Ankunft zu Marſeille. 10. Die Stadt Lion zieht ihr entgegen. 11. Das Kindbett der Königinn bey der Geburt Ludwigs XIII. 12. Die Wegreiſe des Königs zum deutſchen Feldzug. 13. Die Krönung der Königinn. 14. Die Vergötterung Henrichs und der Königinn Regierungsantritt. 15. Ihre angefangene Regierung. 16. Ihre Reiſe nach Pont de Cé.

17. Die Auswechslung der zwey jungen Königinnen. 18. Das Glück unter Mariens Regierung. 19. Die Großjährigkeit Ludwigs des XIII. 20. Die Königinn muß nach Blois fliehen. 21. Sie greift zu Frieden. 22. Der Friedensschluß. 23. Der Friede im Himmel bestätigt. 24. Die Zeit entdeckt die Wahrheit.

Rubens hat nun Mythologie, Symbolik, Allegorie und selbst die Vermischung der lebendigen Personen mit denselbigen zur Versinnlichung seiner Gedanken gebraucht. Die Nebeneinanderstellung moderner Menschen und Kleidungen mit griechischen Götterſymbolen und Antikencostumen, scheint freylich zum Nachtheil der Harmonie und Deutlichkeit etwas kühn und unverträglich.

Man hat auch immer sich gar zu gerne Mühe gegeben, dem großen Werke mit kleinlichten Kritiken zu Leibe zu gehen; allein Rubens Werk hat, wie jenes des Homers und Virgils, die Zeit der Tadler überlebt.

Rubens brachte die Bilder 1625 selbst nach Paris, um sie in der großen Gallerie des neuen königl. Pallastes Luxemburg aufzuhangen. In seiner Anwesenheit mußte er in Gegenwart der Königinn und ihrer Hofdamen noch zwey Bilder davon verfertigen. Viele der darauf erscheinenden Personen erforderten in der That Portraite zu seyn, so wie das Portrait der Königinn in den verschiedenen Stellungen und pathognomisch-mimischen Vorstellungen durchaus sehr naiv beybehalten; das Portrait Henrichs des IV. auch überall uns

verkennbar iſt. Der epiſche Cyclus dieſer vortreflichen Bilder war kaum aufgehangen, als die Königinn aus politiſchen in der Geſchichte bekannten Urſachen aus Paris entweichen mußte, welches, wie man vorgiebt, die Vollendung einer ähnlichen Gallerie in dieſem Pallaſte verhindert hat; worin auch das Leben des großen Henrichs allegoriſch hätte vorgeſtellt werden ſollen. Wirklich ſind davon noch einige Entwürfe von Rubens Hand in Privat-Zeichnungs-Sammlungen anzutreffen.

Der Verfaſſer hat nicht hinlänglich erfahren können, ob dieſe 24 Bilder noch alle exiſtiren. Verſchiedene behaupten, daß der Revolutionsſturm aus Haß gegen das Andenken der Königinn nicht ſo ganz ehrfürchtig gegen die Kunſt damit gehauſt hätte. Unſer Bild befindet ſich neben fünf andern dieſer Folge nun im National-Muſeum, und verdient in Rückſicht der dichteriſchen ſo wohl als maleriſchen Erfindung, der glücklichſten, geſchmackvollſten und prächtigſten Ausführung des ſo ſittlich- als poetiſch-delicaten Themas und ſeiner Erhaltung wegen, als einer der Erſten der Reihe angeſehen zu werden. — Aus ſeiner Darſtellung kann man auf Die der übrigen ſchlieſſen.

Die Ideen waren ganz neu; und ſelbſt die Erfindung der Verzierungen mächte der beſten Epoche der Kunſt Ehre. — Rubens ſcheint hier gefühlt und gewußt zu

haben, daß er für eine italienische Prinzessinn, für einen pracht- und geschmackliebenden Hof, für ein Tribunal höherer Kritik; nicht für blos niederländischen Genius zu arbeiten hätte; doch, man findet überhaupt in seinen Werken, daß er den Maasstab seiner Formen nach allerhand architektonischer Plastik, für den Mann, dem er arbeitete, einzurichten wußte. Man vergleiche nur seine Tomyris, einige seiner Bilder über Constantins Geschichte, einige seiner Triümphe, mit Andern: zum Beyspiel der Geschichte des Decius Mus in der Lichtensteinischen Gallerie ꝛc. und spreche, wie ungleich sich der Mann für die Zeit und das Land, worin er lebte, in der Formenwahl seyn mußte. Wenn man auch immer zugiebt, daß der Abzeichner dieser Bilder Rattier, den Rubens etwas modernisirt hätte.

Rubens dichtet hier nun mit vieler Weisheit den Vorfall unter eine Zelte, die zu einer Seite an einem Baume befestiget ist, und läßt diese von einem Genius nach eben vollbrachter Geburt aufheben; so lang war das Geheimniß verborgen. Dieser Moment: dieses pande des Virgilius durch einen Engel (obwohl dieser sich in selbiger Bildung irgendwo in einem andern Werke von ihm wiederfindet: wie dergleichen Repetitionen vor seinem Pinsel wohl mehrere vorkommen, welche auf die Hülfe der Schüler angeschrieben werden können) erfüllet aber hier treflich seine Bestimmung als Maschine höherer Art.

So eben war die Entbindung geſchehen. Ueber einem maleriſch auf der Erde ausgeſpreiteten künſtlich gewirkten türkiſchen Teppich, worin Rubens Pinſel die Natur übertreffen konnte, auf einem antiken prächtig ausgepolſterten Entbindungs-Sopha, deſſen Fußſchemmel ſchon aus der Quelle der Anſpielung, mit Delphinen unterſtüzt iſt, ſizt die Königinn wie eine gebährende Göttinn. Vortreflich iſt die Lage ihrer halb entblößten Füße, nachläßig übereinander in koſtbaren Sandalien ruhend. Die Wendung der Körpers in einem, bald an die Matrone gränzenden Alter, verräthet zwar die Arbeit der Entbindung, aber einer Göttermäßigen von edelſtem Anſtand, wo Rubens keiner franzöſiſchen Empfindeley oder Ziererey Play ließ. Die weislich überdachte richtige Lage der Armen und ſchönen Hände, derer die Rechte ſo ſanft von dem oberen Lehnpolſter herabhängt; die Linke, wie noch etwas ermattet, in den Schoos ſinkt, wodurch ſie ſo zierlich gegen das Schimmergewand ſpielt, am mehrſten aber, worin dieſes Bild als eines der Gedankenvollſten und Empfindſamſten des Rubenſchen Pinſels immer gehalten worden iſt: das ſchöne Haupt nämlich, welches in ſeiner Wendung von Mund und Augen den Uebergang des erlittenen Schmerzes in die Freude über die Geburt des neuen Herrſchers von Frankreich ſo deutlich ausſpricht, dieſes macht die Figur zu einer der höchſt bewunderten, die Rubens Geiſt geſchaffen hat. Von der ſo paſſenden würdigen

Bekleidung der Figur, dieſem inſonders prächtig dazu erfundenen Götter- oder Heldencoſtüm, worin Rubens die glücklichſte Miſchung von Goldgeſtickter Seide, koſtbarem Pelzwerk, durchſcheinender Leinwand und brabändiſchen Spitzen in den ſchönſten Falten angebracht hat, wozwiſchen die Verbrämungen mit Perlenſchnüren und Edelgeſteinen durchſchimmern, kann das Auge nicht wegkommen. Unerachtet dieſem ſo zuſammengeſetzten Gewand ſcheint die Lage des Körpers durch. Frankreich mit dem Ruder der Regierung bezeichnet, ſteht hinter ihr, und hält eine Hand über ihre linke Schulter. Der junge Prinz iſt eben dem Genius der Geſundheit übertragen. Dieſer Genius iſt ein faſt nackter ſweiter Jünglingskörper von blühendſtem Colorit, deſſen Karakter durch die dem Arm umwundene Schlange bezeichnet wird. — die Gerechtigkeit eilt hierhin, um ihren künftigen Schützer in Henrichs Sohn zu betrachten und ihm zu frohnen. Zur andern Seite ſteht die Fruchtbarkeit, und ſucht die Freude der Königinn dadurch zu vermehren, daß ſie in einem Füllhorn zwiſchen Blumen und Früchten, die in der Hoffnung noch zu gebährenden fünf Kinder ihr vorzeigt. Die Figur iſt ſweit und ganz drappirt.

Vortreflich hat ſich Rubens, über der in die Luft geſpannten Zelte, des obigen Raums dazu bedient, daß er durch poetiſche Hülfsmittel die Zeit der Geburt, und deren glückliche Conſtellation anzeigt. — Er läßt näm-

lich den Phoebus mit ſeinem vierſpännigen Wagen noch erſt herauffahren, um die Stunde der Entbindung anzuzeigen, welche des Morgens geſchah, und vor ihm reitet Caſtor auf ſeinem geflügelten Pferde die Himmelsbahn herauf; er iſt einer der glücklichſten Geſtirne.

Die Figuren des Bildes zeigen ſich in einer vortrefflichen Zuſammenſetzung; die Räume ſind gefüllt, die Lage der Hauptfigur in der Mitte des Bildes dominirt über alles, und feſſelt. Das Harmoniſche des Pinſels, das Changeante der Farbe, das durchaus Intereſſirende des Gegenſtandes, von einer ſo ſeltnen und delikat behandelten Art läßt in ſich nichts zu wünſchen übrig. — Rubens hat ſo wohl in dieſer als in allen hiſtoriſch-allegoriſchen Vorſtellungen dieſes epiſchen Cyclus einen Stil des erhabenen Vortrags beybehalten, der ihn ſo karakteriſirt, daß man nicht weis, ob man in ihm mehr den Maler oder den Dichter bewundern ſolle.

Für das Maleriſche, beſonders fürs Helldunkle der Halbſchatten und der Wiederſcheine, welches unter der übergeſpannten Zelte in eine ſo wirkungsvolle Lage gebracht wird, hat Rubens alles aufs glücklichſte angeordnet; der Sonnenwagen beleuchtet die Scene von einiger Ferne, ſein Roſenlicht ſo harmoniſch mit der ganzen Darſtellung macht das Bild zu einer der fröhlichſten und brillanteſten Erſcheinungen.

Nro. 6.

Die Jagd der Atalanta.

Von Carl Le Brun.

Von Le Bruns Gemälden über die Geschichte Meleagers ist dieses das Schönste — das ist: es hat die kleinste Summe von jenen, nicht durchaus geliebten Eigenheiten und Gewohnheiten des Meisters, welche wir im vorigen Jahrgange bemerkten, da wir den Tod des Meleager lieferten.

Oeneus, der König der Calydonier, erbath sich Hülfe und Beystand von allen Helden des Zeitalters,

le Brun pinx.t

die Jagd der Attalanta.

Godefroy Sculp.t

um den ungeheuren Eber zu erlegen, welcher als eine Strafe der über ihn erzürnten Diana seine Saaten und Wälder verwüstete, und die Einwohner selbst mit Schrecken und Verderben umherjagte. Es ward ein Fest für die Ehre und für die Freundschaft, das Ungeheuer auszurotten. — Helden, wie Jason, Theseus, Castor und Pollux, Peleus ꝛc., die berühmtesten Argonauten, fanden sich hier wieder zusammen, und mit ihnen war Meleager, der königliche Sohn des unglücklichen Landes, und ein Bruder der der Deianira: und die zwey Brüder seiner Mutter Althea. — Die Geschichte hängt hier mit demjenigen Stücke derselben zusammen, welches wir davon im vorigen Jahre zur Verständlichkeit der damaligen Vorstellung anführten:

Aber auch Atalanta, die Tochter des Schöneus, die sich der Diana mit einem Gelübde des jungfräulichen Standes geweiht hatte, und selber die Jagd als den Dienst der Gottheit ansahe, gesellte sich zu ihnen. Atalanta war hurtig, wie ihr Pfeil, sicher des Bogens im Auge und in der Hand, ihrer Hunde Gebieterinn. Die zahlreiche Jagd fällt in Thal und Wald. Eine Menschenmenge zu Pferd und zu Fuß: Hundengebell und Hörnergetön überfällt den schrecklichen Eber; er reißt in die Menge — Helden und Hunde fielen wie die Halme. Manche blieben zurück — hingeworfen — zerfleischt — ermüdet. Aber Atalanta, unerschrocken

im Verfolgen, erreicht ihn durch einen tiefen Schuß, und Meleager ihr bald zur Seite, muthvoller durch sie, durch die Ehre und durch die Liebe fürs Vaterland, giebt mit festem Jagdspies dem Ungeheuer den Fang.

Schön und richtig fixirte Le Brun seinen Moment just zwischen den Schuß der Atalanta und den Stoß des Meleager. Alles ist in der größten Spannung. Die Hunde, klein und schwach gegen das Ungeheuer, können es nicht mehr halten, die Gruppe des umhauenden Ebers zwischen den Hunden, zertretene Hunde unter ihm, ein sich bäumendes Roß mit dem zuhauenden Reuter darüber her, Jäger mit Spiesen in der Bereitschaft, und der heldenmüthige Meleager dazu — dieser Gruppentheil ist Le-Brunisch, voll und reich im Tiefen und Hohen der Massen, und im Wechsel der Bewegungen und Farben; aber etwas zu vielwinkeligt. Es zeigen sich mehrere ohne Noth unverhütete Parallel-Linien; überhaupt ist es kein Werk von Einem der großen Thiermaler dieser Gattung, wiewohl das Wüthende im schrecklichen sprühenden Kopfe von großem Ausdruck ist. Schön und heldenmäßig ist der Stand des Meleagers — man sieht's, wie's ihm anliegt, sein Vaterland vom Abentheuer zu befreyen, und zugleich vor der Atalanta, die ihm den Sieg vorbereitet hat, und vor so vielen großen Helden

nun der Mann der That zu werden. Es blizt auf seiner Stirne zwischen dem Heldenhaar; schwer hängt der Sturm in den überliegenden Augenbraunen. Die Wendung des Kopfes, die keuchende Halböffnung des Mundes ist im Original von treflicher Zeichnung — Sein Kleid fliegt, vielleicht dennoch etwas zu viel, für den haltenden Stand des Fangs.

Meleager steht mitten im Gemälde und beendigt die Handlung. Jedoch Atalanta zieht zwischen diesem Getümmel, noch selbst mithandelnd, als Weib und als Ursache des Sieges, den Anschauer bald auf Sich. — Le Brun hat ihr eine sittliche und physische Würde in vollem Maaße zugetheilt. Das Zärtliche, Edle ihres Geschlechts, was sie zwischen dem wilden Geschäfte noch wie eine keusche Diananymphe beybehält, und durch ihren Muth und ihre Uneigennüzigkeit erhöhet, dann, ihr befestigter Ruf macht sie selbst den Mitkämpfern hier und dem Anschauer so ehrwürdig. Die Figur hat eine anständige und hinlänglich sveite Form; ihre Gesichtsbildung ist weiblich heldenartig, ihre Nerve ist nicht durch die, in Weichlichkeit und Müßiggang sich durchgehends befriedigenden Bedürfnisse der Liebe geschwächt; die Bewegung mit dem Bogen ist ihr geläufig; ihr fliegender Schritt hat seine Zeichen. — Le Brun gab ihr ein angemessenes griechisches Jagdcostüm, mit der Haut eines von ihr erschossenen Panthers über die Schulter, wolängs eine,

an der gegenseitigen Hüfte sich einknotende und fortfliegende grüne Schleife sich anlegt. Ihr rechter Arm ist mit einer goldnen, mit Edelsteinen besetzten Armilla geziert, und eine Perlenschnur hält ihr Haar, wovon nur einige Hinterlocken in den Wind spielen. Die Figuren um die weibliche Heldinn sind gut in ihre malerische Situationen gestellt, aber besser könnten sie es seyn für das Dichterische der Gruppe. Schön ist's, daß Meleager und Atalanta in ihren Attituden eine Art von Contraposition bilden, und die hinter sich niedergeworfenen Helden in ein künstlich hinweichendes Halblicht setzen. Schön sind die weissen Hunde vor Meleagers Stand, welche wieder gegen den schwarzbräunlichen Eber wirken. Schön ist die hergebeugte Figur dort am Ecke, mit abgewandtem Kopfe, welche den Hund der Atalanta zurückhält: sie erwirbt der Atalanta den vortheilhaften Heraustritt ins Licht; und in diesem Falle recht betrachtet, entsteht aus ihr, aus Atalanta selbst, und dem Meleager und den dazwischen liegenden Kämpfern, dann fort zu den Thieren, die eigentliche Hauptgruppe des Stücks. Armselig ist aber zwischen Atalanta und Meleager der Act einer Figur, welche einen aufgehobenen Stein in der Hand hält, dessen Masse und Hinzielen dem großen Eber wohl nichts anhaben kann. Man könnte auch fordern, daß unter den Hunden selbst für dieses, von der Diana zur Strafe geschicktes Unthier hie und da einiger Schrecken hätte eingemischt werden dürfen.

Le Brun hat aber auch hier nicht unterlassen wollen, einen Theil der Litanie seiner Affekte zu wiederhohlen. In dem Helden, der hinter der Atalanta sich mit beyden Armen an einen Baum klammert, in dem Niedersinkenden, in dem Hornbläser findet man Ausdrücke, die in seinen Alexanders Schlachten vorkommen. In der Thiergruppe scheint er den Snayers studiert zu haben. — Schön ist die Ansicht der verliefen Landschaft; nicht eben so schön sind die Formen der Bäume, davon einige Stämme für sich steif, fast von paralleler Dicke sind; andere durch unangenehme Scheerenwinkel die delikatern Kunstprinzipien beleidigen.

Ueberhaupt, was in der Dichtung des Stückes dem großen Le Brun entgieng, und die unhinlängliche Vorbereitung, ehe er zum Entwurfe des Stückes schritt, anzeigt, ist, daß, ausser dem Jüngling auf dem sich bäumenden Rosse, den man allenfalls für einen Theseus annehmen kann, Keiner der oben angeführten Helden erscheint, deren jeder durch die Aeusserung eigener Kraft, wie die Helden des Homers den Achill; hier die Atalanta und den Meleager vortreflicher herausgehoben haben würden.

Nro. 7.

Die Himmelfahrt der H. Jungfrau.

Von

Hannibal Caracci.

Die Veränderung der Gestalten, worunter der menschliche Geist durch die Mittel der Kunst denselben Gegenstand erscheinen lassen kann, ist unerschöpflich. In historischen Bildern, in welchen die Figurencombination in so mannichfaltige Verhältnisse zu treten vermag, ist dieses desto offenbarer. Dichtungen Lyrischer Art, wo die Phantasie freyeren Schwungs ätherische Bahnen durchfliegt, und wo sie ein großes Eins, als Regungsquelle edler schöner Rührungen auf Viele verschiedentlich wirken macht, beschäftigten daher immer so gerne den Geist großer Meister. Einige dergleichen Sujets

Annibal Carache pinx. Geb. Klauber Sc. Aug. Vind.

Die Himmelfart Mariæ.

ſcheinen wirklich eine ewige Aufgabe zu ſeyn, worin ſeit den Jahrhunderten, da die Kunſt blühet, faſt jeder aus Ihnen von Raphael Urbin bis auf Raphael Mengs ſein Probeſtück hinterlaſſen hat.

Nichts iſt auch intereſſanter, Verſtand und Herz erweiternder, und unerachtet, daß es gleich Anfangs niederzuſchlagen ſcheint, für die praktiſche Erfindung dennoch erleichternder, als in einer weitläuftigen, nach Materien abgetheilten Kupferſtichſammlung die Variationen eines, des nämlichen Themas zu ſtudieren, zum Beyſpiele ſo viele Sündfluten, Pharaos- oder Engelſtürze, Verkündigungen, Abendmahle ꝛc. oder Bacchuseinzüge, Sabinenräube, Entführungen der Europa ꝛc. Man erſtaunt über die Mannichfaltigkeit des bereits Erfundenen und noch mehr, wie man itzt oder künftig ſich noch an eine neue Variation darüber wagen könnte, dennoch findet der denkende Künſtler immer wieder eine Seite, eine Combination, die noch von keinem geſehen; ſo wie über das tauſendmal Geſagte der Redner eine Anſicht des Stoffes liefert, die von Allen vor ihm übergangen worden war.

Die Himmelfahrt der H. Jungfrau iſt vorzüglich ein ſolches Thema. Man kann ſie gewiß in hundert Meiſterſtücken großer Maler aufweiſen. Sie iſt oft von einem einzigen zweymal und dreymal; von Ru-

bens allein sieben oder achtmal geliefert. Der Gegenstand hat auch etwas die Menschheit so Würdigendes, das Herz so Anziehendes, den Phantasieflug mit sich so Fortreissendes. Dieser Uebergang des Wesens einer Erdgebohrnen zur lichtwerdenden Erscheinung; diese Hülle nun von der sich entbindenden Seele mit sich fortgehoben; diese losgelassene Flamme in ihrer unaufhaltbaren Strebung zum Lichtmeer, woher sie kam, und mit dem sie schon durch Verwandtschaft zusammen hieng, dieser Ausdruck einer der Göttlichen so nahen Form, die sich schon mit Cherubinen mischt — ist ein die Kunst selbst heiligendes und für sie so überschwenglich fruchtbares Thema; da insonders unter den Jüngern ihres Sohns, die sie um ihr offenes Grab gesammelt verläßt, nun Freude, Traurigkeit und Erstaunung ihre Motive hat, und der Erfindung und Anordnung einem solchen Reichthum öffnet. Das ist der Blick, woraus die größen Meister alle, welche wahre Dichter in ihrer Kunst waren, diesen Gegenstand bearbeiteten. Keiner der blosen grammatischen Maler hat sich mit Ehre und Vortheil für die Kunst daran gewagt: denn so ein erhabener Triumph für die Menschheit übersteigt die tägliche Natur. Er kann aus nichts Wirklichem nachgeahmt; er muß, wenn er wirken soll, aus dem Geist geschöpft und jedesmal in einem neuen Ideal aufgestellt werden.

Hannibal Caracci gebohren 1560, der Bruder

Ludwigs und Augustins, und mit ihnen der Stifter der fruchtbaren Bononischen Malerschule ihres Namens, welcher nach eifrigen Vorübungen zu Parma die Werke Correggios, besonders Dessen erstaunliche Kuppel unaufhörlich copirt, und hernach noch die Werke der großen Venetianer studiert hatte (so daß er der gelehrteste Zeichner und Coloriſt seiner Schule ward, indeß Augustin und Ludwig in den übrigen Hülfswissenschaften der Kunst größer waren.) Hannibal zeigte nun auch sein Genie in diesem edeln Gegenstande, zu dessen Production er gewiß durch die Himmelfahrt der Jungfrau in der Kuppel Correggios aufgeregt worden war. Dies ist das Bild, welches wir hier liefern. Es ist im Nationalschatz, wie man den Verfasser berichtet hat, soll aber noch nicht unter den bereits aufgehangenen vorkommen. Es ist mit einem Andern dergleichen von Augustin Caracci daselbst, nicht zu verwechseln.

Das ganze Bild ist eine runde, schön sich ausbreitende und umher bis zur Höhe sich hebende Gruppe, ein so schönes einfaches Eins, daß man es als ein Muster der Zusammensetzung preisen darf. Die Tafel scheint etwas stark zum perspektivischen Ueberhange eingerichtet gewesen zu seyn: denn so gesehen thut sie bessere Wirkung. Die schweren Körpermassen im Vordgrunde wirken dann mit dem Uebrigen zu einem harmonischen Ganzen. Die Formen sind überhaupt Do-

risch, wie jene des Correggio. — Auch ist viel von Correggianischer Grazie darüber gegossen.

Hannibal gibt vorne dem Bogen einigen leeren Raum; nun heben sich gleich zwey Massen von Apostelkörper nach ungleichem Verhältnisse. Der Erste zur Linken des Gemäldes, sitzt völlig auf dem Boden; sein rechter Fuß ruht vorgerückt auf der Sohlenspitze, die Zehe los hervorstehend; sein Linker ist unter den weiten Gewandfalten verborgen. Die rechte Hand hält er, seine Empfindung deutend, mit losgestreckten Fingern auf die Brust gebogen; sie ist stark gezeichnet, und sie motivirt durch die schöne Verhüllung des Ellenbogens eine dunkle Faltenhöhle, die da viel Wirkung leistet; die Linke stützt sich auf den Boden, und der gedunkelte Aermel gründet hier die Schattenseite. Der herrlich gezeichnete Kopf hebt sich nun sanft aufblickend und verfolgt gleichsam mit liebendem Danke die himmelansteigende Mutter des Meisters. Diese liegende Figur (sie scheint der Andreas zu seyn) ist von etwas massiver Zeichnung. Das ausgebreitete gräulichte Gewand vom vorgestreckten Fuße her, liegt wellend über den Schoos und empfängt das volle Licht, wo sich unter dem andern Knie im Gegensatz mit jenem, vier auseinander fallende dunkle Faltenwinkel formiren und an der Erde mit der Gegenwellung des Saumes zurückwirken. Der Lichtfall unterbricht sich hier durch das natürlichste Faltengelege mit schönen Halbschatten und Wiederscheinen.

Schön und im Stile Correggios ist das sanft ins Licht gehobene Haupt; der schwere muskelvolle Hals stützet es zum Aufschauen, dieser wird zwischen spielenden sanften Reflexen vom krauswolligten gräulichten Bart beschattet, wo nun der aufgeworfene Mund, der den Affekt der holden dankbaren Freude ausspricht, sammt der Nasenspitze und den Backenerhöhungen wieder den vollen Lichtaufschein empfangen. Dieser gleitet hier über den Nasenhügel zur breiten Stirnfläche fort, vergräbt sich nuanzirend halbschattigt in den Augenhöhlen, begränzt sich endlich oben mit den Stirnlocken, und seitwärts durch das kräuslichte Bart- und Haupthaar ums Ohr, welches sich dann in den natürlichen Localschatten versenkend, nun auf den Wiederscheinen der hintern Drapperie die Figur los macht.

Die Figur der rechten Seite (augenscheinlich Petrus) ist halbkniend. Sie hält sich mit der Linken an den Rand des Sarges, und schaut mit einer vortreflichen Wendung zur Maria hinauf, als sägte er etwas unwillig: Müßtest du denn so bald uns deinen Trost entziehen? Die verschiedene Lage der Knie gegeneinander leisten eine große malerische Wirkung: das linke nackend; das rechte auf dem gespannten Gewande ruhend. Der Mantel quer über den abfallenden Schoos, motivirt eine der schönsten schweren Caraccischen Faltenparthien. Die rechte Schulter,

dieser Arm und der Glazkopf schweben im höchsten Lichte, woraus die Brust abweichend sich dunkelt. Die rechte im Original schön gezeichnete Hand zeigt ein plötzliches unwilliges Erschrecken in den über dem Schoosgewand voneinander gestreckten Fingern. Der Kopf in seiner Lage ist wiederum Einer der malerisch-stärksten Köpfe Caraccischer Zeichnung. Hinter dem Petrus steht nun Johann, eine länglicht drappirte Figur, etwas herübergebeugt; sein Gesicht im Schatten. Als ein reiner, in den Mysterien der Gottheit tiefer Eingeweihter, ist er weniger betroffen und druckt gleichsam nur Verlangen aus, auch bald zum Genusse der Wiedervereinigung mit dem Heiland und der Hinwandernden zu gelangen. Sammt noch einem, neben ihm traurig aufschauenden Kopfe füllt und graduirt er an dieser Seite die Gruppe. Links hinter dem Andreas liegt, halb über den Rand des Sarges gelehnt, ein anderer Apostel; seine Action mit den zwey aufgehobenen Händen gleicht einer Verwunderung über die Glorie des sich öffnenden Himmels und des Triumpheinzugs der Seligen. Er scheint zu sagen: Herr! wie schön sind die Hütten, die du deinen Geliebten vorbereitet hast! Sein Kopf ist wieder ein volles Correggisches Ideal, etwas schmachtendes in Mund und Augen äussernd, schön gezeichnet. Der stehende Jünger hinter ihm, die Hände ins Kreuz über die Brust gelegt, graduirt hier die wechselnde Distanz der Köpfe. Sein Kopf aber ist etwas übermäßig zum

Horizontalen gehoben. Er ist im Profil, dennoch voll Kraft und Ausdruck. Es ist, als wenn er der Heraufsteigenden noch Vieles an den Meister für die Kirche empfehlen wollte. Desgleichen scheinen auch die um ihn her aufragenden Köpfe zu sagen. Besonders sanft und schön ist der hintere, im Schimmerlicht tröstlich Heraufschauende. Endlich beschäftigen sich noch zwey andere Jünger, in den Sarg selbst hineinzuschauen. Sie betrachten die leeren Grabtücher und können sich kaum überzeugen, daß die körperliche Hülle von der einwohnenden Seele bey der Verklärung mit fortgerissen worden sey. — Dieser Köpfe Einer: Der Vordere (es ist gewiß der schwerglaubige Thomas) unterscheidet sich unter den übrigen durch einen etwas starren Charakter mit einer Runzelstirne und gesträubtem Haare. Er neigt sich ganz in den Schatten. Sein Nachbar hinter ihm ist wieder ein guter Mann, steht auch jenseit des Sarges etwas im Gegenlichte und lehnt sich mit der flachen Hand ein wenig herüber.

Diese Gradation der Köpfe zu beyden Seiten ist in der Gruppe und in der Charakteren musterhaft geordnet, abwechselnd in Wirkung und Motiven, und sie stimmt bey ihrer Mannigfaltigkeit durchaus harmonisch zu einem großen Eins, nämlich zu Theilnahme an der großen feyerlichen Erscheinung, welche hier vor sich geht und alles mit sich reißt.

Mitten im Kreise der Anschauenden entschwebt nun

der verklärte Körper, mit dem weiten Faltengewehe des Grabgewandes umhüllt, dem offenen Sarge empor. Von himmlischen Kräften getragen, ihre Füße selbst durch Engelköpfe gehoben und von Cherubinen begleitet und gefeyert, steigt die Seligste der Mütter zum Throne ihres ewigen Sohns, mit ihr die Bitten und die Wünsche deren, welche sie verläßt. Es ist eine unvergleichliche Gruppe, die, wie gesagt, gleich einer Flamme mit unaufhaltbarem Hinstreben das Gewölke um sich her öffnet und wie eine neue Sonne, in die, ihr bestimmte Bahn dringt. Dies Streben äussert sich in den verlangenden eilenden Armen, in der hinreissenden Umflammung ihrer Blicke und ihrer von dem brennenden Munde aufseufzenden Seele, die nun so nahe ihrem ewigen Ziele ist, und dem Stralenmeer, wozu sie hingerissen wird, entgegen stürzt. Dies war Caraccis dichtrischer Gedanke, da er den oberen Theil dieses herrlichen Bildes schuf. Er brauchte ihn nur analogisch aus Correggios Kuppel zu denken, ohne Nachahmer zu seyn; und so entstand ihm die, idealisch und malerisch so schöne Dichtung, mit jener ihr so natürlichen, sich immer vermindernden Proportion der Massen, von den vorgerückten beyden schweren alten liegenden, zu den weiter stehenden leichtern und jugendlichern Körperformen, bis zur schönsten durch die Verklärung jezt leicht ins Lichtmeer hinschwebenden, die Gruppe periodisch vollkommen schliessenden Figur.

II. Laune.

Die Eroberung von Antiochia.

Romanze.

Still auf Antiocha's Mauern
Gehn die Wachen hin und her,
Die in Nacht und Sturmwind lauern.
Wachen, schützt der Stadt Moscheen,
Tücken drohn mit tausend Wehen,
Euer Mond soll untergehen!
Firuz hat Verrath ersonnen,
Untergraben sind die Mauern,
Muselmänner! wacht besonnen!

Jeder seufzt Verrath beweget,
Lauscht ob alle Wachen stille,
Ob sich nichts im Feinde reget.
Da ruft Firuz: laßt das Zagen,
Wall und Thürn die Feinde schlagen,
Ruhig soll der Morgen tagen.
Langsam geht das Volk von hinnen,
Aber Morgal, Firuz Bruder,
Weicht von seines Thurmes Zinnen.

Sagt: ſchon oft um dieſe Stunde
Grub ich in die Erde mühſam
Mich, mit Ruh und Nacht im Bunde,
Jener nach, die in mir glühet,
Mich als heilige Nonne fliehet,
Imata, mich nach ihr ziehet;
Drum in Mitternacht erwühlen
Muß ich unterirdſche Gänge,
So ihr Kloſter zu erzielen.

Flammend heiß vom Muth der Liebe,
Zitternd um ſein Unternehmen,
Geht er hin, die Nacht iſt trübe,
Und ſein Auge ſieht am Himmel
Blut'ger Wolken wild Getümmel,
Wie des Schlachtfelds Mordgetümmel,
Winde in den Blutſtrom wehen,
Und durch rothe Wolken zitternd
Wenge Stern als Zeichen ſtehen.

Wilder Krieg, am Himmel brauſe,
Spricht er, Friede wohnt auf Erden,
Imata, in deiner Klauſe.
Dieſe Nacht will er es wagen,
Trügend um den Leib geſchlagen
Ein Gewand, wie Mönche tragen,

In des Kleides dunkler Hülle
Schleicht er durch die Gassen hoffend,
Daß sein innrer Brand sich stille.

Jezt des Himmels Blutgerüste
Scheint, verwandelt, ausgestorben,
Eine ungeheure Wüste:
Ruf der Wachen auf den Thürmen,
Winde die in Bäumen stürmen,
Schrein der Vögel, die sich schirmen
Wirbelt in der Nacht zusammen
Kampf verkündend: Morgal's Busen
Fühlt die Quaal der bangen Flammen.

Doch sieht er in Himmelsöde
Zwei Gestirne, die verirret
Fern sich stehen, bleich und blöde,
Und so wie sie in der weiten
Wildniß irr durch Wolken schreiten,
Sie den Gang zum Kloster leiten.
Dort erkennt er ihre Zelle
Unter dunkeln, stillen Wänden,
Noch vom Schein der Lampe helle.

Durch die Nacht muß er sich winden,
Und er geht den Gang hinunter
Jenes Lichtes Strahl zu finden;

Durch gegrabnen Pfad gedränget,
Iſt der Boden weggeſprenget,
Ihn das Kloſter ſtill empfänget.
Wie er ſteht vor ihrer Zelle
Bebt er, aber bald ermuthigt
Tritt er auf die heil'ge Schwelle.

Sie, die vor dem Kreuze betet
Und die Thüre nicht verſchloſſen,
Fällt vor Schrecken wie getödtet,
Da ſie ihn im Mönchskleid ſiehet,
Der am Eingang nieder knicet,
In Gebeten ganz erglühet:
Jungfrau, höre auf zu beben,
Fleht er, Imata, erwache,
Heilge, komm zurück in's Leben.

Und im hohen Angeſichte
Stralen durch den ſchwarzen Schleier
Mit dem allerreinſten Lichte
Aufgewacht zwei blaue Flammen,
Morgal fühlt es, daß ſie ſtammen
Nur von Chriſt und ſinkt zuſammen.
Ach, kein Wort will ſich mir leihen,
Jungfrau, ſpricht er, dir zu ſagen, —
Nonne, kannſt du mir verzeihen? —

Fluthen ſiehſt du ja die Thränen
Aus den Gräbern meiner Augen,
Die nach deinem Blick ſich ſehnen.
Aber ach, dein Herz nicht fühlet,
Wie der Brand, der in mir wühlet,
Nur dein Liebesbalſam kühlet.
Ja, den Tod will ich mir geben,
Willſt du vorher, heilige Jungfrau,
Mir ein Kreuz aus Lieb' erheben.

Erſt mußt du, ſpricht ſie, erklären,
Ob du Heide, ob ein Chriſte,
Nenne mir dann dein Begehren. —
Mein Begehren willſt du wiſſen?
Dich im Herzen tragen müſſen,
Zu dir brennend hingeriſſen. —
Dies geſprochen, geht er wieder,
Hände ringend, in ſich kämpfend,
Heiſſen Blickes auf und nieder.

O daß dieſer Krieg entſtanden,
Erde, Himmel, Herzen theilet,
Und mich faßt, in Todesbanden!
Imata, mein Thun, mein Streben,
Soll die Felſen alle heben,
Daß ich dir darf künftig leben,

Meinen Gott will ich abſchwören,
Kann ich dann nur Ruhe finden,
Werd' ich dir nur angehören.

Nie von dieſem Kleid mich trennen
Will ich, im Gebirge wohnen,
Willſt du mich den Deingen nennen:
O du Holde, wie beſchieden
Wird mir Armen doch der Frieden
Welcher immer mich vermieden?
So ſpricht er, mit heitrer Trauer
Führt ſie ihn zum kleinen Fenſter,
Zeigt ihm eines Kloſters Mauer.

„ Werde Chriſt, die Regel wähle,
Die Baſilius-geſtiftet,
Das macht Friede deiner Seele. " —
„ Schon fühl' ich ihn nieder regnen,
Wie die Worte mir begegnen,
Die ſo mild' und freundlich ſegnen. " —
Wie er redet, flieſſen Thränen
Reichlich auf die Wangen nieder,
Imata verſteht ſein Sehnen.

Ach, wenn ich die heilgen Zeichen
Doch wie du erſt dürfte tragen,
Und im Glauben auch dir gleichen!

Bis ich deſſen mich erfreuen
Darf, ſollſt du mich, Holde, weihen,
Roſenkranz und Kreutz mir leihen;
Wie kann ich mich von dir wenden,
Wenn kein theures Pfand mir bleibet,
Heilige, aus deinen Händen? —

Imata, als ob ſie ſchwanke,
Geht im Zimmer auf und nieder,
Endlich weilt ſie vor dem Schranke.
Kreutz und Heilgen ſollſt du haben,
Nimm von meiner Hand die Gaben,
Die das Herz im Glauben laben.
Bei der Lampe mattem Schimmer
Sie betrachtend ſeufzt er ſchmerzlich:
Heilge Ruh giebt dieſes Zimmer.

Wohl dir, daß du Ruh gefunden,
Günſtig iſt die Zeit dem Scheiden
Spricht ſie, du wirſt bald geſunden. —
Sie will ihn begleitend gehen,
Schüchtern ſeine Blicke flehen,
Daß er noch darf weilend ſtehen:
Und er trennt ſich nur mit Mühe
Von der Nonne, von der Zelle,
Kehrt ſich klagend: ja, ich fliehe!

Und sie führt beim Schein der Kerze
Ihn zum Thor, reicht ihm die Hände,
Und er fühlt im Trennungsschmerze
Jezt der Liebe still Entzücken,
Jezt der Ruhe sanft Erquicken,
Die betrübend ihn beglücken:
Heilige, vor deinem Seegen
Fühl' ich plötzlich aller Hader,
Alle Quaal sich nieder legen.

Und er geht mit diesem Worte.
Aber ach, er sieht am Himmel,
Wie er tritt hinaus zur Pforte
Neue Ströme Blutes fliessen,
Und der Mond, wie wund gerissen,
Allen drohn, die ihn verliessen.
Weh mir! hab' ich dich verrathen?
So ruft Morgal aus in Schmerzen,
Was rief mich zu diesen Thaten?

Und es dröhnt die finstre Erde
Schon vom nahen Kriegsgetümmel,
Firuz naht mit Zorngeberde:
„ Schlichst du weg, mich zu verrathen
O du hemmst nicht meine Thaten,
Dieser Stoß wird mir gerathen! "

Firuz ſpricht's, Morgal im Herzen
Des getäuſchten Bruders Eiſen
Fühlt, der Todeswunde Schmerzen.

Firuz läßt ihn, faßt die Fahnen,
Rennt hinan die Thürm' und Zinnen,
Eilt den Feinden Weg zu bahnen.
Alle Mauern nieder brennen,
Chriſten durch die Gaſſen rennen,
Eh' die Heiden ſich erkennen.
Wie der Morgen aufgedrungen
Hat Verrätherei gewonnen,
Antiochia liegt bezwungen.

Der Kamaldulenſer am Pfingſtfeſte.

Romanze.

Aus der waldgen Felſenzelle
Frommen Sinns der Prior ſteigt,
Denn des Morgens graue Helle
Sich am Berge oben zeigt;
Geht im hellen weiſſen Kleide
An den Bach mit nacktem Fuß,
Reines Labſal ſchöpfen beide
Hände aus dem klaren Fluß.

Wandelnd durch den Wald, die Steine,
Freut ihn noch die Einſamkeit,
Denn aus dieſem ſtillen Haine
Flieht die ſchöne Ruhe heut.
Vor der lezten Klauſe weilet
Er und klopfet an die Thür,
Und ein ſchöner Jüngling eilet
Schön und heiter draus herfür.

Heute

Heute brechen wir das Schweigen,
Spricht er, Jüngling, nimm den Kuß,
Heute muß dein Herz dir zeigen
Ob noch standhaft der Entschluß:
War es Trost für deine Seele
Hier im abgeschiednen Hain,
In der stillen Felsenhöle
Fern der eitlen Welt zu sein?

Fühlst du frohes, frommes Sehnen
Wenn die Glock' am Felsen schallt?
Kannst du Gott dich näher wähnen
Gehst du schweigend durch den Wald?
Möchtest du als Bruder grüssen
Baum und Quelle, Pflanz' und Stein?
O dann wird sich dir erschliessen
Was des Geistes Worte seyn.

Wie der Jüngling es bejahet
Reicht er ihm den Gurt, das Kleid,
Und die Kirche ihn empfahet,
Daß er sich der Wildniß weiht. —
Nun hört man den Prior läuten,
Durch die Schlufe geht das Getön,
Jedem Bruder soll's bedeuten
Daß er muß zur Kirche gehn.

Alle ſie den Jüngling preiſen,
Deſſen Tugend heut erprobt,
Und mit doppelt heilgen Weiſen
Wird des Herren Macht gelobt.
Wie ſie aus der Kirche treten
Sehn ſie ſich den Tag entzünden,
Und ſie gehn mit ſtillem Beten
Zu den waldumwachsnen Gründen.

Laub und Schilf und manche Blume
Wird dem Felde raſch entpflückt,
Und damit die Heiligthume
In der Kirche ausgeſchmückt:
Und das Werk iſt bald vollendet,
Sie iſt grün und roth umlaubt,
Und die heilge Schaar ſich wendet
Nach des nahen Hügels Haupt.

Nieder ſchauend in die weite
Ebne, ſehn ſie jedes Thal,
Städte und des Stromes Breite
Schimmern in dem Morgenſtral;
Spähend, ob das Weltgewühle
Sich ſchon in der Ferne regt,
Sehn ſie, daß es hin zum Ziele
Ihrer Wildniß ſich bewegt.

Alle Straßen füllen Wagen
Welche Birkenzweige ſchatten,
Grüngeſchmückte Kähne ragen
Aus dem Strome, auf den Matten
Hört man frohe Lieder ſchallen:
Groſſes Heil kam uns hernieder,
Laßt uns, fromme Pilger, wallen,
Unſrer harrn die heilgen Brüder!

Laßt uns nun zur Kirche kehren,
Spricht der Prior; dich wird nicht
Jüngling dieſe Menge ſtören
Die in unſre Ruhe bricht;
Einmal kömmt ſie nur im Jahre
Unſre Frömmigkeit zu ſehn,
Morgen kannſt du am Altare
Wieder einſam betend ſtehn.

So gehn ſie zur heilgen Schwelle
Geben dem Gebet ſich hin,
Während draus die grüne Stelle
Mann und Weib und Kind beziehn;
Zelte in die Höhe ſtreben
Um die Kreuze, Bäch' und Steine,
Jünglinge und Mädchen ſchweben
Frölich durch die heilgen Haine.

Lieblich ſieht man ausgebreitet
Früchte, Brod und ſüſſen Wein,
Dieſes Feſt ward zubereitet
Gottes Güte ſich zu freuen.
Jeder fühlt ſich frei von Sünden,
Denn die Kirche iſt geſchmückt,
Und wer Reue will empfinden
Wird von Seeligkeit durchblickt.

Heiß ſieht man den Jüngling beten
Wie die Schaar zur Kirche eilt;
Viele ſind zu ihm getreten,
Jezt ein Mädchen vor ihm weilt,
Eben will er ihr vergeben,
Doch die Beicht'ge ſtockt und irrt,
Und ein Aug muß ſie erheben
Das des Jünglings Sinn verwirrt.

Darf zu ihr ſein Auge gleiten?
Redet oder ſchweigt ſein Mund?
Schon ſieht er ſie weiter ſchreiten,
Und ſein Herze iſt verwundt:
Manche Frommen zu ihm gehen,
Aber er vernimmt ſie kaum,
Eine will ſein Blick erſpähen
Schweifend durch der Kirche Raum.

Hin und her wogt nun die Menge,
Aber ſie kehrt nicht zurück,
Traurig hebt er durch das enge
Kirchenfenſter ſeinen Blick:
Einſam ſtehn die Felsgeländer,
Aber durch die Kirchenpforte
Sieht er glänzend weiß Gewänder
Schweben auf dem grünen Orte.

Ach! es neigt ſich ſchon die Sonne,
In die Kirche fällt ihr Strahl!
Alſo ſeufzt er; doch, o Wonne,
Dort zeigt ſie ſich noch einmal.
Von dem goldnen Licht begleitet
Steht ſie ganz im Heilgenſchein
Wie ſie zum Altare ſchreitet,
Dort die Andacht zu erneun.

Von dem Sonnenglanz geröthet
Iſt ihr holdes Angeſicht
Wie ſie vor dem Jüngling betet,
Den umfängt das Abendlicht,
Er weiß ſich nicht mehr zu faſſen,
Er ſieht ſie zum leztenmal,
Jezt muß er ſie ziehen laſſen,
Noch verknüpfet ſie Ein Strahl.

Doch die Vesperglocke läutet,
Nun wird auch die Kirche leer,
Jeder sich zur Farth bereitet,
Bald erblickt er keinen mehr.
Aus der Kirche eilt mit Schnelle
Er, der Schaar noch nachzusehn,
Auf des Hügels höchster Stelle
Bleibt er endlich klagend stehn.

„Abendroth ist an den Klüften,
Lieblich noch der Schimmer weilt,
Aber aus den stillen Schlüften
Ist das Leben fortgeeilt;
Birkenlaub zeigt nur die Wagen,
Zeigt die Roß' und jeden Kahn,
Welche fort die Gäste tragen,
Die so bald nicht wieder nahn.

Und wie soll ich wohl erkunden
Wo der Blick der holden Magd,
Den ich heute hat empfunden,
Mir noch einmal wieder tagt?
Von der Kirche alten Mauern
Sind die Mayen all entflohn,
Wie sie einsam nunmehr trauern,
Trüb' erklingt die Glocke schon.

„ Sie ruft mich, denn ich ſoll lenken
Meinen Schritt zum Felsaltar,
Dort der Holden zu gedenken
Hab' ich Zeit ein einſam Jahr.
Ach, du könnteſt ſie mir geben,
Theurer Strom, auf deſſen Bahn,
Oft erglänzt ein muntres Leben, —
Da muß ſchon der Prior nahn. " —

„ Komm, du Jüngſter unſrer Brüder,
Komm zur ſtillen Zell herab,
Weltgewühl gieng ihr vorüber,
Ruhig bleibt ſie, wie das Grab,
Rein laß uns die Kirche ſcheuern
Keiner weilet mehr darin,
Dann das Schweigen zu erneuern
Wir in unſre Felſen ziehn. " —

Und er geht zur ſtillen Zelle,
Geht zur langen Einſamkeit,
Eines ſolchen Mittags Helle
Ihn wohl dort nicht mehr erfreut,
Denn ein Jahr ſoll er da leben,
Schweigend Bach und Fels umgehn
Welcher Troſt wird ihm nun geben
Bei dem Kreuz das heiſſe Flehn?

Lied an die Inſel Rügen.

Wohin, o Muſe, die Begier?
Wohin entrauſcht dein mächtiges Vergnügen?
Die Erde ſchwindet, und es fliegen
Die Adler unter mir.

Sprich, welches Namens heller Preis
Soll gehn durch Dich auf funkelndem Geſtirne,
Die groß zu retten von dem Zwirne
Der Todesparze weiß?

Es gilt das ſüße Vaterland.
O mögte mir ein herrlich Lied gelingen!
O ſchlügen höher meine Schwingen,
Als je die Sonne ſtand!

Heil Dir und Preis, Du Heldenland!
Du ſandteſt deiner Jugend kühne Schaaren
Und Reiche wurden, die nicht waren,
Und Roms Geſchick verſchwand.

Das blaue Meer, das Dich umkränzt,
Und über ihm der hellgeſtirnte Aether
Hat oft vom Blut der Feinde röther
Im Siegesſtolz geglänzt.

Noch rauſcht der Hertha Buchenhain,
Noch ruht ihr See im nächtlichen Geſtade
Und ladet zum verſchwiegnen Bade
Die Zucht der Jungfrau'n ein.

Noch ſäuſelt mancher grüne Aſt
Still um der braunen Todtenhügel Ehre,
Noch liegt der ſteinernen Altäre
Mit Moos bewachsne Laſt.

Und alle Götter gehn hervor
Und alle Helden unter grauen Steinen
Und wehen nächtlich in den Hainen
Ein herrlich Geiſterchor.

O Land voll Luſt und Lieblichkeit!
Voll Biederſinn und ungefälſchter Sitten!
Warum entfloh aus deinen Hütten
Die Freude alter Zeit?

Darum, darum biſt du ſo ſchön,
Du grünes Eiland in den blauen Fluthen,
Damit zehn Sklaven unter Ruthen
Für einen Herrſcher gehn?

Darum ſind ſie ſo ſchwer verdammt?
Dem Herrn gehört die Blüthe aller Leiber;
Die Männer peitſcht, beſchläft die Weiber,
Was von dem Juncker ſtammt.

Wo biſt Du, fromme Heldenzeit,
Wo alle nach der Erde Früchte warben,
Zuſammen ſiegten, oder ſtarben
In freier Männer Streit?

Wo alle an dem Frühlingsfeſt
Bis an den Hain der Erdegöttin jagen,
Die ihre Burg und ihre Wagen
Und ſich nicht ſehen läßt?

Wann kommſt du wieder, ſchöner Tag
Der alten Freiheit und der alten Freude,
Daß ich die Harfe von dem Leide
Zum Jubel ſtimmen mag?

Bald wird der hellen Senſen Klang
Auch auf dem letzten Heldenhügel tönen;
Bald meldet keiner euren Söhnen
Der alten Geiſter Gang.

So wühlt die heil'gen Höhen um,
Um gierig leres Frucht davon zu gäten!
Ihr habt das Heiligſte zertreten;
Macht auch die Gräber ſtumm!

Die Ritter von Jansberg. (*)

Auffuhr bei dem Mahl
Gleich dem himmliſchen Strahl
In wilden Gewittern
Vor Knappen und Rittern
Oloff, und in Stille
Staunte die herrliche Schaar;
Die Vögel zittern dem Sonnenaar
Und dem Meiſter der Ritter Wille.

Zu Sigurd er trät:
„ Mann der ſchändlichen That!
Du liegeſt bei'm Weibe.
Dort ſteht ſie, am Leibe
Zierlich, mit den ſeinen
Locken, viel heller, als Gold;
Dort Irar iſt es, der Knabe hold,
Den du fingſt in der Preuſſen Hainen. "

(*) Nach der nord. Sage gründeten Widinger zu Jansberg in Pommern eine Art militär. Orden, unter deſſen Statuten auch die Enthaltſamkeit geweſen ſeyn ſoll.

„ Du lügſt in den Hals,
Wie die Stimme des Schalls.
Dafür will ich ſtreiten
Mit Bogen und breitem
Degen und der ſpitzen
Lanze auf Leben und Tod,
Bis einer geht zu dem Gaſtgebot,
Wo die Tapfern um Odin ſitzen;

Sprach Sigurd; mein Schwerdt
Iſt des Deinen wohl werth,
Biſt mehr du dem Bogen
Und Sperre gewogen,
Nimm ſie! „ — Und der Meiſter
Riß aus der Scheide den Stahl.
Drob wiegten luſtig ſich allzumal
Über den Wolken der Helden Geiſter.

Und Sigurd haut wild
Und zerſpaltet den Schild
Des Meiſters, und röthet
Den Panzer. „ Dies tödtet
Helden für die Weiber,
Männer nicht “, ſchreiet der Feind.
„ Wenn Oloffs ziſchendes Eiſen ſcheint,
Macht es Geiſter und todte Leiber. “

So

So treibt ihn die Wuth
Und er ſchwinget die Gluth
Des fallenden Degens
Voll Zaubers und Seegens,
Dringet durch der Ketten
Dreimal verſchlungnes Geflecht,
Daß Sigurd rufet: „Ich hab' mein Recht;
Geht, mir, Bruder, das Grab zu betten.“

Drauf fliegt mit Geſchrei
Irar eilends herbei,
Der liebliche Knabe.
„Dir folg' ich zum Grabe,
Liebſter.“ — Und er ſenket
Tief in den Buſen den Stahl —
„O Schwerdt, du bringſt auch das Weib
zum Mahl,
„Wo Iduna den Muth uns ſchenket.“

Der Knappe.

Es reit't mit ſtolzem Prangen
Der König von Burgund,
Da kommt ein Knab' gegangen,
Grüßt ihn mit ſüſſem Mund,

Und ſpricht: Gott grüß dich, König!
Du Schöner von Burgund!
Mach' deine Feinde wenig!
Dich ſtark zu jeder Stund!

Und ſpricht: Gott lenk' dir, König,
Zu mir den lieben Sinn!
Der ich an Thaten wenig,
Doch groß an Treue bin.

Der König ſpricht zum Knaben:
Was willſt du in dem Krieg,
Wo Adler nur und Raben
Erfreut der blut'ge Sieg?

Was wagſt du, holder Knabe,
An Jahren jung und zart?
Das Feld wird dir zum Grabe,
Der Weg iſt dir zu hart.

Geh mit den feinen Füßen
Zurück ins Blumenthal
Und horche dort dem ſüßen
Geſang der Nachtigall.

Pfleg' mit den feinen Händen
Den blüh'nden Rebenſtock
Und bleich' des Leines Enden
Für einen Schäferrock.

„ O König, zart vom Leibe
Iſt meine Jugend wohl,
Doch nicht ſie von Dir treibe,
Sie fühlt ſich Muthes voll.

Wohl Hunderttauſend ſitzen
Um Dich ſo ſtolz zu Roß,
Wohl tauſend Schwerdter blitzen
Und Köcher voll Geſchoß;

Doch von den tauſend Keiner
Iſt mehr Dir zugethan,
Als ich hinfort dein Kleiner
Dich liebender Kumpan;

Doch von den tauſend keinen
Bekümmert ſo dein Streit,
Als deinen zarten Kleinen,
Der dir den Gruß entbeut. "

„ O Knabe, deine Rede
Klingt wohl an Tugend reich;
Doch wiß', die harte Fehde
Macht rothe Wangen bleich.

Die ſchönen gelben Locken
Zerdruckt des Helmes Wucht
In Sonn', in Winterflocken,
Im Sieg und auf der Flucht;

Die ſchönen blauen Augen
Verſöhnen keinen Feind;
Denn die die Schwerdter brauchen,
Sind feindlich auch gemeint. "

„ O Herr, klingt meine Rede
An Muth und Tugend reich,
So wiß', in deiner Fehde
Thut mir's kein Knappe gleich.

Laß ſich den Schein entfärben,
Der meine Wangen ſchmückt,
Ja, laß mich für dich ſterben,
So dünk' ich mich beglückt.

So manchen wackern Reiter
Verdirbt die böſe Schlacht,
Warum nicht den Begleiter,
Den Liebe hergebracht? "

„ O Knab, ſoll ich dich nehmen,
So melde, ob du kannſt,
Womit zur Zeit der Schemen
Du mir die Sorgen bannſt;

Womit du mir im Kummer
Den heiſſen Buſen kühlſt
Und um den leiſen Schlummer
Mit ſüßen Tönen ſpielſt? “

„ O König, zwar geringe
Iſt meiner Gaben loos;
Doch macht zu allem Dinge
Die fromme Liebe groß.

Ich kann die Laute ſchlagen
Ich kann das Harfenſpiel,
Womit ſeit manchen Tagen
Ich vielen wohl gefiel;

Auch kann ich luſtig ſingen
Und zwitſchern munter drein,
Wie auf den leichten Schwingen
Die Frühlingsvögelein

Auch kann ich künſtlich tanzen
Auf meinen Füßen flink
Durch Schwerdter und durch Lanzen
Und in dem Reigenring.

Auch weiß ich Wundermähren
Viel aus der alten Zeit,
Die Sorgen zu bethören
Stracks durch Geſchwätzigkeit.

Auch richt' ich ſchnelle Falcken
Zum Vogelfange zu,
Und von den Mareſchalken
Haſt keinen flinkern Du."

Der König nimmt den Knaben
Und kleidet ihn in Stahl
Und läßt ihn bei ſich traben
In Nacht und Sonnenſtrahl.

Sein Schwerdt muß er ihm tragen,
Ihm zäumen früh ſein Roß,
Iſt ihm in kurzen Tagen
Der Liebſt' im ganzen Troß.

Bei'm Mahl muß er ihm ſingen
Zum goldnen Harfenſpiel
Und oft von alten Dingen
Ihm plaudern lang und viel.

Und wenn von ſeinen Braven
Ein jeder heimwärts geht,
Muß ihm der Knabe ſchlafen
Zunächſt an ſeinem Bett.

So zieht' er als Begleiter
Des Zuges luſtig mit.
Bald warnt das Horn die Streiter
Vor nahem Feindestritt.

Im Glanz der Waffen ſprengen
Die Reiſigen voran
Und Heldenherzen drängen
Sich zu dem Kampf heran;

Und König Rudolfs Rechte
Stößt manches tapfre Herz
Hinab zur Nacht der Nächte
Im kühnen Lanzenſcherz.

Und Mütter müßen weinen
Und Bräute, jung und hold,
Den Tag, der zu beſcheinen
Die Todten, aufwärts rollt.

Da faßt ein ſtarker Reiter
Den König mit dem Speer,
Zerſprengt den Schild in Scheiter,
Zerſplittert ſeine Wehr;

Trifft ihn mit ſtolzem Grimme —
Das Feld iſt Königsgrab —
Und ohne Hauch und Stimme
Fällt er vom Roß hinab.

Erbleichend hält der Knabe
Und ſpannet ſein Geſchoß,
„ Nimm letzte Liebesgabe! “ —
Er ſchießt den Mann vom Roß.

Wirft dann in heiſſen Thränen
Sich auf des Königs Leib
Und offenbart in Tönen
Des Jammers laut das Weib.

Reißt von den goldnen Locken
Des Helmes Decke ſchnell,
Damit das Blut zu ſtocken,
Das rinnt vom Panzer hell;

Reißt mit den blut'gen Händen
Des Hemdes weiſſen Lein,
Die Treue zu vollenden,
Von ihres Buſens Schrein.

Und ſieh! des Königs Wangen
Färbt friſches Morgenroth —
Sein Athem lag gefangen,
Die Kraft war nimmer todt.

Und ſieh! mit frohem Beben
Sieht er des Weibes trug,
Das Lieb' in Tod und Leben
Für ihn in Schlachten trug.

Und faßt sie gar behende
Und drückt sie an sein Herz
Und ruft: „ hier, Treue, ende
Dein langer süsser Schmerz!

Und wärst in Bettlerhütten
Die kleinste Magd im Land,
Du bist durch Muth und Sitten
Mit Königen verwandt. “

„ Mein König, stammelt leise
Das jugendliche Weib,
Vergieb mir meine Weise!
Mir hinfort gnädig bleib!

Nicht in der Bettlerhütte
Wuchs deine Magd heran;
Wohl aus der Fürsten Mitte
Erköhre mich ein Mann.

Mein Vater heißt Graf Walter,
Wohnt im Ardennerwald;
Doch folgt mein junges Alter
Der liebenden Gewalt.

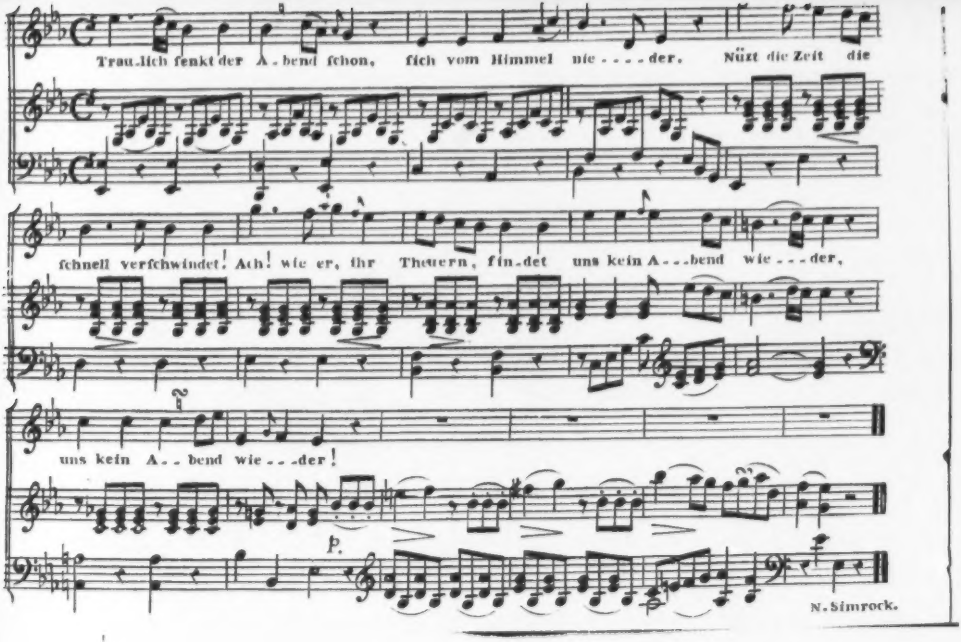
Du weißt, wie ich gedienet,
Wozu bei Tag und Nacht
Die Liebe mich erkühnet
In wilder Knabentracht. “

„ Ich weiß es, es ſoll wiſſen
Das ganze Männerheer.
Du ſchläfſt auf deinem Kiſſen
Hinfort nicht einſam mehr.

In deinen ſüſſen Armen,
Du ſüße Königinn!
Laß ewig mich erwarmen
In treuem Liebesſinn.

Die mir das Roß gezäumet,
Mich oft in Schlummer ſang,
Nun bei mir ſchläft und träumet
All all ihr Lebenlang.

E. M. Arndt.


Trau.lich fenkt der A.bend fchon, fich vom Himmel nie....der. Nüzt die Zeit die
fchnell verfchwindet! Ach! wie er, ihr Theuern, fin.det uns kein A...bend wie...der,
uns kein A..bend wie...der!
p.
N. Simrock.

Scheidegesang.

Mit Muſik von Hofmann.

Traulich ſenkt der Abend ſchon
Sich vom Himmel nieder.
Nützt die Zeit, die ſchnell verſchwindet!
Ach! wie er, ihr Theuern, findet
Uns kein Abend wieder!

Ungeſtörte Wonne blüht
Nicht im Erdenthale;
Daß wir uns nicht Götter wähnen,
Träufelt Gott den Kelch der Thränen
In die Nektarſchale.

Nur der Thor will Roſen hier
Ohne Dornen ziehen,
Wünſcht — und hofft — und bebt zurücke,
Während goldne Augenblicke
Ungenoſſen fliehen.

Uns ſoll ſelbſt am Trennungstag
Gram nicht überraſchen!
Froh entſchlüpfte unſer Leben,
Laßt die Freude im Entſchweben
Noch am Saum uns haſchen!

Weint! — den Biedermann entehrt
Nicht der Freundſchaft Zähre —
Aber laßt den Schmerz nicht ſiegen,
Wie wenn über Aſchenkrügen
Keine Hoffnung wäre!

Finden wir nicht tauſend Glück
Auf den Pilgerwegen?
Perlt uns nicht der Saft der Trauben?
Lacht aus Edens Roſenlauben
Uns nicht Troſt entgegen?

Drum nur der, der Tücke hegt,
Mag mit Schwermuth ringen!
Wir vergeſſen jedes Leiden,
Drücken uns die Hand, und ſcheiden
Unter Gläſerklingen.

Stoßet an! „Wer Weiſe denkt,
Und wer redlich handelt,
Deſſen edles Herz erfreue
Stets ein Freund voll Brudertreue,
Der zur Seit' ihm wandelt!

Ew'ge Dauer unſerm Bund!
Segen unſerm Kreiſe!
Und wird durch des Schickſals Strenge
Morgen uns der Buſen enge —
Eine leichte Reiſe! "

Lindenmeyer.

Der kleine Mohr.

„O ſage mir, kleiner betrübter Mohr,
Was weilſt du ſo ſpät am Geſtade?
Auf, fort, die Geſpielen erwarten dich
Was weilſt du hier ſinnig und ſehnend;
Als glänzend die Sonn' ihr Antlitz erhob,
Hat hier mich dein Gruß ſchon empfangen,
Nun kehr' ich am ſinkenden Abend zurück,
Und du grüßteſt beſcheiden mich wieder?" —

„Gern will ich dir, milder Frager, geſtehn,
Worauf ich ſo ſehnlich hier warte;
Ich höre, daß deine Brüder nicht mehr
Den Strand zu veröden, hier landen,
Daß ſegnend, tröſtend, erfreuend, ſie bald
Die fernen Geliebten uns bringen;
Daß alle, die deine Brüder uns jüngſt
So ſchmählich gewaltſam geraubtet,
Mit ſchwellendem Segel und ſchwellender Bruſt,
Mit friſchem Herzen und friſchem Wind,
Mit freien Händen und freiem Geiſt,
Auf der Menſchheit beſel'genden Ruf,
Bald jauchzend die Heimath begrüſſen.

Der Luftſtrom, der über den Ozean fleucht,
Und ſpielend die Wellen beweget;
Er rauſchet ſo froh aus der Ferne mir zu:
Bald ſiehſt du Juellen auch wieder.
Dies iſt es, was tröſtend ihr Kind noch erhält,
Und all ſeine Wünſche verreinet.
Ach, hielt mich nur erſt die Mutter im Arm,
Gern wollt' ich ja alles vergeſſen,
Vergeſſen den bangen ſchrecklichen Tag,
Da mir ſie die Räuber entriſſen,
Vergeſſen den wilden verzweifelnden Blick
Und wie ſie auf Knien gebeten;
Vergeſſen, wie viel ſie der Thränen geweint,
Ihr leztes ohnmächtiges Wimmern.

Ein Unmenſch ergreift ſie beim flatternden Haar,
Und ſchleift ſie entlang auf dem Sande,
Frohlockend folgt der verräth'riſche Schwarm,
Und reißt ſie mit fort von dem Ufer,
Und immer noch ruft ſie: mein Kind, mein Kind!
Daß dumpf die Wogen ertönen;
Und als ſie nun ſchon geſtiegen ins Schif,
So ruft ſie noch immer: mein Kind, mein Kind!
Mit wilder verzweiflender Stimme.
Jezt flog der Nachen dahin durch die Fluth,
Der Sturm verſchlang ihre Klagen,
Und bald war meinem wildſtarrenden Blick
Ihr Bildniß in Nebel verſchwunden.

Der Tag iſt vorüber, mein Gram iſt entflohn,
Bald lächelt die Freude mir wieder,
Wo hier am Felſen die Woge ſich bricht,
Erwart' ich bang ſehnend die Mutter.
So bald nur der Morgen heran nun tritt
Und Strahlen das Dunkel durchdringen,
So bald ſich im Glanze die Wellen umregt,
Regt mit ſich die Hofnung im Herzen,
O regte ſie bald doch vergeblich ſich nicht,
O brächte ein Tag nur Juellen!

Mühler.

Mein Jüngling.

Aus dem Holländiſchen des Zeelandes frey überſetzt.

Mein Jüngling hege Mannes Sinn
Für Lieb' und Vaterland!
Hoch glüh' ſein Herz für's Vaterland
Und ſchlage warm für mich!

Sein ſtolzer Wuchs ſey' nicht verzier't
Mit Frauenputz und Pracht!
Laut ſpricht mein Herz dem Jüngling Hohn,
Der wie ein Weib ſich ſchmück't.

Aus ſeinem Antliz hehr und gut
Und männlich, leucht' ein Herz,
Das hoch für's theure Vaterland
Und keuſche Liebe ſchlägt.

Wie Wetterſtrahl mit Flammenglanz
Durch Nacht und Dunkel bricht,
Mit Majeſtät, daß ſelbſt, die Bruſt
Dem Tapferſten erbeb't:

So leuchte auch ſein Flammenblick,
Sein Bild ſey' Majeſtät!
Sein ſprechend Auge paare, Muth
Mit ſanftem Liebe Feu'r!

Sein Anſtand ſey dem Herzen gleich,
Recht, edel, ſchlicht und hoch!
Sein Gang ſey' gleich des Aräs Gang,
Der Heeren Kriegesgott's.

Er fliege, wenn das Kriegsfeu'r brenn't
Ein Blitz in Feindes Schaar!
Er kämpfe — doch er kehre nie
Dann ſieggekrön't zurück!

Sein Haupt ſey milder Weisheit Sitz,
Sein Herz der Tugend Thron!
Er ſey der edeln Luſt und Stolz,
Der Unſchuld Schild und Speer!

Ein Weichling ohne Kraft und Seele,
Schleich' auf Verführung aus!
Mein Jüngling ehr' mit zartem Sinn
Der Unſchuld Heiligthum!

Er find' in mir, in mir allein
Das Ziel von Wunſch und Luſt!
Mein liebend Herz ſey ihm genug,
Sein Herz ſey ungetheil't!

O Liebe! ſolch ein Bild begehr't
Mein Jugendliches Herz!
O Liebe! wenn ich lieben ſoll,
Gieb ſolchen Jüngling mir!

Mein Herz das jezt die Tugend liebt,
Glüh't mächt'cher dann für Sie;
Mein Mund pflück't dann von ſeinem Mund'
Mit Küſſen Weißheit ab:

Dann lern't ſein groß, ſein muthig Herz
Von mir die Zärtlichkeit;
Wir fühlen ein's in's andere Herz
Der Götter höchſte Luſt.

Karl von Reverberg.

Der zufriedne Landmann.

Bin zwar wohl nur ein armer Mann,
Doch hab ich Gottes Segen,
Und kann mich mit dem Großſultan
Auf eine Wage legen;
Ich bin zufrieden, ehre Gott,
Und habe Weib und Vieh und Brodt.

Früh lacht mich Gottes Sonne an,
Spät ſcheinen aus der Ferne
So ſchön als dir, o Großſultan,
Mir Gottes Mond und Sterne;
Ja, glaub es mir, o Großſultan,
Sie lachen mich noch ſchöner an.

Du wohneſt, wie die Rede geht,
In marmornen Palläſten,
Und lebeſt früh und Abends ſpät
In Schmauſen und in Feſten.
Ich lache deiner Schmauſereyn,
Und mag, bei Gott, dein Gaſt nicht ſeyn.

Was haſt du denn wohl mehr davon,
Als aufgedunßnen Magen?
Koliken, Kopfweh ſind dein Lohn,
Du mußt die Binde tragen.
Solch Unheil trifft du, Großſultan,
Bei meiner Wenigkeit nicht an.

Mein Hüttchen iſt mir nicht zu klein,
Mich und mein Weib zu faſſen.
Ich lebe frey, ſchlaf ruhig ein,
Auch kann ich wachen, ſpaſſen,
Mich ſtrecken hin am klaren Bach,
Es kräht nicht Hahn noch Huhn darnach.

Du aber gehſt nicht hundert Schritt,
So ringeln Janitſcharen
Sich um dich her, in Reih und Glied,
Als drohten dir Gefahren.
Ich danke Gott in meinem Sinn,
Daß ich kein Fürſt geworden bin.

Weddigen.

An den Gott der Reben.

Gott Lyäus! Sorgenbrecher!
Thyrſuesſchwinger! ſtrenger Rächer
Dem, der Rebenſaft mißfällt;
Auf vernimm der Freude Lieder,
Womit heute, voll von Geiſt,
Feſt umſchlungner froher Brüder
Eintrachtvolles Band dich preißt.

Unter Barkas heiſſen Zonen,
In den Hütten, auf den Thronen,
Jauchzt dein Lob der Erdenrund.
Du belebſt der Götter Herzen,
Rollſt durch Adern frohes Blut,
Lehrſt den wilden Krieger ſcherzen,
Giebſt dem Feigen Heldenmuth.

Leidenden, des Lebens Müden
Reichet Muth, Geduld und Frieden
Deiner Reben milder Geiſt.
Sklaven, von Tyrannenketten
Wund zur Erde hingedrückt,
Ruhen wie auf Eyderbetten
Wann dein Nektar ſie erquickt.

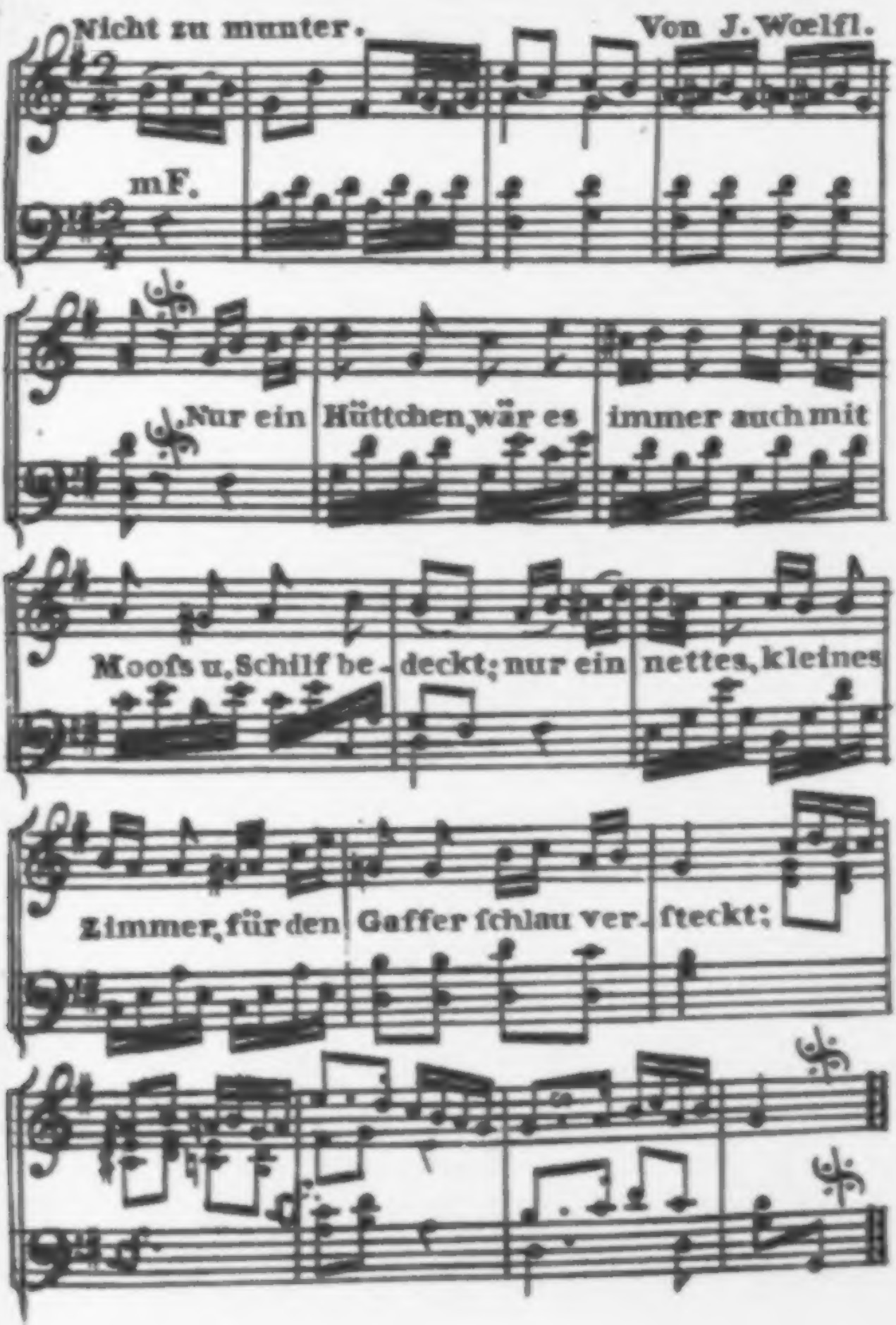
Singt, auf ſingt dem Sorgenbrecher,
Füllt mit Perlenſchaum die Becher
Trinket Lebenskraft und Muth.
Singt der Freundſchaft heil'ge Bande,
Singt der Brüder Heldenmuth,
Die dem lieben Vaterlande
Opferten ihr edles Blut.

Untergang, Verderben, Ketten,
Fluch ſelbſt auf den Todtenbetten
Der Tyrannen Höllenbrut! —
Allen, die die Menſchheit ſchänden,
Die der Gottheit Bild entweihn,
Die durch Wahn die Völker blenden,
Werde Gift Lyäens Wein. —

Chor.

Allen, die die Menſchheit ſchänden
Die der Gottheit Bild entweihn,
Die durch Wahn die Völker blenden,
Werde Gift Lyäens Wein.

Weddigen.


Nicht zu munter.
Von J. Woelfl.
mF.
Nur ein Hüttchen, wär es immer auch mit
Moofs u. Schilf be- deckt; nur ein nettes, kleines
Zimmer, für den Gaffer ſchlau ver- ſteckt;

Meine Wünſche.

Mit Muſik von J. Woelfl.

Nur ein Hüttgen wär es immer
Auch mit Mooß und Schilf bedeckt,
Nur ein nettes, kleines Zimmer,
Für den Gaffer ſchlau verſteckt!

Nur ein Gärtchen, deſſen Trauben
Mir der eigne Fleiß erzieht,
Wo in kühlen Bohnenlauben
Still der Abend mir entflieht!

Nur ein Weibchen, das mit Güte
Wahren Seelenadel paart,
Froh und heiter von Gemüthe,
Nur ein Weibchen beſſrer Art!

Nicht vollkommen, nicht ein Engel,
Gnüglich wenn ſie meiner werth
Nicht durch über große Mängel
Meines Lebens Reitz verzehrt!

Schönheit, Reichthum, frische Blüte
Weg mit diesem Zauberlicht!
Wenn nur ihre stille Güte
Stets zu meinem Herzen spricht!

Guter Himmel, sieh wie gnüglich
Meines Lebens Wünsche sind,
Und doch wie ein Traum betrüglich
Jede Hoffnung schnell gewinnt!

Still des müden Wallers Flehen,
Schier gebricht ihm aller Muth,
Laß ihn einen Hafen sehen,
Wo auf Sturm er sicher ruht.

K. A. Rade.

Die Aeolsharfe.

Wenn des Sommertages Schwüle
Jede Pflanze niederdrückt,
Wenn der Vögel Lieder ſchweigen,
Und kein Blättchen an den Zweigen,
Keine Blum' im Graſe nickt:

Dann verſtummt der Zauberharfe
Wonnevolle Melodie,
Trauernd, wie der Flur Geſänge,
Schlummern ihre ſüſſen Klänge,
Und kein Gott erwecket ſie. —

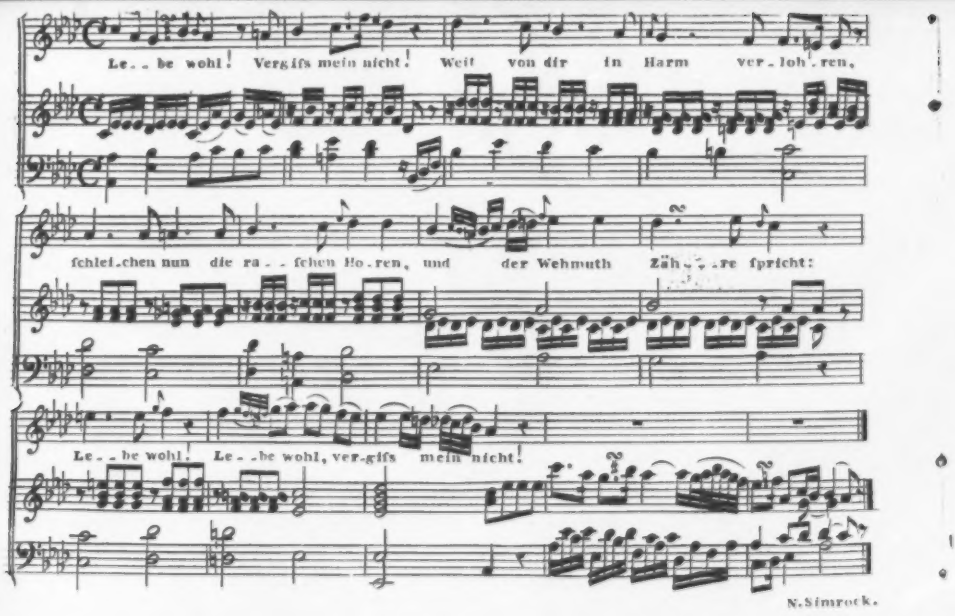
Aber kaum ſchlüpft auf ätheriſchen Flügeln
Säuſelnd ein Weſt aus dem Haine hervor,
Horch! da entgleiten
Zärtliche Töne den goldenen Saiten,
Höher und höher im jauchzenden Chor
Schwellen die göttlichen Laute empor.

So ſteht in des Lebens Schwüle
Stumm der Menſch und Freudenlos,
Dem auf ödem Pilgerpfade
Nie ein holdes Weſen nahte,
Das ſich liebend an ihn ſchloß.

Fluren glühen, Aehren reifen,
Alles ſtralt von Sonnenlicht —
Einſam in der großen Scene,
Findet er allein die Töne
Zu der Freudenfeier nicht. —

Ha! nur der Hauch der allmächtigen Liebe
Iſts, was die Bande der Saiten zerreißt.
Strömende Fülle
Folget der langen ermattenden Stille,
Hoch um die Hütten der Himmliſchen kreißt
Fern von der Erde, der ſelige Geiſt.

Lindenmeyer.


Le-be wohl! Vergifs mein nicht! Weit von dir in Harm ver-loh-ren,
fchlei-chen nun die ra-fchen Ho-ren, und der Wehmuth Zäh-re fpricht:
Le-be wohl! Le-be wohl, ver-gifs mein nicht!
N. Simrock.

An Veſtale.

Mit Muſik von Hofmann.

Lebe wohl, vergiß mein nicht!
Weit von dir, in Harm verlohren
Schleichen nun die raſchen Horen
Und der Wehmuth Zähre ſpricht:
Lebe wohl! vergiß mein nicht!

Lebe wohl! vergiß mein nicht!
Heimlich — im verborgner Klauſe
Träum' ich vom geliebtem Hauſe
Wo die Freundſchaft Kränze flicht;
Lebe wohl! vergiß mein nicht!

Liebe iſt des Lebens Licht:
O wie ſchleicht ſo ved' und trübe
Hin das Leben ohne Liebe!
Ohne Blick der zärtlich ſpricht:
Lebe wohl! vergiß mein nicht.

Oft, wenn alles mir gebricht,
Reicht ſie mir im ſtillen Thale
Ihre holde Ideale
Und des Herzens Sehnſucht ſpricht:
„ Sie vergißt — vergißt mein nicht! “

— — e.

Kant und Herschel.

Du seyst ein Deutscher, oder Britte,
Sprich keinem dieser Männer Hohn:
Der stieg hinab zum dunkeln Quell der Sitte,
Und der hinauf, bis an des Urlichts Thron.

Klaren.

Aussicht und Rückblick.

Muthvoll strebet der Mensch, wann des Lebens rosiger Morgen
Ihm an die Stirne stralt, alles zu dulden gefaßt;
Aber am stillen Abend, ist alles gethan und genossen,
War es der Mühe wohl werth? denkt er, und geht in den Tod.

Klaren.

Der

Runenberg.

Eine

Erzählung

von

L. Tieck.

Ein junger Jäger ſaß im innerſten Gebirge nachdenkend bei einem Vogelheerde, indem das Rauſchen der Gewäſſer und des Waldes in der Einſamkeit tönte. Er bedachte ſein Schickſal, wie er ſo jung ſey, und Vater und Mutter, die wohlbekannte Heimath und alle Befreundeten ſeines Dorfes verlaſſen hatte, um ein fremdes Schickſal zu ſuchen, um ſich aus dem Kreiſe der wiederkehrenden Gewöhnlichkeit zu entfernen, und er blickte mit einer Art von Bewunderung auf, daß er ſich nun in dieſem Thale, in dieſer Beſchäftigung

wiederfand. Große Wolken zogen durch den Himmel und verlohren sich hinter den Bergen, Vögel sangen aus den Gebüschen und ein Widerschall antwortete ihnen, er stieg langsam den Berg hinunter und setzte sich an den Rand eines Baches nieder, der über vorragendes Gestein schäumend murmelte. Er hörte auf die wechselnde Melodie des Baches, und es schien, als wenn ihm die Wogen in unverständlichen Worten tausend Dinge sagten, die ihm so wichtig waren, und er mußte sich innig betrüben, daß er ihre Reden nicht verstehen konnte. Wieder sah er dann umher und ihm dünkte, er sey froh und glücklich, so faßte er wieder neuen Muth und sang mit lauter Stimme einen Jägergesang:

Froh und lustig zwischen Steinen
Geht der Jüngling auf die Jagd,
Seine Beute muß erscheinen,
In den grünbebüsch'ten Hainen,
Sucht er auch bis in die Nacht.

Seine treuen Hunde bellen
Durch die schöne Einsamkeit,
Durch den Wald die Hörner gellen,
Daß die Herzen muthig schwellen,
O die schöne Jägerzeit!

Seine Heimath ſind die Klüfte,
Alle Bäume grüßen ihn,
Rauſchen ſtrenge Herbſtesdüfte:
Findt er Hirſch, Wolf, Reh, die Schlüfte
Muß er jauchzend dann durchziehn.

Laßt dem Landmann ſeine Mühen,
Und dem Schiffer nur ſein Meer,
Keiner ſieht des Morgens Frühen,
Wie Aurorens Augen glühen,
Wie am Gras der Thau ſo ſchwer.

Als wer Jagd, Wild, Wälder kennet,
Und Diana lacht ihn an,
Einſt das ſchönſte Bild entbrennet,
Die er ſeine Liebſte nennet,
O beglückter Jägermann!

Während dieſes Geſanges war die Sonne tiefer geſunken und breite Schatten fielen durch das enge Thal. Eine kühlende Dämmerung ſchlich über den Boden weg und die Wipfel der Bäume, wie die runden Bergſpitzen ſtanden nur noch von der Abendſonne

vergoldet. Christians Gemüth ward immer trübsseliger, er mochte nicht nach seinem Vogelheerde zurückkehren, und dennoch mochte er nicht bleiben, es dünkte ihm so einsam und er sehnte sich nach Menschen. Jezt wünschte er sich plötzlich die alten Bücher, die er oft bey seinem Vater hatte stehen sehen und welche er niemals lesen mogte, so oft ihn auch der Vater angetrieben hatte: Es fielen ihm die Scenen seiner Kindheit ein, die Spiele mit der Jugend des Dorfes, seine Bekanntschaften unter den Kindern, die Schule, die ihm so drückend gewesen war, und er wünschte sich in alle diese Umgebungen zurück, die er freiwillig verlassen hatte, um sein Glück in unbekannten Gegenden, in Bergen, unter fremden Menschen, in einer neuen Beschäftigung zu finden. Indem es finsterer wurde und der Bach lauter rauschte, und das Geflügel der Nacht seine irre Wanderung mit umschweifendem Fluge begann, saß er noch immer misvergnügt und in sich versunken, er hätte weinen mögen und war durchaus unentschlossen, was er thun und vornehmen sollte. Gedankenlos zog er eine hervorragende Wurzel aus der Erde, und plötzlich hörte er erschreckend ein dumpfes Winseln im Boden, das sich unterirdisch in klagenden Tönen fortzog und erst in der Ferne wehmüthig verscholl. Der Ton durchdrang sein innerstes Herz, er ergriff ihn, als wenn er unvermuthet die Wunde berühret habe, an der der sterbende Leichnam der Natur in Schmerzen verscheiden

wolle. Er ſprang auf und wollte entfliehen, denn er hatte wohl ehemals von der ſeltſamen Alrunenwurzel gehört, von deren Klagen der Menſch wahnſinnig würde, wenn er ſie ausriſſe. Indem er fortgehen wollte, ſtand ein fremder Mann hinter ihm, welcher ihn freundlich anſah und fragte, wohin er wolle. Chriſtian hatte ſich Geſellſchaft gewünſcht, und doch erſchrack er von neuem vor dieſer freundlichen Gegenwart. Wohin ſo eilig? fragte der Fremde. Der junge Jäger ſuchte ſich zu ſammeln und erzählte, wie ihm plötzlich die Einſamkeit ſo ſchrecklich vorgekommen ſey, daß er ſich habe retten wollen, der Abend ſey ſo dunkel, die grüne Schatten des Waldes ſo traurig, der Bach ſpreche in lauter Klagen, die Wolken des Himmels zögen ſeine Sehnſucht jenſeit den Bergen hinüber. Ihr ſeyd noch jung, ſagte der Fremde, und könnet wohl die Strenge der Einſamkeit noch nicht ertragen, ich will euch begleiten, denn ihr findet doch kein Dorf oder Haus im Umkreis einer Meile, wir mögen unterwegs etwas ſprechen und erzählen, ſo verliehrt ihr die trüben Gedanken: in einer Stunde kommt der Mond hinter den Bergen hervor, ſein Licht wird dann wohl auch eure Seele lichter machen.

Sie giengen fort, und der Fremde dünkte dem Jünglinge bald ein alter Bekannter zu ſeyn. Wie ſeyd ihr in dieſes Gebirge gekommen? fragte jener,

ihr seyd hier nicht einheimisch. — Ach, sagte der Jüngling, darüber ließe sich viel sagen, und doch ist es wieder keiner Rede, keiner Erzählung werth, es hat mich wie eine fremde Macht aus dem Kreis meiner Eltern und Verwandten hinweggenommen, mein Geist war seiner selbst nicht mächtig, wie ein Vogel, der in einem Netz gefangen ist und sich vergeblich sträubt, so verstrickt war ich in seltsamen Vorstellungen und Wünschen. Wir wohnten weit von hier in einer Ebene, in der man rund umher keinen Berg, kaum eine Anhöhe erblickte, wenige Bäume schmückten den grünen Plan, aber Wiesen, fruchtbare Kornfelder und Gärten zogen sich hin, so weit das Auge reichen konnte, ein großer Fluß glänzte wie ein mächtiger Geist an den Wiesen und Feldern vorbei. Mein Vater war Gärtner im Schloß und hatte vor, mich ebenfalls zu seiner Beschäftigung zu erziehen, er liebte die Pflanzen und Blumen über alles und konnte sich tagelang unermüdet mit ihrer Wartung und Pflege abgeben. Ja, er gieng so weit, daß er behauptete, er könne fast mit ihnen sprechen, er lerne von ihrem Wachsthum und Gedeihen, von der verschiedenen Gestalt und Farbe ihrer Blätter. Mir war die Gartenarbeit zuwider, um so mehr, als mein Vater mir zuredete oder gar zuweilen drohte. Ich wollte Fischer werden und machte den Versuch, allein das Leben auf dem Wasser stand mir auch nicht an, ich wurde dann zu einem Schiffer verdungen und kam auch von ihm

bald in das väterliche Haus zurück. Auf einmal hörte ich meinen Vater vom Gebirge erzählen, die er in seiner Jugend bereist hatte, von den unterirdischen Bergwerken und ihren Arbeitern, von Jägern und ihrer Beschäftigung, und plötzlich erwachte in mir der bestimmteste Trieb, das Gefühl, daß ich nun die für mich bestimmte Lebensweise gefunden habe. Tag und Nacht sann ich und stellte mir hohe Berge, Klüften und Tannenwälder vor, meine Einbildung erschuf sich ungeheure Felsen, ich hörte in Gedanken das Getöse der Jagd, die Hörner und das Geschrei der Hunde und des Wildes: alle meine Träume waren damit angefüllt und ich hatte nun gar keine Ruhe mehr. Die Ebene, das Schloß, der kleine beschränkte Garten meines Vaters mit den geordneten Blumenbeeten, die enge Wohnung, der weite Himmel, der sich ringsum nur auch als Fläche fügte, und keine Höhe, keinen erhabenen Berg umarmte, alles war mir noch betrübter und verhaßter. Es schien mir, als wenn alle Menschen um mich her in der bejammerenswürdigsten Unwissenheit lebten, und alle eben so denken und empfinden würden, wie ich, wenn ihnen dieses Gefühl ihres Elends nur ein einzigmal in der Seele aufgienge. So trieb ich mich nun, bis ich an einem Morgen den Entschluß faßte, das Haus meiner Eltern auf immer zu verlassen. Ich hatte in einem Buche Nachrichten vom nächsten großen Gebirge gefunden, Abbildungen einiger Gegenden, und darnach richtete ich meinen

Weg ein. Es war im erſten Frühlinge und ich fühlte mich durchaus froh und leicht. Ich eilte, um nur recht bald das Ebene zu verlaſſen, und an einem Abend ſah ich in der Ferne die dunkeln Umriſſe des Gebirges vor mir liegen. Ich konnte in der Herberge kaum ſchlafen, ſo ungeduldig war ich, die Gegend zu betreten, die ich für meine Heimath anſah, mit dem Frühſten war ich munter und wieder auf der Reiſe. Nachmittags befand ich mich ſchon unter den vielgeliebten Bergen, und wie ein Trunkener gieng ich, ſtand da eine Weile, ſchaute rückwärts und berauſchte mich in allen mir fremden und doch ſo wohlbekannten Gegenſtänden. Bald verlohr ich die Ebene hinter mir aus dem Geſichte, die Waldſtröme rauſchen mir entgegen, Buchen und Eichen rauſchten mit bewegtem Laube von ſteilen Abhängen herunter, mein Weg führte mich ſchwindlichten Abgründen vorüber, blaue Berge ſtanden groß und ehrwürdig im Hintergrunde. Eine neue Welt war mir aufgeſchloſſen, ich wurde nicht müde. So kam ich nach einigen Tagen, indem ich einen großen Theil des Gebirges durchſtreift hatte, zu einem alten Förſter, der mich auf mein inſtändiges Bitten zu ſich nahm, um mich in der Kunſt der Jägerey zu unterrichten. Jezt bin ich ſeit einem halben Jahre in ſeinen Dienſten. Ich nahm von der Gegend, in der ich meinen Aufenthalt hatte, wie von einem Königreiche Beſitz, ich lernte jede Klippe, jede Schluft des Gebirges kennen, ich war in meiner Beſchäftigung, wenn

wir am frühen Morgen nach dem Walde zogen, wenn wir Bäume im Forste fällten, wenn ich mein Auge und meine Büchse übte, und die treuen Gefährten, die Hunde zu ihren Geschicklichkeiten abrichtete, überaus glücklich. Jezt sitze ich seit acht Tagen hier auf diesem Vogelheerd, im einsamsten Gebirge, und am Abend wurde mir heut so traurig zu Sinne, wie noch niemals in meinem Leben, ich kam mir so verlohren, so ganz unglückselig vor und noch kann ich mich nicht von dieser trüben Stimmung erholen.

Der fremde Mann hatte aufmerksam zugehört, indem beide durch einen dunkeln Gang des Waldes gewandert waren. Jezt traten sie in's Freie, und das Licht des Mondes, der oben mit seinen Hörnern über der Bergspitze stand, begrüßte sie: wie unkenntlich, in vielen gesönderten Massen, die der bleiche Schimmer wieder räthselhaft vereinigte, lag das gespaltene Gebirge vor ihnen, im Hintergrunde ein steiler Berg, auf welchem uralte verwitterte Ruinen schauerlich im weissen Lichte standen. Unser Weg trennt sich hier, sagte der Fremde, ich gehe in diese Tiefe hinunter, dort, bey jenem alten Schacht ist meine Wohnung: die Enge sind meine Nachbarn, die Berggewässer erzählen mir Wunderdinge in der Nacht, dahin kannst du mir doch nicht folgen. Aber siehe dort den Runenberg mit seinem schraffen Mauerwerke, wie schön und anlockend das alte Gestein nach uns herblickt. Bist du niemals dort gewesen?

Niemals, sagte der junge Christian, ich hörte einmal meinen alten Förster wunderbare Dinge von diesem Berge erzählen, die ich thöricht genug wieder vergessen habe, aber ich erinnere mich, daß mir an jenem Abend grauenhaft zu Muthe war. Ich mögte wohl einmal die Höhe besteigen, dann die Lichter dort sind am schönsten, das Gras muß dort recht grün seyn, die Welt umher recht seltsam, auch mag sich's wohl treffen, daß man noch Wunder aus der alten Zeit dort fände.

Es kann fast nicht fehlen, sagte jener, wer nur zu suchen versteht, wessen Herz recht innerlich hingezogen wird, der findet uralte Freunde dort und Herrlichkeiten, alles, was er am eifrigsten wünscht. — Mit diesen Worten stieg der Fremde schnell hinunter, ohne seinem Gefährten Lebewohl zu sagen, bald war er im Dickicht des Gebüsches verschwunden, und kurz nachher verhallte auch der Tritt seiner Füße. Der junge Jäger war nicht verwundert, er verdoppelte nur seine Schritte nach dem Runenberge zu, alles winkte ihm dorthin, die Sterne schienen dorthin zu weisen, der Mond wies mit einer hellen Straße nach den Trümmern, lichte Wolken zogen dahin, aus der Tiefe redeten ihm Gewässer und rauschende Wälder zu und sprachen ihm Muth ein. Seine Schritte waren wie beflügelt, sein Herz klopfte, er fühlte eine große Freude in sich, die zu einer Angst empor wuchs. — Er kam in Ge-

genden, in denen er nie geweſen war, die Felſen wa-
ren ſteiler, das Grüne verlohr ſich, die kahlen Wände
riefen ihn wie mit dröhnenden Stimmen an, und ein
einſamer klagender Wind jagte ihn vor ſich her. So
eilte er ohne Stillſtand und kam ſpät nach Mitter-
nacht auf einen ſchmalen Fußſteig, der hart an einem
Abgrunde hinlief. Er achtete nicht auf die Tiefe, die
unter ihm gähnte und ihn zu verſchlingen dachte, ſo
ſehr von irren Vorſtellungen angefüllt, die er doch
gar nicht feſthalten konnte. Jezt zog ihn der gefähr-
liche Weg oben einer hohen Mauer hin, der ſich in
den Wolken zu verliehren ſchien, der Steig ward im-
mer ſchmaler, und er mußte ſich an vorragenden Stei-
nen feſthalten, um nicht hinunter zu ſtürzen. Endlich
konnte er nicht weiter, der Steig endigte unter einem
Fenſter, er mußte ſtill ſtehen und wußte jezt nicht, ob
er umkehren oder ob er bleiben ſollte. Plözlich ſah er
ein Licht, das ſich hinter den alten Gemäuer zu bewe-
gen ſchien. Er ſah dem Scheine nach und bemerkte,
daß er in einen alten geräumigen Saal blicken konnte,
der wunderlich verziert, von tauſendfachem Geſtein und
Cryſtall in vielfältigem Schimmern funkelte, die ſich
geheimnißvoll von dem wandelnden Lichte durcheinander
bewegten, welches eine große weibliche Geſtalt truge,
die ſinnend im Gemache auf und nieder gieng. Sie ſchien
nicht den Sterblichen anzugehören, ſo groß, ſo mächtig
waren ihre Glieder, ſo ſtreng ihr Geſicht, aber doch
dünkte dem entzückten Jünglinge, daß er noch nie eine

ſolche Schönheit geſehen habe. Er zitterte und wünſchte es doch heimlich, daß ſie zum Fenſter treten und ihn wahrnehmen möchte. Endlich ſtand ſie ſtill, ſetzte das Licht auf einen cryſtallenen Tiſch nieder, ſchaute in die Höhe und ſang mit durchdringlicher Stimme:

Wo die Alten weilen,
Daß ſie nicht erſcheinen?
Die Cryſtallen weinen,
Von Demant'nen Säulen
Fließen Thränenquellen,
Töne klingen drein.
In den klaren hellen
Schöndurchſicht'gen Wellen
Bildet ſich der Schein,
Der die Seelen ziehet,
Dem das Herz erglühet;
Komm't ihr Geiſter Alle
Zu der gold'nen Halle,
Hebt aus tiefem Dunkeln
Häupter, weiche funkeln,
Macht der Herzen, macht der Geiſter,
Die ſo durſtig ſind im Sehnen,
Mit den leuchtend ſchönen Thränen
Allgewaltig euch zum Meiſter.

Als ſie geendigt hatte, fieng ſie an ſich zu entkleiden, und ihre Kleider in einem koſtbaren Wandſchrank zu legen. Erſt nahm ſie einen goldenen Schleyer vom Haupte, und ein langes ſchwarzes Haar floß in geringelter Fülle bis über die Hüften hinab; dann löſte ſie das Gewand des Buſens, und der Jüngling vergaß ſich und die Welt im Anſchauen der überirdiſchen Schönheit. Er wagte kaum zu athmen, als ſie nach und nach alle Hüllen und Gewänder löſte, nackt gieng ſie endlich im Saale auf und ab und ihre ſchweren ſchwebenden Locken bildeten um ſie her ein dunkeles Meer. Dann gieng ſie endlich zu einem andern goldenen Schranke, nahm eine Tafel heraus, die von vielen eingelegten Steinen, von Gold, Rubinen, Diamanten und allen Juwelen glänzte, und betrachtete ſie lange Zeit. Die Tafel ſchien eine wunderliche unverſtändliche Figur mit ihren unterſchiedlichen Farben zu bilden, zuweilen war, nachdem der Schimmer ihm entgegen ſpiegelte, der Jüngling ſchmerzhaft geblendet, dann wieder beſänftigten grüne und blauſpielende Scheine ſein Auge: er aber ſtand, die Gegenſtände mit ſeinen Augen verſchlingend und zugleich tief in ſich ſelbſt verſunken. In ſeinem Innern hatte ſich ein Abgrund von Geſtalten und Wohllaute, von Sehnſucht und Wolluſt aufgethan, Schaaren von beflügelten Tönen und wehmüthigen und freudigen Melodien zogen durch ſein Gemüth, das bis auf den Grund bewegt war:

er sah eine Welt von Schmerz und Hoffnung in sich aufgehen, mächtige Wunderfelsen von Vertrauen und trotzender Zuversicht, große Wasserströme wie voll Wehmuth fliessend. Er kannte sich nicht wieder und erschrack, als die Schöne die Fenster öffnete, ihm die magische steinerne Tafel reichte und die wenigen Worte sprach: Nimm dieses zu meinem Angedenken. Er faßte die Tafel und fühlte die Figur, die unsichtbar sogleich in sein Inneres übergieng, und Licht und die mächtige Schönheit, der seltsame Saal waren verschwunden. Wie eine dunkle Nacht mit Wolkenvorhängen fiel es in sein Inneres hinein, er suchte nach seinen vorigen Gefühlen, nach jener Begeisterung und unbegreiflichen Liebe, er beschaute die kostbare Tafel, in welcher sich der untersinkende Mond schwach und bläulich spiegelte.

Noch hielt er die Tafel fest in seine Hände gepreßt, als der Morgen graute und er erschöpft, schwindelnd und halb schlafend die steile Höhe hinunter stürzte.

Die Sonne schien dem betäubtem Schläfer auf sein Gesicht, der sich auf einem anmüthigen Hügel wiederfand. Er sah um sich, und erblickte weiter hinter sich und kaum noch kennbar am äussersten Horizont, die Trümmer des Runenberges: er suchte nach jener Tafel und fand sie nirgend. Erstaunt suchte er sich zu sammeln und seine Erinnerungen anzuknüpfen, aber

sein Gedächtniß war wie mit einem wüsten Nebel angefüllt, in welchem sich formlose Gestalten wild und unkenntlich durcheinander bewegten. Sein ganzes voriges Leben lag wie in einer tiefen Ferne hinter ihm, das Seltsame und das Gewöhnliche war so ineinander vermischt, daß er es unmöglich sondern konnte. Nach langem Streite mit sich selbst, glaubte er endlich, ein Traum oder ein plötzlicher Wahnsinn habe ihn in dieser Nacht erfüllt, nur begriff er nicht, wie er sich so weit in eine fremde entlegene Gegend habe verirren können.

Noch fast schlaftrunken stieg er den Hügel herunter und gerieth auf einen gebahnten Weg, der ihn vom Gebirge hinunter in das flache Land führte. Aber alles war ihm fremd, er glaubte anfangs, er würde in seine Heimath gelangen, aber er sah eine ganz verschiedene Gegend, und er bemerkte, daß er hinter der südlichen Gränze des Gebirges gekommen sey, welches er im Frühling von Norden her betreten hatte. Jezt stand er über einem Dorfe, aus dessen Hütten ein friedlicher Rauch in die Höhe stieg. Kinder spielten auf einem grünen Plaze festtäglich geputzt und aus der kleinen Kirche erscholl der Orgelklang und das Singen der Gemeine. Alles ergriff ihn mit unbeschreiblich süßer Wehmuth, alles rührte ihn so herzlich, daß er weinen mußte. Die kleinen Gärten,

die kleinen Hütten mit ihren rauchenden Schornsteinen, die gerade abgetheilten Kornfelder erinnerten ihn an die Bedürftigkeit des armen Menschengeschlechtes, an seine Abhängigkeit vom freundlichen Erdboden, dessen Milde er sich vertrauen muß, dabey erfüllte der Gesang und der Ton der Orgel sein Herz mit einer niegefühlten Frömmigkeit. Seine Empfindungen und Wünsche in der Nacht erschienen ihm ruchlos und frevelhaft, er wollte sich gern wieder kindlich, bedürftig und demüthig an die Menschen, wie an seine Brüder, anschliessen, und sich von den gottlosen Gefühlen und Vorsätzen entfernen. Reizend und anlockend dünkte ihm die Ebene mit dem kleinen Fluß, der sich in mannichfaltigen Krümmungen um Wiesen und Gärten schwingte, mit Furcht gedachte er an seinen Aufenthalt in dem einsamen Gebirge und zwischen den wüsten Steinen, er sehnte sich, in diesem friedlichen Dorfe wohnen zu dörfen, und trat mit diesen Empfindungen in die angefüllte Kirche ein. Der Gesang war eben geendigt und der Priester hatte seine Predigt begonnen, von den Wohlthaten Gottes in der Erndte, wie seine Güte alles speißt und sättigt, was lebt, wie wunderbar im Getraide für die Erhaltung des Menschengeschlechts gesorgt sey, wie die Liebe Gottes sich unaufhörlich im Brodte mittheile und der andächtige Christ so ein unvergängliches Abendmahl gerührt feyern könne. Die Gemeine war erbaut, des Jägers Blicke ruheten auf den frommen Redner und bemerkten dicht ne-

bey der Kanzel ein junges Mädchen, das vor allen andern der Andacht und Aufmerksamkeit hingegeben war. Sie war schlank und blond, ihr blaues Auge war von der durchdringendesten Sanftheit, ihr Gesicht wie durchsichtig und in den zartesten Farben blühend. Der fremde Jüngling hatte sich und sein Herz noch niemals so empfunden, so voll Liebe und so beruhigt, so den stillsten und erquickendsten Gefühlen hingegeben. Er beugte sich weinend, als der Priester endlich den Segen sprach, er fühlte sich bey den heiligenden Worten wie von einer unsichtbaren Gewalt durchdrungen, und das Schattenbild der Nacht in die tiefste Entfernung wie ein Gespenst hinabgerückt. Er verließ die Kirche, verweilte unter einer großen Linde und dankte Gott in einem inbrünstigen Gebethe, daß er ihn, ohne sein Verdienst, wieder aus den Netzen des bösen Geistes befreyt habe.

Das Dorf feyerte an diesem Tage sein Erndtefest und alle Leute waren fröhlich gestimmt, die geputzten Kinder freueten sich auf die Tänze und auf die Kuchen, die jungen Burschе richteten auf dem Platze im Dorfe, der von Bäumen umgeben war, alles zu ihrer herbstlichen Festlichkeit ein, die Musikanten versammelten sich und probirten ihre Instrumente. Christian gieng noch einmal in das Feld hinaus, um sein Gemüth zu sammeln und seinen Betrachtungen nachzu-

hängen, dann gieng er in das Dorf zurück, in welchem ſchon alles zur Frohlichkeit und zur Begehung des Feſtes verſammelt war. Auch die blonde Eliſabeth war mit ihren Eltern zugegen und der Fremde miſchte ſich in den frohen Haufen, Eliſabeth tanzte und er hatte bald mit dem Vater ein Geſpräch angeſponnen, der ein Pachter war, und einer der reichſten im Dorfe. Ihm ſchien die Jugend und das Geſpräche des fremden Gaſtes zu gefallen und er wurde bald mit ihm einig, daß Chriſtian als Gärtner bey ihm einziehen ſolle; jezt kamen dieſem die Beſchäftigungen und Kenntniſſe zu ſtatten, die er in ſeiner Heimath ſo ſehr verachtet hatte.

Jezt begann ein ganz verändertes Leben für ihn, er zog bey dem Pachter ein und ward zu deſſen Familie gerechnet, mit ſeinem Stande veränderte er ſeine Tracht. Er war ſo gut, ſo dienſtfällig und immer freundlich, er ſtand ſeiner Arbeit ſo gut vor, daß ihm bald alle im Hauſe gewogen wurden, vorzüglich aber die Tochter. So oft er ſie am Sonntage zur Kirche gehen ſahe, hielte er ihr einen ſchönen Blumenſtrauß in Bereitſchaft, für den ſie ihm mit erröthender Freundlichkeit dankte: er vermißte ſie, wenn er ſie an einem Tage nicht ſahe, ſie erzählte ihm dann am Abend Märchen und luſtige Geſchichten. Sie wurden ſich immer nothwendiger, und die Alten, welche es bemerkten, ſchienen nichts dagegen zu haben, denn Chri-

stian war der fleissigste und schönste Bursche im Dorfe, sie hatten einen Zug der Liebe vom ersten Augenblicke zu ihm gefühlt. Nach einem halben Jahre war Elisabeth seine Gattinn.

Es war wieder der erste Frühling, die Schwalben und die Vögel des Gesanges kamen in das Land, der Garten stand in seinem schönsten Schmuck, die Hochzeit wurde mit aller Fröhlichkeit gefeyert, Braut und Bräutigam waren trunken von ihrem Glücke. Am Abend spät, als sie in die Kammer giengen, sagte der junge Gatte zu seiner Geliebten: Nein, nicht jenes Bild bist du, welches mich einst im Traume entzückte, und das ich niemals ganz vergessen kann, aber ich bin doch ganz glücklich.

Wie vergnügt war die Familie, als sie nach neun Monaten durch eine kleine Tochter vermehrt wurde, die sie Leonora nannten. Christian wurde zwar etwas ernster, indem er zuweilen das Kind betrachtete, aber doch kam seine jugendliche Heiterkeit immer wieder zurück. Er gedachte kaum noch seiner vorigen Lebensweise, denn er war ganz glücklich. Nach einigen Monaten fielen ihm aber seine Eltern in die Gedanken, und wie sehr sich besonders sein Vater über sein ruhiges Glück, über seinen Stand als Gärtner und Landmann freuen würde, es ängstigte ihn, daß er seine Eltern seit so lange ganz hätte vergessen kön-

nen, sein eigenes Kind erinnerte, welche Freude die Kinder den Eltern sind, und so beschloß er dann endlich, sich auf die Reise zu machen und seine Heimath wieder zu besuchen.

Ungern trennte er sich von seiner Gattinn, alle wünschten ihm Glück und er machte sich in der schönen Jahreszeit zu Fuß auf den Weg. Er fühlte schon nach wenigen Stunden, wie ihn die Scheidung peinige, zum erstenmal empfand er in seinem Leben die Schmerzen der Trennung: die fremden Gegenstände erschienen ihm fast wild, er schien sich selbst in einer feindseligen Einsamkeit verlohren. Da fiel ihm bey, daß seine Jugend vorüber sey, daß er eine Heimath gefunden habe, zu der er gehöre, in die sein Herz Wurzeln geschlagen habe, er war fast im Begriff, den verlohrnen Leichtsinn der vorigen Jahre zu beklagen, und es war ihm äusserst trübselig zu Muthe, als er für die Nacht auf einem Dorfe in dem Wirthshause einkehren mußte. Er begriff nicht, warum er sich von seiner freundlichen Gattinn, von seinem Kinde und den erworbenen Eltern entfernt hatte, und verdrießlich und murrend machte er sich am Morgen auf den Weg, um seine Reise fortzusetzen.

Seine Angst nahm zu, indem er sich dem Gebirge näherte, die fernen Ruinen traten schon sichtbarer und mehr zu unterscheiden hervor, viele Bergspitzen

ſonen ſich abgerundet aus dem blauen Nebel. Sein Schritt wurde zaghaft, er blieb oft ſtehen und verwunderte ſich über ſeine Furcht, über die Schauer, die ihm mit jedem Schritte gedrängter nahe kamen. Ich kenne dich Wahnſinn wohl, rief er aus, und dein gefährliches Locken, aber ich will dir männlich widerſtehen, Eliſabeth iſt kein ſchnöder Traum, ich weiß, daß ſie jezt an mich denkt, daß ſie auf mich wartet und liebvoll jede Stunde meiner Abweſenheit zählt. Sehe ich nicht ſchon Wälder wie ſchwarze Haare vor mir? Sehe ich nicht aus dem Bache die blizenden Augen nach mir her? Treten die großen Glieder nicht aus den Bergen auf mich zu? — Mit dieſen Worten wollte er ſich um auszuruhen unter einen Baum niederwerfen, als er im Schatten deſſelben einen alten Mann ſizen ſah, der mit der größten Aufmerkſamkeit eine Blume betrachtete, ſie bald gegen die Sonne hielt, bald wieder mit ſeiner Hand beſchattete, ihre Blätter zählte und überhaupt ſich bemühete, ſie ſeinem Gedächtniſſe genau einzuprägen. Als er näher gieng, erſchien ihm die Geſtalt ſo bekannt und bald blieb ihm kein Zweifel übrig, daß der Alte mit der Blume ſein Vater ſey. Er ſtürzte ihm mit dem Ausdruck der heftigſten Freude in die Arme, jener war vergnügt, aber gar nicht überraſcht, ihn ſo plözlich wieder zu ſehen. Kömmſt du mir ſchon entgegen, mein Sohn? ſagte der Alte, ich wußte, daß ich dich bald finden würde, aber ich glaubte nicht, daß es mir am heuti-

gen Tage so gut würde. — Woher wußtet ihr, Vater, daß ihr mich sehen würdet? — An dieser Blume; sprach der alte Gärtner, seit ich lebe, habe ich mir gewünscht, diese Blume einmal zu sehen, aber niemals ist es mir so gut geworden, weil sie sehr selten ist und nur in Gebirgen wächst: ich machte mich auf, dich zu suchen, weil deine Mutter gestorben ist und mir zu Hause die Einsamkeit zu drückend und trübselig war, ich wußte nicht, wohin ich meinen Weg richten sollte, endlich wanderte ich durch das Gebirge, so traurig mir auch die Reise vorkam, ich suchte nach der Blume, konnte sie aber nirgend entdecken, und nun finde ich sie ganz unvermuthet hier, wo schon die schöne Ebene sich ausstreckt, daraus wußte ich, daß ich dich bald sehen müßte, und sieh, wie die schöne Blume mir geweissagt hat. Sie umarmten sich wieder und Christian weinte über seine Mutter, der Alte aber faßte seine Hand und sagte: Laß uns gehen, daß wir die Schatten des Gebirges bald aus den Augen verlieren, mir ist immer noch weh um's Herz von den steilen wilden Gestalten, von den geistlichen Schluchten, von den schluchzenden Wasserbächen, laß uns das gute, fromme, ebene Land begrüßen.

So giengen sie zurück, und Christian ward wieder froher, er erzählte seinem Vater von seinem neuen Glücke, von seinem Kinde und seiner Heimath, sein Gespräch machte ihn selbst wie trunken, und er fühlte im

Sprechen erſt recht, wie nun nichts mehr zu ſeinem Glücke mangele. So kamen ſie unter Erzählungen, traurigen und fröhlichen, in dem Dorfe an, alle waren über die frühe Beendigung der Reiſe vergnügt, Eliſabeth am meiſten. Der alte Vater zog zu ihnen, und gab ſein kleines Vermögen in ihre Wirthſchaft, ſie bildeten den ſchönſten und zufriedenſten Kreis von Menſchen. Der Acker gedieh, der Viehſtand mehrte ſich, Chriſtians Haus wurde in wenigen Jahren eins-der anſehnlichſten im Orte, auch ſah er ſich bald als den Vater von mehreren Kindern.

Fünf Jahre waren auf dieſe Weiſe verfloſſen, als ein Fremder auf ſeiner Reiſe in dieſem Dorfe einkehrte und in Chriſtians Hauſe, weil es die anſehnlichſte Wohnung war, ſeinen Aufenthalt nahm. Er war ein freundlicher geſprächiger Mann, der Vieles von ſeinen Reiſen erzählte, der mit den Kindern ſpielte und ihnen Geſchenke machte, und dem in kurzem alle gewogen waren. Es gefiel ihm ſo wohl in der Gegend, daß er ſich einige Tage hier aufhalten wollte, aber aus den Tagen wurden Wochen und endlich Monate. Keiner wunderte ſich über die Verzögerung, denn, alle hatten ſich ſchon daran gewöhnt, ihn mit zur Familie zu zählen. Chriſtian ſaß nun oft nachdenklich, denn es kam ihm vor, als kenne er den Reiſenden ſchon von ehemals, und doch konnte er ſich keine Gelegenheit erinneren, bey welcher er ihn geſehen habe. Nach dreien Monaten nahm er

endlich Abſchied und ſagte: Lieben Freunde, ein wunderbares Schickſal und ſeltſame Erwartungen treiben mich in das nächſte Gebirge hinein, ein wundervolles Bild, dem ich nicht widerſtehn kann, lockt mich, ich verlaſſe euch jezt, und ich weiß nicht, ob ich wieder zu euch zurück kommen werde; ich habe eine Summe Geldes bey mir, die bey euch ſicherer iſt, als bey mir, und deshalb bitte ich euch, ſie zu verwahren, komme ich in Jahresfriſt nicht zurück, ſo behaltet ſie, und nehmt ſie als einen Dank für eure mir bewieſene Freundſchaft an.

So reißte der Fremde dann fort, und Chriſtian nahm das Geld in Verwahrung, er verſchloß es ſorgfältig und ſah aus übertriebener Aengſtlichkeit zuweilen wieder nach, zählte es über, ob nichts daran fehle und machte ſich viel damit zu thun. Dieſe Summe könnte uns recht glücklich machen, ſagte er einmal zu ſeinem Vater, wenn der Fremde nicht zurückkommen ſollte, für uns und unſere Kinder wäre auf immer geſorgt. — Laß das Geld, ſagte der Alte, darinnen liegt das Glück nicht, uns hat bisher noch Gottlob nichts gemangelt und entſchlage dich überhaupt dieſer Gedanken.

Oft ſtand Chriſtian in der Nacht auf, um die Knechte zur Arbeit zu wecken und ſelbſt nach allem zu ſehen, der Vater war beſorgt, daß er durch übertrie-

benem

benem Fleiß ſeiner Jugend und Geſundheit ſchaden möchte, er machte ſich auf in einer Nacht, um ihn zu ermahnen, ſeine übertriebene Thätigkeit einzuſchränken, als er ihn zu ſeinem Erſtaunen bey einer kleinen Lampe am Tiſche ſitzen fand, indem er wieder die Goldſtücke mit der größten Emſigkeit zählte. Mein Sohn, ſagte der Alte mit Schmerzen, ſoll es dahin mit dir kommen, iſt dieſes verfluchte Metall nur zu unſerm Unglück unter unſer Dach gebracht? Beſinne dich, mein Lieber, ſo muß dir der böſe Feind Blut und Leben verzehren. — Ja, ſagte Chriſtian, ich verſtehe mich ſelber nicht mehr, weder bei Tage noch in der Nacht läßt es mir Ruhe, ſeht, wie es mich jezt wieder anblickt, daß mir der rothe Glanz tief in mein Herz hineingeht! Horcht, wie es klingt, dies göldene Blut: Das rüft mich, wenn ich ſchlafe, ich höre es, wenn Muſik klingt, wenn der Wind bläßt, wenn Leute auf der Gaſſe ſprechen; ſcheint die Sonne, ſo ſehe ich nur dieſe gelben Augen, wie es mir zublinzelt und mir heimlich ein Liebeswort in's Ohr ſagen will, ſo muß ich mich wohl nächtlicherweiſe anmachen, um nur ſeinem Liebesdrang genug zu thun, und dann fühle ich es innerlich jauchzen und frohlocken, wenn ich es mit meinen Fingern berühre, es wird vor Freuden immer röther und herrlicher, ſchaut nur ſelbſt die Gluth der Entzückung an. — Der Greis nahm ſchaudernd und weinend ſeinen Sohn in ſeine

Arme, betete und sprach dann: Christel, du mußt dich wieder zum Worte Gottes wenden, du mußt fleissiger und andächtiger in die Kirche gehen, sonst wirst du verschmachten und im traurigsten Elend vergehen.

Das Gold wurde wieder weggeschlossen, Christian versprach, sich zu ändern und in sich zu gehen, und der Alte war beruhigt. Schon war ein Jahr und mehr vergangen und man hatte von dem Fremden noch nichts wieder in Erfahrung bringen können, der Alte gab endlich den Bitten seines Sohnes nach, und das zurückgelassene Geld wurde in Ländereyen und auf andere Weise angelegt. Im Dorfe wurde bald von dem Reichthum des jungen Pachters gesprochen und Christian schien ausserordentlich zufrieden und vergnügt, so daß der Vater sein Glück pries, ihn so wohl und heiter zu sehen, und alle Furcht war jezt in seiner Seele verschwunden. Wie sehr mußte er daher erstaunen, als ihn an einem Abend Elisabeth beyseit nahm und unter Thränen erzählte, wie sie ihren Mann nicht mehr begreife, er spreche so irre, vorzüglich des Nachts, er träume schwer, gehe oft im Schlafe lange in der Stube herum, ohne es zu wissen, und erzähle wunderbare Dinge, vor denen sie oft schaudern müße. Am schrecklichsten sey ihr seine Lustigkeit am Tage, denn sein Lachen sey so fein, sein Blick irre und fremd. Der Vater erschrack und die betrübte Gattinn fuhr fort: Immer spricht er von dem Fremden und

behauptet, daß er ihn schon sonst gekannt habe, denn dieser fremde Mann sey eigentlich ein wunderschönes Weib; auch will er gar nicht mehr auf das Feld hinausgehen oder im Garten arbeiten, denn er sagt, er hörte ein unterirdisches fürchterliches Aechzen, so wie er nur eine Wurzel ausziehe, er fährt zusammen und scheint sich vor allen Pflanzen und Kräutern wie vor Gespenstern zu entsetzen. — Allgütiger Gott! rief der Vater aus, ist der fürchterliche Hunger in ihm schon so fest hineingewachsen, daß er dahin hat kommen können! So ist sein verzaubertes Herz nicht menschlich mehr, sondern von kaltem Metall, wer keine Blumen mehr liebt, dem ist alle Liebe und Gottesfurcht verlohren.

Am folgenden Tage gieng der Vater mit dem Sohn spatzieren und sagte ihm manches wieder, was er von Elisabeth gehört hatte, er ermahnte ihn zur Frömmigkeit, und daß er seinen Geist heiligen Betrachtungen widmen solle. Christian sagte: Gern, Vater, auch ist mir oft ganz wohl, und es gelingt mir alles gut, ich kann auf lange Zeit, auf Jahre die wahre Gestalt meines Innersten vergessen, und wie ein fremdes Leben mit Leichtigkeit hervor, dann geht aber plötzlich wie ein neuer Mond das regierende Gestirn, welches ich selber bin, in meinem Herzen auf, und besiegt die fremde Macht. Ich könnte ganz froh seyn,

aber einmal, in einer seltsamen Nacht, ist mir durch die Hand ein geheimnißvolles Zeichen tief in mein Gemüth hineingeprägt, oft schläft und ruht die magische Figur, ich meine sie ist vergangen, aber sie quillt dann wie ein Gift plötzlich wieder empor und wegt sich in allen Linien, dann kann ich sie nur denken und fühlen, dann erscheint mir die ganze Welt anderst. Wie der Wahnsinnige beim Anblick des Wassers sich entsetzt und das empfangene Gift noch giftiger in ihm wird, so geschieht es mir bey allen eckigen oder gezogenen Figuren, bey jeder Linie, bey jedem Strahl, alles will die inwohnende Gestalt entbinden und zur Geburt befördern, und dann ist mein Geist und mein Körper in Angst, wie sie das Gemüth durch ein Gefühl von aussen erhielt, so will es sie dann wieder quälend und ringend zum äussern Gefühl hinausarbeiten, um ihrer los und ruhig zu werden.

Ein unglückliches Gestirn war es, sprach der Alte, daß dich von uns hinweg zog, du warst für ein stilles Leben geboren, dein Sinn neigte sich zur Ruhe und zu den Pflanzen, da führte dich deine Ungeduld hinweg, in die Gesellschaft der verwilderten Steine, die Felsen, die zerrissenen Klippen mit ihren schraffen Gestalten haben dein Gemüth zerrüttet, und den verwüstenden Hunger nach dem Metall in dich gepflanzt. Immer hättest du dich vor dem Anblick des Gebirges hüten und bewahren müßen, und so dachte ich dich

auch zu erziehen, aber es hat nicht seyn sollen. Deine Demuth, deine Ruhe, dein kindlicher Sinn ist von Trotz, Wildheit und Uebermuth verschüttet.

Nein, sagte der Sohn, jezt erinnere ich mich ganz deutlich, daß mich eine Wurzel zuerst unglücklich gemacht hat, seitdem verstehe ich erst die Seufzer und Klagen, die allenthalben in der ganzen Natur vernehmbar sind, wenn man darauf hört: in den Pflanzen, Kräutern, Blumen und Bäumen regt und bewegt sich schmerzhaft nur Eine große Wunde, sie sind der Leichnam von gewesenen herrlichen Steinwelten, sie bieten unserm Auge die schrecklichste Verwesung dar. Jezt verstehe ich es wohl, daß es dies war, was mir jene Wurzel mit ihrem tiefgeholten Aechzen sagte, sie vergaß sich in ihrem Schmerz und verrieth mir alles. Darum sind alle grünen Gewächse so erzürnt auf mich und stehen mir nach dem Leben, sie wollen die Figur in meinem Herzen auslöschen und in jedem Frühling ihre verzerrte Leichenmiene dahin einschreiben. Unerlaubt und tückisch ist es, wie sie dich, alter Mann, hintergangen haben, denn von deinem Leben haben sie gänzlich Besitz genommen. Frage nur die Steine, du wirst erstaunen, wenn du sie reden hörst.

Der Vater sah ihn lange an und konnte ihm nichts mehr antworten. Sie giengen schweigend zurück nach

Hauſe, und der Alte muſte ſich jezt ebenfalls über die Luſtigkeit ſeines Sohnes entſetzen, denn ſie dünkte ihm ganz fremdartig, und als wenn ein anderes Weſen aus ihm, wie aus einer Maſchine, unbeholfen und ungeſchickt herausſpiele. —

Das Erndtefeſt ſollte wieder gefeyert werden, die Gemeine gieng in die Kirche und auch Eliſabeth zog ſich mit den Kindern an, um dem Gottesdienſt beyzuwohnen: ihr Mann machte auch Anſtalten, mit ihr zu gehen, aber nah vor der Kirchenthür kehrte er um und gieng tiefſinnend vor das Dorf hinaus. Er ſetzte ſich auf die Anhöhe und ſahe wieder die rauchenden Dächer unter ſich, er hörte den Geſang und den Orgelton von der Kirche her, geputzte Kinder tanzten und ſpielten auf dem grünen Raſen. Wie habe ich mein Leben in einem Traum verlohren, ſagte er zu ſich ſelbſt, Jahre ſind verfloſſen, daß ich von hier herunter ſtieg, unter die Kinder hinein: die damals hier ſpielten, ſind heut ernſthaft dort in der Kirche; ich trat hinein: heut iſt Eliſabeth kein blühendes kindliches Mädchen, ihre Jugend iſt vorüber, ich kann nicht mit der Sehnſucht wie damals den Blick ihrer Augen aufſuchen: ſo habe ich muthwillig ein hohes ewiges Glück aus der Acht gelaſſen, um ein vergängliches und zeitliches zu gewinnen.

Er gieng ſehnſuchtsvoll nach dem benachbarten Walde

und vertiefte sich in seine dichtesten Schatten. Eine schauerliche Stille umgab ihn, keine Luft rührte sich in den Blättern. Indem sah er von fern einen Mann auf sich zukommen, den er für den Fremden erkannte; er erschrack, und sein erster Gedanke war, jener würde sein Geld von ihm zurückfordern. Als die Gestalt etwas näher kam, sah er, wie sehr er sich geirrt hatte, denn die Umrisse, die er wahrzunehmen geglaubt hatte, zerbrachen wie in sich selber, ein altes Weib von der äussersten Häßlichkeit kam auf ihn zu, sie war in schmutzigen Lumpen gekleidet, ein zerrissenes Tuch hielt einige greise Haare zusammen, sie hinkte an einer Krücke. Mit fürchterlicher Stimme redete sie Christian an und fragte nach seinem Namen und Stand, er antwortete ihr weitläuftig, worauf er fragte: Und wer bist du? Man nennt mich das Waldweib, sagte jene, und jedes Kind weiß von mir zu erzählen: Hast du mich niemals gekannt? Mit den letzten Worten wandte sie sich um und Christian glaubte zwischen den Bäumen den goldenen Schleyer, den hohen Gang, den mächtigen Bau der Glieder wieder zu erkennen. Er wollte ihr nacheilen, aber seine Augen fanden sie nicht wieder.

Indem zog etwas Glänzendes seine Blicke in das grüne Gras nieder. Er hob es auf und sahe die magische Tafel mit den farbigen Edelgesteinen, mit der seltsamen Figur wieder, die er vor so manchem Jahr

verlohren hatte. Die Geſtalt und die bunten Lichter drükten mit der plözlichſten Gewalt auf alle ſeine Sinne. Er faßte ſie recht feſt an, um ſich zu überzeugen, daß er ſie wieder in ſeinen Händen hatte und eilte damit nach dem Dorfe zurück. Der Vater begegnete ihm. Seht, rief er dieſem entgegen, das, wovon ich euch ſo oft erzählet habe, was ich nur im Traume ſah, iſt jezt gewiß und wahrhaft mein. Der Alte betrachtete die Tafel lange und ſagte: Mein Sohn, mir ſchaudert recht im Herzen, wenn ich die Liniamente dieſer Steine betrachten und ahndend den Sinn dieſer Wortfügung errathe; ſieh her, wie kalt ſie funkeln, welche grauſame Blicke ſie von ſich geben, blutdürſtig, wie das rothe Auge des Tiegers. Wirf dieſe Schrift weg, die dich kalt und grauſam macht, die dein Herz verſteinern muß:

Sieh die zarten Blüthen keimen,
Wie ſie aus ſich ſelbſt erwachen,
Und wie Kinder aus den Träumen
Dir entgegen lieblich lachen.

Ihre Farbe iſt im Spielen
Zugekehrt der gold'nen Sonne,
Deren heiſſen Kuß zu fühlen,
Das iſt ihre höchſte Wonne.

An den Küſſen zu verſchmachten,
Zu vergehn in Lieb und Wehmuth;
Alſo ſtehn, die eben lachten
Bald verwelkt in ſtiller Demuth.

Das iſt ihre höchſte Freude,
Im Geliebten ſich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn im ſüßen Leide.

Dann ergieſſen ſie die Düfte,
Ihre Geiſter mit Entzücken,
Es berauſchen ſich die Läfte
Im balſamiſchen Erquicken:

Liebe kömmt zum Menſchenherzen,
Regt die gold'nen Saitenſpiele,
Und die Seele ſpricht: Ich fühle
Was das Schönſte ſey, wonach ich ziele,
Wehmuth, Sehnſucht und der Liebe
Schmerzen.

Wunderbare, unermeßliche Schätze, antwortete der Sohn, muß es auch in den Tiefen der Erde geben; wer dieſe ergründen, heben und an ſich reiſſen könnte! Wer die Erde ſo wie eine geliebte Braut an ſich zu

drucken vermöchte, daß sie ihm in Angst und Liebe gern ihr Kostbarstes gönnte. Das Waldweib hat mich gerufen, ich gehe sie zu suchen; hier neben an ist ein alter verfallener Schacht, schon vor Jahrhunderten von einem Bergmanne aufgegraben, vielleicht daß ich sie dort finde.

Er eilte fort. Der Alte strebte vergeblich ihn zurück zu halten, jener war seinen Blicken bald entschwunden. Nach einigen Stunden und nach vieler Anstrengung kam er an den alten Schacht, er sah die Fußtapfen im Sande am Eingange eingedruckt, er kehret weinend zurück, in der Ueberzeugung, daß sein Sohn im Wahnsinn hineingegangen und in alte gesammelte Wässer und Untiefen versunken sey.

Seitdem war er unaufhörlich betrübt und in Thränen, das ganze Dorf trauert um den jungen Pachter, Elisabeth weinte mit den Kindern. Nach einem halben Jahre war der alte Vater gestorben. Elisabeths Eltern folgten ihm bald nach, und sie mußte die große Wirthschaft allein verwalten. Die angehäuften Geschäfte entfernten sie etwas von ihrem Kummer, die Erziehung der Kinder, die Bewirthschaftung des Guts liessen ihr für Sorge und Gram keine Zeit übrig. So entschloß sie sich nach zwey Jahren zu einer neuen Heirath, sie gab ihre Hand einem jungen, heitern Manne, der sie schon von Jugend auf geliebt

hatte. Aber bald gewann alles im Hauſe eine andere Geſtalt. Das Vieh ſtarb, Knechte und Mägde waren untreu, einige Scheuren mit Früchten wurden vom Feuer verzehrt, Leute in der Stadt, bey welchem einige Summen ſtanden, entwichen mit dem Gelde. Bald ſah ſich der neue Wirth genöthigt, einige Aecker und Wieſen zu verkaufen, aber ein Miswachs und ein theures Jahr brachten ihn nur in neue Verlegenheit. Es ſchien nicht anders, als wenn das ſo wunderbare erworbene Geld auf allen Wegen eine ſchleunige Flucht ſuchte; indeſſen nahmen die Kinder zu, und Eliſabeth ſowohl als ihr Mann wurden in der Verzweiflung unachtſam und ſaumſelig, er ſuchte ſich zu zerſtreuen und trank häufigen und ſtarken Wein, der ihn verdrießlich und jähzörnig machte, ſo daß oft Eliſabeth mit heißen Zähren ihr Elend beweinte. Die Freunde im Dorfe zogen ſich mit ihrem Glücke von ihnen zurück, ſo daß ſie nach einigen Jahren ganz verlaſſen waren, und ſich nur mit Mühe von einer Woche zur andern hinüber friſteten.

Es waren ihnen nur wenige Schaafe und eine Kuhe übrig geblieben, welche Eliſabeth oft ſelber mit den Kindern hütete. So ſaß ſie einſt mit ihrer Arbeit auf dem Anger, Lenore zu ihrer Seite und ein ſäugendes Kind an der Bruſt, als ſie von ferne herauf eine wunderbare Geſtalt kommen ſah. Es war ein Mann in einem ganz zerriſſenen Rocke, barfüßig, ſein Ge-

ficht schwarzbraun von der Sonne verbrennet, welches ein langer struppiger Bart noch mehr entstellte; er trug keine Bedeckung auf dem Kopf, hatte aber von grünem Laube einen Kranz durch sein Haar geflochten, welcher sein wildes Ansehn noch seltsamer und unbegreiflicher machte. Auf dem Rücken trug er in einem festgeschnürten Sacke eine schwere Ladung; im Gehen stützte er sich auf eine abgebrochene junge Fichte.

Als er näher kam, setzte er seine Last nieder und hohlte schwer Athem. Er bat der Frau guten Tag, die sich vor seinem Anblick entsetzte, das Mädchen schmiegte sich an ihre Mutter. Als er ein wenig geruht hatte, sagte er; nun komme ich von einer sehr beschwerlichen Wanderschaft aus dem rauhesten Gebirge auf Erden, aber ich habe dafür auch endlich die kostbarsten Schätze mitgebracht, die die Einbildung nur denken, oder das Herz sich wünschen kann. Seht hieher und erstaunt. — Er öffnete seinen Sack und schüttete ihn aus; er war voller Kiesel, unter denen große Stücke Quarz, nebst andern Steinen lagen. Es ist nur, fuhr er fort, daß diese Juwelen noch nicht polirt und geschliffen sind, darum fehlt es ihnen auch an Auge und Blick, das äusserliche Feuer mit seinem Glanze ist auch zu sehr in ihr inwendiges Herz begraben, aber man muß es nun herausschlagen, daß sie sich fürchten, daß keine Verstellung ihnen mehr etwas

nützt,

näht, so sieht man wohl, wes Geistes-Kinder sie sind. — Er nahm einen harten Stein und schlug ihn heftig gegen einen andern, daß die rothen Funken herausſprangen. Habt ihr den Glanz gesehn? rief er aus, so sind sie ganz Feuer und Licht, sie erhellen das Dunkel mit ihrem Lachen, aber noch thun sie es nicht freiwillig. — Er packte hierauf alles wieder sorgfältig in seinen Sack, welchen er fest zusammenschnürte. Ich kenne dich recht gut, sagte er dann wehmüthig, du bist Elisabeth. — Die Frau erschrack: Wie ist dir auch mein Name bekannt? fragte sie mit ähndendem Zittern. — Ach, lieber Gott, sagte der Unglückselige, ich bin ja der Christian, der erst als ein Jäger zu euch kam, kennst du mich denn nicht mehr?

Sie wußte nicht, was sie im Erschrecken und tiefstem Mitleiden sagen sollte. Er fiel ihr um den Hals und küßte sie. Elisabeth rief aus: O Gott! mein Mann kommt!

Sey ruhig, sagte er, ich bin dir so gut wie gestorben, dort im Walde wartet schon meine Schöne, die Gewaltige, auf mich, die mit dem goldnen Schleyer geschmückt ist. — Dieses ist mein liebstes Kind Leonore. Komme her, mein theures, liebes Herz, und gieb mir auch einen Kuß, nur einen einzigen, daß ich einmal wieder deinen Mund auf meinen Lippen fühle, dann will ich euch verlassen.

Leonore weinte, ſie ſchmiegte ſich an die Mutter, die in Schluchzen und Thränen ſie halb zum Wanderer lenkte, halb zog ſie dieſer zu ſich und nahm ſie in die Arme und drükte ſie an ſeine Bruſt. — Dann gieng er ſtill fort, und im Walde ſah man ihn mit dem entſetzlichen Waldweibe ſprechen.

Was iſt euch? fragte der Mann, als er Mutter und Tochter blaß und in Thränen aufgelöſt wieder fand. Keine wollte ihm eine Antwort geben.

Der Unglückliche ward aber ſeitdem nicht wieder geſehen.

Bruchstük

aus dem

Leben eines Emigrirten.

Unkündig des Weges und ohne Führer irrte ich in den Appenninen umher. Ich suchte einen Aufenthalt der Ruhe; noch blutete mein Herz an den Wunden, die ich ihm selbst schlug, als ich mein Vaterland verließ, als ich freiwillig so viel aufopferte und ich dachte nur meinen Verlust. —

Ich hatte einen Vater am Rande des Grabes verlassen, und ich war nur noch seine einzige Stüze gewesen. Vergebens hatte er alle seine Beredsamkeit verschwendet, mich in meinem Vorsaz wankend zu machen. Vergebens hatte sich eine zärtliche Mutter mir zu Füßen geworfen und die Erde mit ihren Zähren genezt; — ich verließ sie, und — bey dem Allmächtigen! ich bin nicht gefühllos. — Die Ehre hatte mir die Bahn bezeichnet, die ich nun verfolgen sollte. — Ach! grausames Vorurtheil misverstandener Ehre, leerer Schall, thörigtes Hirngespinst der Convenienz, du

wurdest die Quelle aller meiner Leiden, aller meiner widrigen Schicksale.

Ich war Offizier im Regimente von ..... alle meine Kameraden beschlossen, zu emigriren. Ich war bey diesem Beschluß zugegen, und auch der Tag unserer gemeinschaftlichen Auswanderung war zugleich mit festgesetzt. Ich bat nur um einen kleinen Aufschub, um noch einmal die zu sehen, die mir das Leben geschenkt hatten. — Meine Bitte ward mir gewährt, aber zuvor mußte ich durch einen feyerlichen Eid geloben, ihnen nachzufolgen. Meine Eltern wollten mich zurückhalten, doch mich fesselte ein Schwur. Ohne Meyneid durfte ich ihren Bitten, ihren Thränen nicht nachgeben. — Ich reiste ab.

Kaum war ich über die Gränze, so erhielt ich die schreckenvolle Nachricht von der Gefangennehmung meiner Familie, die sich doch meiner Auswanderung standhaft widersetzt hatte. Ich verließ mein Vaterland, um nicht ein Meineidiger zu heissen, und der Zorn über die ungerechte Behandlung der Meinigen unterdrückte alle Zweifel über die Rechtmäßigkeit meines gewagten Schritts. — Ich reiste immer weiter. Der Anblik dieser Gebirge kühlte endlich mein racheglühendes Blut. Eine sonderbare mir unerklärliche Unruhe ergriff mich. Das dumpfe Geräusch des von schraffen Felsen herabstürzenden Wassers, die mich rund umgebenden hohen Klippen, ihre zersplitterten Trümmer, die aufeinau-

der gethürmten Gebirgsmassen, das Geheul des Sturmwindes, der in den engen Hohlwegen hauft, dies alles erfüllte mich mit einem heiligen Schauer. Ich stand allein in dieser todten Natur. Ein rohes Chaos lag vor mir. Kaum einige kleine Pflanzen schmükten diesen Aufenthalt des Schreckens, wohin der Zufall meine irre Tritte geleitet hatte. — Ich sah mich von der ganzen Welt verlassen und zitterte. Ermattet von der langen Pilgerreise, setzte ich mich endlich an dem Ufer eines Felsenstromes nieder, in der festen Ueberzeugung, ich würde hier vor Kummer und Abspannung den oft ersehnten Tod finden. Plötzlich traf mein Ohr der langsam abgemessene dumpfe Ton einer Glocke.

„ Also auch hier in der Wüste hat man dem Ewi-
„ gen einen Tempel errichtet? " sagte ich zu mir selbst:
„ Ach! nur Unglückliche, überdrüßig einer trügerischen
„ Welt, konnten an den Rand schrecklicher Abgründe
„ flüchten, um fern von Menschen, dem Ende ihres
„ Jammers mit stiller Hingebung entgegen zu sehen! "

Ich horche, ich folge dem verhallenden Ton der Glocke. Die hier früher einbrechende Nacht verbreitet schon ihren dunkeln Schleyer um mich her. Ich steig einen steilen Abhang hinunter. Es ist mir, als stieg ich in die tiefsten Abgründe der Erde. Izt erblick ich eine ungeheure Steinmasse, geschwärzt von der Zeit und der verschlossenen Luft. Ein dichtes Gehölz von

Cypreſſen umhüllt es mit ſeinem traurigen Laub, und macht den Anblick noch ſchauerlicher. Ich zieh' an einer Glocke. Sie erſchallt, und man entriegelt die Thüre.

„Wer ſind Sie?“ fragte eine Geſpenſtergeſtalt mit der Stimme eines Sterbenden.

„Ein Unglücklicher, der weit — weit von ſeinem Vaterlande flüchten mußte.“

Man öffnet mir die in ſchweren Angeln ſeufzende Pforte. Ich trete hinein. Man bietet mir einige Erfriſchungen an und nun erfahre ich, daß ich in einem Nonnenkloſter bin. Man führt mich zur Abtißinn, ſie empfängt mich mit Leutſeligkeit und bezeugt mir ihre Theilnahme. Sie bittet, einige Tage zu bleiben, mich von der Ermüdung meiner Reiſe zu erholen und morgen der Zeuge einer Einkleidung zu ſeyn.

Sie geht ins Chor und ich in die Kirche. Was ſahe ich, hohe gewölbte Bogengänge, hin und wieder mit brennenden Lampen geſchmückt, die aber nicht hinreichen, die Finſterniß überall zu verſcheuchen, buntes Schnitzwerk, antike Altäre, eine große Kanzel von dunkelm Holz mit Vergoldung überladen, Grabſteine und Todtendenkmäler aus mehrern Jahrhunderten. Ein Gitter verſchließt das Chor der Novizinn. Man hat vergeſſen, die Vorhänge vorzuziehen, denn ſonſt iſt die Kirche ſtets menſchenleer. — Wo bin ich? — Im

Asyl der Todten, im Grabe der Lebendigen? — An beyden Seiten des Chors sahe ich Frauen in Schwarz gekleidet. Eine einzige trägt ein weisses Gewand, und neben ihr steht eine brennende Lampe. Mit langsamen Schritten geh ich immer näher, ich unterscheide ihre Gesichtszüge. Sie war blas, in ihren geschwollenen Augen glänzten noch Thränen, die sie verstohlen zu trocknen suchte. — Gott! ist es dann ein Verbrechen, in diesen Mauern zu weinen? Ach, auch hier giebt es Verfolgte! Ein wunderbares Gefühl ergreift mich. Eine unerklärbare zärtliche Theilnahme für die Unbekannte erfüllt meine ganze Seele. Ihre Thränen fielen brennend auf mein Herz, es pochte heftiger. — Ich vergaß Vaterland und Verwandten. — So bin ich auch hier mitten unter den Schlachtopfern menschlicher Leidenschaften. — Vielleicht seufzt hier in diesem Abgrunde eine zweite Heloise. — — Ach, wie oft wurde ein liebenswürdiges Weib dem Ehrgeize, der Habsucht, dem Eigennutze geopfert; das sonst in der Welt geglänzt, einen edlen Mann glücklich gemacht und dem Vaterlande schöne Töchter und tapfere Söhne geschenkt hätte. — Warum floh ich thörigt vor den Zerstörern dieser hassenswerthen Einrichtungen! — Man erwekt mich aus diesen Betrachtungen. Ich war allein in der Kirche geblieben und man wollte die Thüren verschließen. Ich kehre zur Abtißinn zurück. Ich finde das junge Mädchen bey ihr, das eben im Begriff ist, Freyheit und

Zufriedenheit aufzuopfern. Juliane von Santa Fede war der Name der Unglücklichen. Sie stammte aus einer vornehmen lombardischen Familie, und ihr Vater hatte sie zum Klosterleben verurtheilt, um ihrem Bruder den Nachlaß ihrer Vorältern ungetheilt zu verhalten. Wie haßte ich diesen Bruder, obschon ich ihn nicht kannte. Ich hatte Unrecht, wie der Verfolg lehren wird.

Die Glocke verkündet den Vestallinnen den Augenblick der Rückkehr in ihre Zellen, sie entfernen sich und ich bin allein in einer schauererregenden Einsamkeit. Todtenstille herrscht überall; und das Rauschen der Zweige, die leise die Fenster des Klosters berühren, unterbricht diese peinliche Ruhe. Juliane ist allein; ach! sie fleht zu einem gerechten Gott, den sie nie beleidigt hat, sie nicht so hart zu strafen!

„Sie entsagt auf ewig der Welt," seufzte ich: „Hymens Fackel wird sich nie für sie entzünden, nie „wird sie die reinen Liebkosungen eines zärtlichen „Gatten schmecken, nie die süßen Gefühle einer Mutter kennen lernen. Ihre Reizen werden sich nicht „wieder verjüngern in den Zügen einer holden Tochter, und ihre Tugenden in ihren Enkel nicht wieder aufleben. Sie stirbt der Welt ab, ihr Busen „verblüht, er darf den schönsten Empfindungen nicht „mehr entgegen klopfen. Morgen öffnet sich zwischen „ihr und der Welt eine unermeßliche Kluft; — o „unseliges, unmenschliches Gelübde!"

In diesem Augenblicke fiel es mir bey, daß man diese schreckliche Sitte in meinem Vaterlande abschaffen will; und in meinem Herzen erwachte Zweifel gegen den Revolutionshaß, den man mir eingeflößt hatte.

„ Alle diese zwanzig Gefangenen haben vielleicht „ fühlende zärtliche Herzen, wodurch sie das Glück „ edler Jünglinge gemacht hätten. Jezt verglüht das „ Feuer ihrer Jugend, ohne irgend ein menschliches Wesen zu erwärmen. Sie sind dazu verdammt, „ zu leben ohne zu nutzen, sie gleichen Bächen in Wüsten, die fern, von den Menschen, durch öde Thäler „ fliessen; kein Ohr hört ihr Murmeln, kein Wanderer stillt seinen Durst bey ihnen. " — Hier wurde meinem Zweifel Gewißheit. „ Ja, es ist eine hassenswerthe Einrichtung! " rief ich mit Heftigkeit aus.

Endlich schlummerte ich unter tausend kummervollen Gedanken ein. Mein Schlaf war unruhig, ich träumte von Juliane. Ich sah sie in ihrer Zelle, wie sie in Thränen schwamm. Ich vernahm ihr ängstliches Gebeth. O Gott, flehte sie: schenke mir Kraft zum Widerstand oder laß mich noch heute sterben! — Nein, nein! Du sollst nicht sterben, süßes, schüchternes, schuldloses Geschöpf! —

Mit dem Anbruch des Tages verließ ich mein Lager; und durchirrte die Kreuzgänge des Klosters. Die

aufgehende Sonne hatte die Wolken zerstreut, die Luft war rein und heiter. — Ich klagte die Natur an, daß sie sich nicht in Trauer hülle. Einige Nonnen schmükten mit Blumen die Kirche und den Altar; worauf das reitzende Schlachtopfer fallen sollte. Jezt hörte ich den Schlag von Pferdehufen. Zwey Herrn traten in das Kloster. Es ist der Prinz von Santa-Fede und sein Sohn. Ich hatte vor einigen Jahren den Prinzen am Hofe zu Madrid gesehen, wo ich einige Zeit bey unserer Gesandtschaft gewesen war. Die Abtißinn stellte mich ihm vor, er erkannt mich, und freuete sich, mich hier so unerwartet wieder zu finden. Meine Flucht aus Frankreich war bey ihm das beßte Empfehlungsschreiben für mich.

Der Graf, ein Sclave unnatürlicher Vorurtheile, hatte seine Tochter dem Kloster gewidmet, um seinen Sohn zu bereichern, aber das Vatergefühl behielt doch einige Rechte über sein Herz. Er wollte noch einmal seine Tochter sehen und Abschied von ihr nehmen. Juliane ward herbey gerufen. — Sie erscheint, ihr Bruder spricht für sie, er will selbst lieber ehelos bleiben, als seine Schwester unglücklich wissen. Der Vater verwirft diesen Vorschlag und beharrt auf seinem Entschluß. Juliane willigt ein, ihren Bruder in dem ungetheilten Besiz des väterlichen Vermögens zu lassen und bittet um nichts, als ihre Freyheit.

„In ein Kloster zu gehn, heißt sterben, ehe man

„ aufgehört hat, zu leben.“ Setzt ihr Bruder hinzu: „ O Vater, laßt mir meine Schweſter, ſie ſoll meine „ Gefährtinn, meine Freundinn ſeyn.“

Der Prinz bleibt unerbittlich; das Kloſter iſt für ihn der einzige Zufluchtsort, den ein unbegütertes Frauenzimmer von Stande wählen kann. „ Mein „ Sohn ſoll mein ganzes Vermögen beſitzen, um den „ Glanz der Familie zu erhalten: und wer wird Ju„ liane ohne Vermögen zur Gattinn wählen?“

„ Ich!“ rief ich in einem Augenblick des Enthuſiasmus aus, in welchem ich vielleicht die Vorſchrift der Schicklichkeit vergaß.

Der Prinz ſtaunte, ſein ſtrenger Blick ward milder. Ein Beifallächeln ſeines Sohns, eine Thräne in Juliannens Auge hatte mich ſchon belohnt. Der Prinz nahm mich bey Seite. Wir hatten eine weitläuftige Unterredung. Mein Anerbieten gefiel ihm, er kannte meine Familie, er wußte, daß mein Vater ein reicher Mann, und ich ſein einziger Sohn war. Er glaubte, wie viele ſeines Gleichen, daß meine freywillige Verbannung nur von kurzer Dauer ſeyn würde.

Ich übergehe die erſten Jahren meiner glücklichen Verbindung.

Der Prinz von Santa-Fede hatte Güter in der Lombardie und einige im Königreich Neapel. Nach

und nach verlohr er sie in beyden Ländern. Minder ungläubig und die Fortschritte meiner Landsleute vorhersehend, hatte ich ihm oft gerathen, auf die Zukunft zu denken, und mit seinen Einkünften haushälterisch umzugehen, und dieser Vorsorge allein danken wir jezt unsre Existenz.

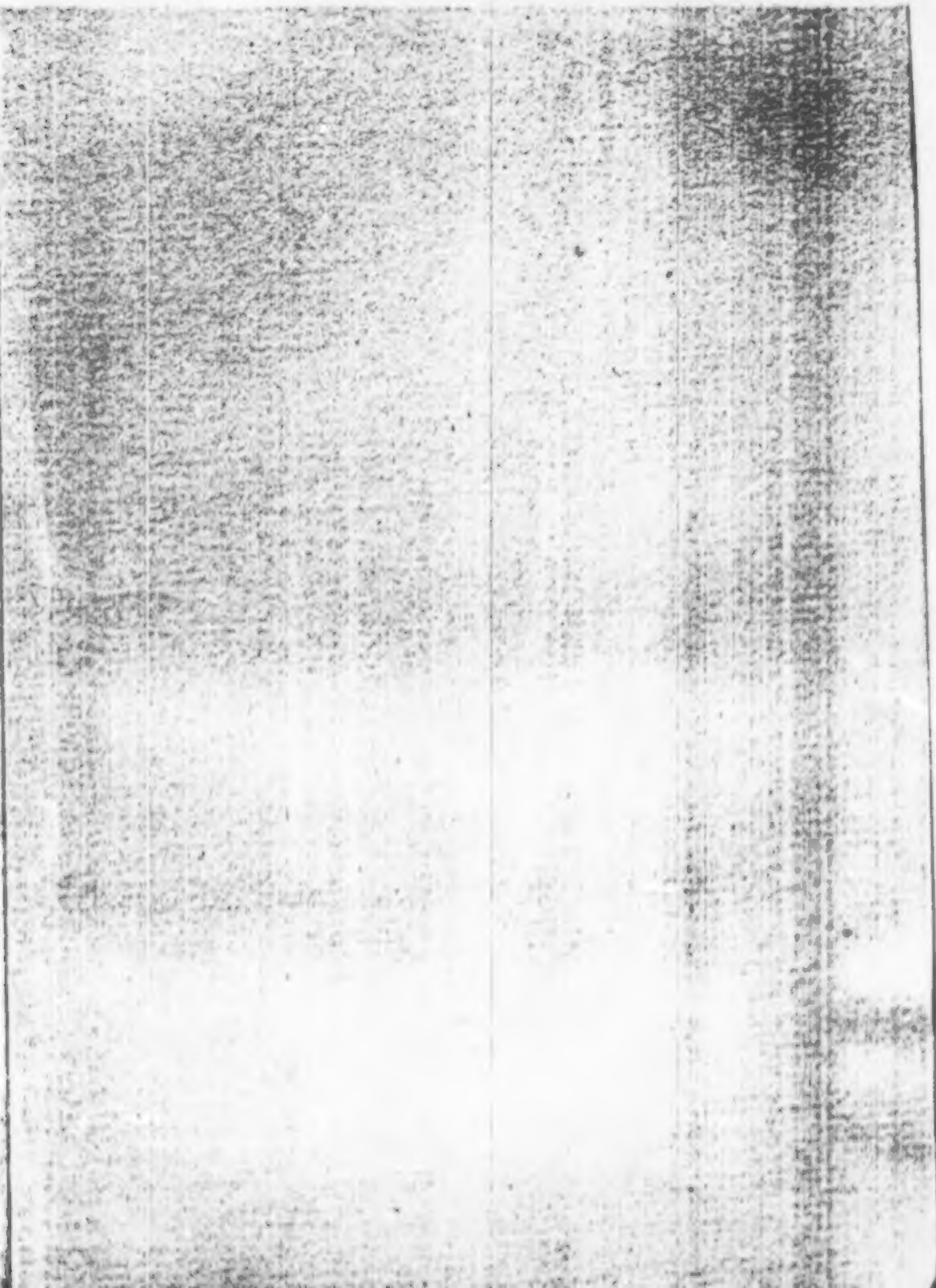
Ein großer Theil Italiens wurde von den Franzosen erobert, wir hatten uns nach Florenz geflüchtet, und auch diese Stadt wurde von den Feinden bedroht. Endlich fiel die Binde von den Augen des Prinzen. Er glaubte nun an die Siege der Franzosen, und an die Dauer einer Revolution; er fürchtete sogar, sie werde sich über ganz Europa verbreiten. Unruhig und traurig, dachte er nun an nichts, als was er zu thun habe, um sich zu retten. Ein reicher Engländer, der große Besitzungen in Amerika gekauft hatte, machte ihm den Vorschlag, mit ihm dahin zu gehen. Wir alle billigten diesen Vorschlag und überredeten ihn dazu, seine Einwilligung zu geben. Wir reißten ab. Die Seereise war glücklich. Wir kamen in Boston an, ohne einen widrigen Vorfall erlebt zu haben. Der Prinz kaufte einige schöne unbebaute Ländereyen, die wir urbar machten, und deren Einkünfte gerade hinreichten, um davon leben zu können.

Aber niemand verläßt sein Vaterland ungestraft mitten in der Laufbahn des Glücks, niemand die süßen

Gewohnheiten seiner Heimath. Der Prinz war traurig und verschlossen, sein ganzes Wesen verrieth den Kummer, der an seinem Herzen zehrte. Er wurde von einer gefährlichen Krankheit befallen. Juliane kam nicht von seinem Lager, und pflegte ihn mit kindlicher Liebe. Nun trat eine stille Schwermuth an die Stelle des lauten Unwillens. Er blickte nicht mehr sehnsuchtsvoll nach Italien hin, dessen Erinnerungen ihm überall nachfolgten, er sah nur nach den Schönheiten der malerischen Gegenden, die wir izt bewohnten. Der wechselnde Schmelz des Grüns, der Wohlgeruch der Blumen, die um uns her blühten, hatte sie beide wieder für frohe Empfindungen empfänglich gemacht. Er ward ruhiger. Die majestätische Wälder Amerikas entschädigten ihn für die reizende Güter Italiens, und da die Natur überall schön ist, so entdeckte er auch hier Schönheiten, die ihm durch den Reiz der Neuheit doppelten Genuß gewährten.

Mögen andere, die alles zu ergrübeln vermeinen, es mit philosophischem Scharfsinn erklären, weshalb Menschen, die in ihren Meynungen ganz verschieden sind, und sich deshalb im Vaterlande hassen und verfolgen, sich willig nähern; wenn sie sich ausser ihrem Vaterlande befinden. So viel ist gewiß, wir lebten in dem besten Einverständniß mit Leuten, deren Grundsätze ganz und gar nicht mit unsern harmonirten. Wir suchten uns wechselseitig auf, freueten uns herz-

lich, wenn wir zusammentrafen, und trennten uns ungern; hätten wir aber in Frankreich in der nemlichen Stadt gewohnt, so würden wir uns gewiß mit großer Sorgfalt vermieden haben. Ach! Es ist so süß, zweytausend Meilen entfernt vom Vaterlande davon sprechen zu können, sich seiner zu erinnern und zu klagen, daß man davon getrennt ist; allmächtig ist diese Liebe zum Vaterlande, immer wird sie uns hindern, in der Fremde ganz glücklich zu seyn.

Juliane's sehnlichster Wunsch ist erfüllt, sie ist Mutter, aber sie hat die reizenden Gegenden ihres Vaterlandes noch nicht vergessen; ihr Vater ist verständiger geworden, er bedauert nicht mehr seine Landesleute um den Verlust der schimmernden Kinderklappern menschlicher Eitelkeit, doch er ist in den Appeninen gebohren, und sein innigstes Verlangen bleibt immer, noch einmal vor seinem Tode den balsamischen Duft des Lavendels und des Thymians einzuathmen, den diese Gebirge aushauchen, und auch ich seufze mit ihm, ach nur noch einmal mögte ich mein Auge an dem Ufer der Loire weiden, und all' meine Sehnsucht, all' mein Kummer wäre gestillt.

C. Müchler.